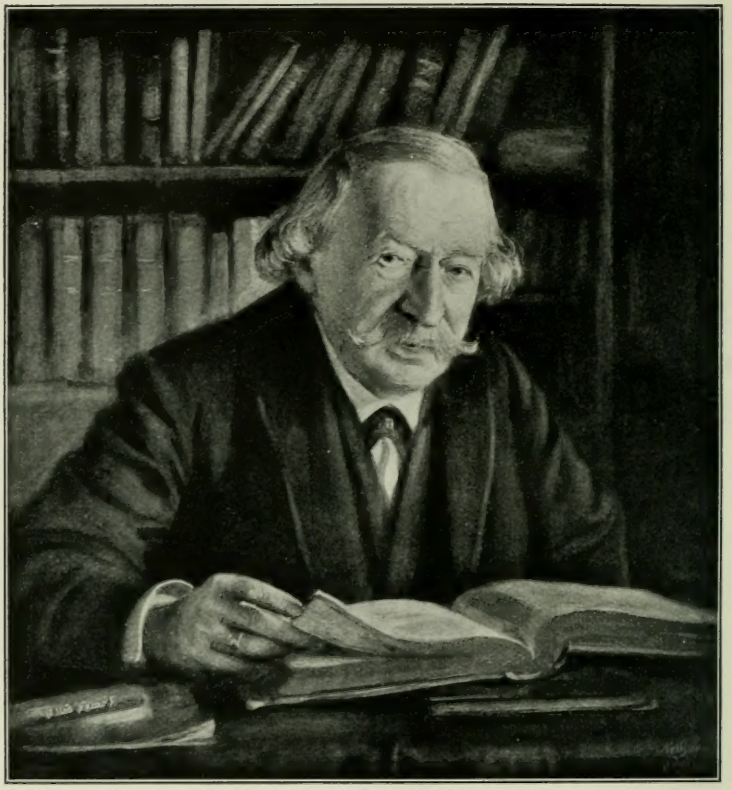
UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01520008 2

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/faustvomursprung00scha

Faust



Oskar Schade

Sprachen und Dichtung sanneſt du nach und Dauerndes ſchufſt du;
Segen und Licht war dein Pfad: alſo gewannſt du das Ziel.

Rudolf Schade

Nach dem Gemälde von Arthur Weiß in der Königlichen Univerſität zu Königsberg

F 2676
.Y5

Faust

Vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe

Von

Oskar Schade

weiland ordentlichem Professor der deutschen Sprache und Literatur an der Universität Königsberg

Herausgegeben

von

Rudolf Schade

222748
12. 5. 28

Verlag Karl Curtius in Berlin
1912

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Germany

Der vorliegende „Faust“ bildet eine Einführung in den Goetheschen Faust, dessen Publikation meinem Vater am Herzen gelegen und ihn bis zuletzt beschäftigt hat. Keineswegs vornehmlich für einen engeren gelehrten Fachkreis gedacht, sondern an ein für dieses Thema stets aufnahmefreudiges größeres gebildetes Publikum gerichtet. Dem Ursprunge der Faustdichtung nachgehend, bis sie durch Goethe ihre Vollendung erhielt.

Es lag in der Absicht des Verfassers, das Werk nicht mit gelehrten wissenschaftlichen Anmerkungen zu durchsetzen und zu beschweren — das Erforderliche ist in den Text verwoben —, sondern Klarheit und Licht der Ideen auf den Leser wirken zu lassen.

Bei der Zerrissenheit der heutigen wissenschaftlichen Strömungen ist das Buch dazu angetan, das Spiegelbild einer ruhigen, kritischen, in sich gefestigten Anschauung zu geben und auch so befruchtenden Einfluß zu üben.

Ein ausführlicher Index, den ich ihm beigegeben — Namen- und Sachregister —, wird dem Leser gewiß nicht unwillkommen sein.

Berlin, im April 1912.

Dr. Rudolf Schade.

Wenn einer glauben wollte, daß heutzutage alles Heidentum unter uns ausgetilgt sei, der würde sich eines argen Irrtums schuldig machen. Man braucht nur die Sagensammlungen, die fleißige Hände zu nicht geringer Bereicherung und Hilfe mythologischer Forschung veranstalten, man braucht sie nur mit Einsicht zu lesen, um zu erkennen, wie die Sonne des Christentums, die nun weit über tausend Jahre unser Vaterland bescheint, gleichwohl noch immer nicht ganz, ich möchte fast sagen die irren Gespenster eines früheren, längst versunkenen Glaubens zu bannen und zu verscheuchen vermocht hat. Wie muß das aber erst in älteren Zeiten unter uns ausgesehen haben! Der mittelalterliche Katholizismus mit der Fülle seiner Kleingötterei war ganz dazu angetan, eine Herberge und Zufluchtsstätte der verscheuchten heidnischen Gottheiten zu sein, die sich, gleichsam wie Hilfeflehende, an die christlichen Altäre retteten. Die heidnischen Lebensgewohnheiten setzten sich allgemach in christliche um, ohne ausgetilgt zu werden, oder von ihrem Wesen zu viel zu verlieren, daß man die alten Züge an ihnen nicht wiedererkennen sollte. Christliche Feste fielen mit heidnischen zusammen oder wurden absichtlich auf heidnische Feiertage gelegt. Kirchen und Kapellen erhoben sich am liebsten da, wo die heidnische Gottheit verehrt worden, wo ihre Opferstätte oder ihr heiliger Baum gestanden hatte. Das Volk trat seine altgewohnten Wege, wenn es zur neuen Kirche ging oder Bittfahrten um seine Äcker hielt. Im deutschen Rechtsbrauch und Spruch erhielt sich viel heidnisches Wesen und

Formelwerk, wie auch sonst heidnische Namen hafteten selbst von Gottheiten, wie an den Wochentagen und manchen Festen, oder man setzte christliche an ihre Stelle, z. B. für die Blumen und Kräuter, christliche von Heiligen oder von der Jungfrau Maria. Indem diese namentlich an die Stelle der heidnischen Göttinnen trat, erwuchs auf solchem Boden bei uns wie anderswo der Marienkult mit seinen zahllosen Legenden, gleichsam ein christlicher Blumenflor auf heidnischem Acker. So trug die dichtende Sage ihre liebgewordenen alten Gestalten weiter. Wenn die Götter auch vielfach zu Menschen wurden, Göttersage zur Heldensage, immer gemahnten gewisse fast unaustilgbare Züge noch an das frühere Wesen, wie die leuchtenden Völsungsaugen Sigurds noch den lichten Gott Balder verraten. Überhaupt hat der Übergang ins Christliche nur sehr langsam stattgehabt. Wie noch im zwölften Jahrhundert vereinzelte gewaltige Ausbrüche eines verhaltenen Heidentums erfolgten, wie man, namentlich auf altem ripuarisch-fränkischen Gebiete mehr als einmal damals noch heidnische Symbole unter heidnischen Gesängen und massenhafter Beteiligung des Volks umherführte; so weht auch in der Volksdichtung damals und noch später durchaus kein rein christlicher Geist. In den Nibelungen sehen einige Gesichter noch recht heidnisch aus, keines eigentlich ganz christlich, sie scheinen zwischen beiden mitten inne zu stehen. Und doch stammt das Gedicht in der Gestalt, in welcher wir es haben, aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts oder ganz aus dem Anfange des dreizehnten, und doch ist es mit der durchaus christlichen Dichtung Parzival so gut wie gleichzeitig. Da sieht man recht, wie alte Gewohnheit und alter Glaube tief im Volke wurzelt. Erst die deutsche Kirchenverbesserung, die durch Luther in Bahn kam, rief dem heidnischen Treiben überhaupt ein energischeres Halt entgegen, wie man es bis dahin entweder nicht aussprechen

wollte oder konnte. Es ist höchst bemerkenswert, daß die polemischen Schriften der damaligen Zeit auf seiten der Protestanten immer mit Bedacht und Bewußtsein betonen, daß der Papismus voll Paganismus stecke, der ausgerodet werden müsse.

Gerade der der Reformation unmittelbar voraufgehenden Zeit des fünfzehnten Jahrhunderts gehört nun der Beginn einer der merkwürdigsten Erscheinungen in der innern Geschichte der Menschheit an, die ohne Zweifel mit dem Heidentum noch in Berührung gedacht werden muß, was man auch damals fühlte, aber entsetzlich mißbrauchte, ich meine den Glauben an allgemeinere größere Teufelsbünde, aus dem, in fürchterlicher Verirrung menschlicher Natur und Gerechtigkeit, jene Hexenprozesse hervorgegangen sind, die zwar nicht dem Christentume, aber einer christlichen Zeit Makel aufgebrannt haben, durch dergleichen kein Islam und kein Heidentum jemals geschändet worden ist. Die Hexenprozesse erhielten als Gegenstände geistlicher Inquisition ihre volle Bestätigung und gerichtliche Förmlichkeit durch Papst Innocens des Achten Bulle vom Jahre 1484, durch den von den drei päpstlicherseits bestellten deutschen Inquisitoren im Jahre 1487 verfaßten malleus maleficarum und durch die peinliche Halsgerichtsordnung. Sie dauerten das ganze sechzehnte und siebzehnte Jahrhundert entlang bei Protestanten und Katholiken; erst im folgenden nahmen diese Greuel ein Ende. Christian Thomasius, der Begründer der Universität Halle, hat den Ruhm, der Menschlichkeit wieder zu ihrem Rechte verholfen zu haben. Er kämpfte unerschrocken mit Wort und Schrift dagegen. „Er sprach so laut (sagt Friedrich der Große), daß man fortan solcher Händel sich schämte; und nun kann das weibliche Geschlecht in Frieden alt werden und sterben."

Hexenbündnisse und unzüchtige Buhlschaft mit dem Teufel — denn dies letztere ist ein wesentliches Stück —

hat es in Wirklichkeit niemals gegeben; das brauche ich wohl kaum zu bemerken. In Wirklichkeit hat es keine gegeben, aber das ist nicht zu leugnen, in der Einbildung — sowohl der Richtenden als der Gerichteten. Der Wahnglaube des Volks trug sich mit der Möglichkeit solcher Bündnisse, die die Gesetze infolgedessen als wirklich existierend verfolgten. Dadurch ward die Phantasie immer fieberhafter erregt, und bei vielen mag sich Einbildung und Einrede sogar bis zum Glauben an wirklich Erlebtes gesteigert haben. Man marterte den armseligen Opfern erst den Teufel hinein, um ihn dann wieder aus ihnen herausmartern zu können.

Im Glauben des Volks haben solche Bündnisse existiert, und zwar in jenem Aberglauben, der sich mit altgehegten heidnischen Reminiszenzen fortgenährt hatte. Dies letztere bezeugen unwiderlegbar Zeit und Ort, die man den Hexenzusammenkünften unterschob. Nach dem gemeinen Glauben in Deutschland fiel die Haupthexenfahrt auf die erste Mainacht, Walpurgis, d. h. auf die Zeit eines alten heidnischen Opferfestes und die Maiversammlung des Volks, auf einen der heiligsten Tage des Heidentums, an dem noch lang: Jahrhunderte die ungebotenen Gerichte vorzugsweise gehalten wurden, an dem noch heutzutage vielerorten das Maireiten stattfindet. Und so stimmt auch der Ort zum Heidentum. Denn die Hexen fuhren nach dem Volksglauben immer nur an Orte, wo vor alters heilige Opfer- und Gerichtsstätten waren; an Quellen, namentlich geheiligten Salzquellen, unter Linden und Eichen, auf Hügeln und Bergen trafen sie zusammen. Fast alle Hexenberge waren heidnische Opferberge. Und auch an den Gestalten der Hexen selber haftet heidnische Erinnerung. In sie spielt der alte Glaube an Zauberfrauen hinein, die das Schicksal Einzelner und ganzer Genossenschaften zu weissagen pflegten. Solchergestalt sind die Hexen in Shakespeares Macbeth. In

Heide und Höhle kommen sie zusammen, um in ihrem Kessel zu sieden, daraus sie weissagen. In ihrer Dreiheit gemahnen sie geradezu an die Schicksalsgöttinnen, wie in ihrem Namen: veirdsilters, Schicksalsschwestern, die das Werden, was werden soll, das Schicksal bestimmen; so heißen auch die drei nordischen Schicksalsgöttinnen in der Edda, die Nornen, Urdhr, Verdhandi und Skuld, das Gewordene, Werdende und Werdensollende. Überhaupt trug zum späteren Hexenglauben der alte Glaube an weise Frauen wesentlich mit bei, Frauen, denen man um ihrer Weisheit willen selbst eine Art Vergötterung zollen zu müssen glaubte: wie denn schon Tacitus diese germanische Frauenverehrung ausdrücklich hervorhebt, die im Rittertume nimmermehr zu solch einem Kult gedeihen können, wenn sie nicht auf tiefere Wurzeln gegründet gewesen wäre. Solche weise Frauen sind die Idisi des Merseburger Zauberliedes, die zwischen zwei Heeren sitzend, dem Kampfe Einhalt zu tun trachten. Von solchen weissagenden, begeisternden und heilbringenden Frauen ward vielfach angenommen, bei uns wie im Norden, daß sie durchs Land fahrend, an die Häuser der Menschen anklopften, die sie beglücken wollten. Aber wie gute und heilbringende, gab es auch, nach dem nordischen Glauben namentlich, den die Edda erzählt, übeltätige Weiber, Riesenweiber, die abendliche und nächtliche Ausfahrten hielten. Zwar wird nirgend erzählt, daß solche Zauberweiber an bestimmten Plätzen haufenweise zusammenkamen (nur die Walküren reiten zu zwölfen oder zwanzigen miteinander), und so könnten die nachmaligen Versammlungen der Hexen auf sie nicht zurückgeführt werden: das Vorbild dazu müssen wir vielmehr in einem anderen Stücke des alten Glaubens suchen, nämlich in den Umzügen der Götter und besonders der Göttinnen und den dabei Beteiligten. Der Glaube an solche Umzüge der Götter, um durch unmittelbare Nähe den

Sterblichen Segen zu spenden, war im germanischen Heidentum allgemein verbreitet. Sie fanden statt mit großem, besonders weiblichem Gefolge, vor allem der Walküren, jener göttlichen Jungfrauen, die die erschlagenen Helden auf der Walstatt erkoren und in die himmlische Wohnung des obersten Gottes geleiteten. So finden wir diese Walküren in dem Götterumzuge, der später zur wilden Jagd entstellt ward, wir sehen sie im Geleite der Frau Holda; und wenn beim Umzuge der Göttin Nerthus und ihres Symbols Frauen ganz besonders tätig erscheinen, so sind diese nur an die Stelle göttlicher Wesen getreten, wie denn auch irdische Jungfrauen unter der Bedingung jungfräuliches Standes und kriegerisches Gewerbes als Walküren in göttliche Dienste treten konnten. Zur Gewißheit wird diese Vermutung erhoben durch den Umstand, daß noch heutzutage in Niederdeutschland mancher Orten die Hexen mit einem den Walküren verwandten Namen Wålríderske genannt werden, d. i. Reiterinnen zur Walstatt, und daß die Hexenfahrt noch heute in vielen Gegenden geradezu Hollenfahrt, Fahrt zu oder mit Holda, heißt. Wie die Frau Holda, die milde segnende Göttin, später vom christlichen Standpunkte aus in eine Unholdin umgesetzt ward, so wurde auch ihr Gefolge als aus Unholden bestehend gedacht, und dies unholde nächtliche Gefolge, so wähnte man, bildeten die Hexen.

Doch hier trifft diese Herleitung ein wohlgegründeter Einwurf. Wie kommt es, daß, obschon die Hexenfahrten mit den Umzügen heidnischer Göttinnen zusammenhängen sollen, bei den Hexenversammlungen einer Göttin nie gedacht wird, sondern daß der Teufel, also ein männliches Wesen als Haupt und Führer derselben immer bezeichnet wird?

Der Teufel also. Der Teufel als personifizierter Inbegriff alles Bösen in Absicht und Wirkung, gegenüber einer

reinſten, die Summe alles Guten in ſich begreifenden und aus ſich wirkenden Perſönlichkeit, dieſer Dualismus (wie er ſich im zendiſchen Syſteme von Ormuzd und Ahriman tiefſinnig ausgebildet findet) iſt weder dem indiſchen, griechiſchen, noch dem deutſchen Götterglauben, ſoweit wir wiſſen, irgend jemals eigen geweſen. Zu uns Deutſchen, die wir keinen Teufel kannten, iſt er erſt im Gefolge des Chriſtentums aus dem Morgenlande übergeſiedelt worden. Zwar gibt es unter den Gottheiten unſerer heidniſchen Altvordern auch böſe und ſchädlich wirkende — man denke nur an Loki, die Schwarzelbe und an die Rieſenweiber des Nordlands — aber von einem nur annäherungsweiſe ausgebildetem Dualismus kann im germaniſchen Heidentum keine Rede ſein.

Selbſtverſtändlich haben wir es hier nicht mit einer dogmatiſchen oder philoſophiſchen Entwickelung des Böſen als eines im einzelnen Menſchen und der ganzen Menſchheit Wirkenden zu tun, ob es nun ein urſprüngliches oder nicht urſprüngliches ſei; wir ſprechen hier nur davon, wie das Böſe als Perſonifikation in der Überlieferung auftritt. Die moſaiſche Schöpfungsurkunde erzählt von der Entſtehung des Böſen und böſer Engel nichts. Das Daſein des Böſen wird ſtillſchweigend vorausgeſetzt: ſo ſcheint es wenigſtens nach dem Auftreten der Schlange, die die Eva verführt. Aber es wird dabei doch nicht ausdrücklich geſagt, daß der Böſe ſich in die Geſtalt der Schlange gehüllt. Die Sache bleibt im Dunkeln. Im Buche Hiob treten die Kinder Gottes vor den Herrn und Satan kommt mit ihnen: er hat das Land umher durchzogen, nun wird er ausgeſandt, Hiob zu ſchlagen und ſein Gottvertrauen zu prüfen. Hier führt Satan durchaus nicht die Rolle eines ſelbſtändigen, der Gottheit gegenüberſtehenden Gewalthabers, er hat nur die Nebenrolle eines Anklägers, Schädigers, aber voll Schadenfreude Verſuchers und Läſterers. Durchs Exil erſt wurden

die Juden mit jenem Dualismus bekannt, der sich unter ihnen rasch ausbildete und als Diener des obersten Bösen böse Dämonen aufstehen ließ. Zu Christi Zeit war die jüdische Dämonologie längst fertig entwickelt. An der Spitze der Dämonen steht Beelzebub, der Teufel oberster, als *διάβολος κατ' ἐξοχήν*. Diesen Beelzebub kennen wir aber aus dem andern Buche der Könige nur als einen heidnischen Götzen, den Ahasja, der König von Israel, befragen läßt. Dieser Götze ist also zum Teufel geworden und sogar zum Teufelmeister, ganz nach der nämlichen Umsetzung, nach der unsere germanisch heidnischen Götter den Bekehrern zu Teufeln geworden sind. Satan aber ist aus dem Himmel geworfen worden, dessen er früher teilhaftig war. Lukas 10, 18 heißt es: *ἐθεώρουν τὸν σατανᾶν ὡς ἀστραπὴν ἐκ τοῦ οὐρανοῦ πέσοντα*, ich sahe den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz. Hier ist er also aus dem Himmel verstoßen, ein abtrünniger Engel, der zur Hölle gefahren ist. Nicht wie ein fallender Stern fährt er nieder, dem der Volksglaube vielfach gute Bedeutung beimaß, wie ein vernichtender Blitzstrahl schlägt er in den Boden. Mit ihm waren auch seine übermütigen Gesellen aus dem Himmel verstoßen, — das gründet sich auf Apoc. 12, 9 und es ward geworfen der große Drache, die alte Schlange, genannt Teufel und Satan, der die ganze Welt verführet, geworfen ward er auf die Erde und seine Engel wurden mit ihm geworfen — die nun ein teuflisches Reich bildeten und ihr Heer durch gottlose Menschen zu verstärken trachteten, die sich gegen Sündenlohn ihnen häufig schon bei Leibesleben ergaben. So entstand der unbiblische Glaube an Bündnisse mit dem Teufel in der Fremde, nicht unter uns: er ward uns als ein bereits fertiger zugebracht.

In der christlichen Sage des Mittelalters nimmt Luzifer fast allgemein die Stelle Beelzebubs ein. Diese Namensübertragung ruht offenbar auf Jesaias 14, 12, quomodo

cecidisti de caelo, Lucifer, qui mane oriebaris? Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern? Der Name Luzifer für Satan scheint vor Anfang des vierten Jahrhunderts nicht in Gebrauch; Eusebius hat ihn, dann auch Hieronymus und die späteren Väter.

Die Herrschaft des Teufels erhielt in Deutschland einen nicht unansehnlichen Zuwachs, indem man die gestürzten heidnischen Götter als seiner Botmäßigkeit unterworfen betrachtete. Das hat aber nicht das Volk zu tun begonnen, das hat seine alten Götter nimmermehr zu Teufeln gemacht, seine Götter, an die sich ihm heilige oder doch liebe Erinnerungen knüpften, die auch nach der Bekehrung, zumal wenn sie gewaltsam geschah, sich noch lange nicht verwischten. Die Bekehrer waren es, die die Götter zu Teufeln machten, ich möchte fast sagen zu kleineren Teufeln, die dem Großteufel, den sie mitgebracht, untertan sein mußten. Die heidnischen Götter waren Kreaturen, Gebilde des Teufels, von ihm eigens hingesetzt, die Menschen zu berücken und zu verblenden. Indem nun nach und nach die Erinnerung an die alten Götter mehr schwand, setzte sich vieles von ihren Symbolen, ihrer Gestalt und anderes was mit ihnen in Verbindung war, nach und nach an den christlichen Teufel an, der dann auch das Haupt und der Führer der Hexen wurde. Und zwar dies um so mehr, als die Kirche es vornehmlich war, die gegen das Hexenwesen in so schrecklicher Weise vorging, die also auch Begriff und Gestalt ihres traditionellen kirchlichen Teufels dem Hexenwesen substituierte. So ist also jener Einwurf erledigt, warum bei den Hexenversammlungen, obschon aus den weiblichen Gefolgschaften weiblicher Gottheiten hervorgegangen, kein weibliches Oberhaupt fungiere. Es kurz nochmals zu sagen: also deswegen, weil es der christliche Teufel war, den man dort präsidieren ließ, der bereits längst der Vertreter auch aller heidnischen Teufel und Teufelinnen,

d. h. der vormaligen Götter des Volksglaubens geworden war.

Für ein aus der Fremde eingeführtes Wesen gebührt sich's wohl auch, den fremden Namen beizubehalten. Und so ist denn unsere gemeinste Bezeichnung Teufel auch das griechische *διάβολος*, gotisch diabaulus, ahd. tiufal, mhd. tiuvel, nhd. teufel. Das ist der gangbarste Name. Es gibt aber noch eine Reihe anderer, denen bald der Charakter, bald die Gestalt, bald der Aufenthaltsort des Teufels zugrunde liegt. Sie erklären sich leicht, aber ein schwer zu erklärender ist der Name vâlant, der bei Dichtern des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts sehr häufig, aber auch später noch vorkommt: bei Goethe im Faust Voland. So augenscheinlich er sich als alte Partizipialbildung gibt, wie wîgant, heilant, erscheint doch sein Stammwort nirgend im Hochdeutschen; nur aus ganz seltenen verwandten Wörtern im Angelsächsischen und Nordischen geht hervor, daß er ursprünglich „Verführer" bedeutet haben wird.

Ich sagte schon, daß sich vieles von den alten germanischen Göttern an den Teufel, den eingebrachten Fremdling, angesetzt habe. Es ist gegangen wie mit fremden Wörtern, die das Volk sich mundrecht macht: warum soll es fremde Gestalten oder Wesen ohne Gestalt, die es erst gestalten muß, sich nicht augenrecht machen? Und in der Tat scheint die Gestalt, in der das Volk bis auf den heutigen Tag sich den Teufel denkt, oder vielmehr die verschiedenen Gestalten, die Sage und Phantasie des Volks ihm zuschreiben, sie scheinen, mit wenigen Ausnahmen, alle dem deutschen Heidentume entnommen, von heidnischen Gestalten entlehnt zu sein. Das Volk hat den Teufel gewissermaßen nationalisiert. Nur sein hinkendes lahmes Bein dürfte als Denkzettel der Empörung ihm vom Sturze aus dem Himmel verblieben sein, wie einen solchen Sturz die orientalische Sage ausgebildet hat.

Ebenso ist die schwarze Farbe, die er zuweilen hat, im Gegensatze zu den lichten reinen Geistern, nicht bloß deutsche Vorstellung. Wo er rot erscheint, mag Erinnerung walten an den feuerroten Drachen der Apokalypse 12, 3, dargestellt in der Farbe des Zornes und Blutes. Aber anderes an ihm ist deutsch. Wenn er z. B. in den Volkssagen als Graumann oder Graumännlein bezeichnet wird, so gemahnt das an Odhin mit dem weiten grauen Mantel. Auch die meisten Tiergestalten, in die er sich zu hüllen pflegt, sind unserm Heidentum entlehnt. Bald erscheint er ganz in ihnen, bald sind sie nur angedeutet durch Bocksohr, Hörner, Schwanz oder Pferdefuß. In Pferdegestalt finden sich häufig Dämonen. Loki verwandelte sich einst in eine Stute. In der Sage von Bruder Rausch gilt die Pferdegestalt für die eigentliche eines Teufels, der sich in ein Kloster begeben und unter Mönchsgestalt die Brüder zu allen Lastern verführt, bis der Abt ihn in seine eigentliche Pferdegestalt wieder hineinbeschwört. Sehr alt ist auch die Vorstellung von der dem Teufel zustehenden Bocksgestalt. helleboc, Höllenbock, heißt er schon im dreizehnten Jahrhundert. In Sagen und Märchen erscheint er häufig als meckernder Bock. Alle Hexen dachten sich ihren Meister unter eines schwarzen Bocks Gestalt, dem sie bei den Zusammenkünften sonderbare Ehrenbezeugungen erwiesen. Der Bock war Donars heiliges Tier; gerade an ihn, den Wettergott, hängt sich häufig teuflische Vorstellung an. Oder es können auch die Bocksopfer, die als heidnische Kundgebungen so verpönt waren, nachher Anlaß gegeben haben, die Gestalt des dem Gotte geheiligten Tieres auf den späteren Vertreter des Gottes zu übertragen. Auch in Schweinsgestalt erscheint der Böse: das Schwein oder der Eber war das dem Gotte Fro vor allen heilige Tier. Mehr noch kommt jedoch Hundegestalt vor. hellehunt heißt er schon in einem sehr alten Liede; als schwarzer Hund er-

scheint er in vielen Sagen, wie die Edda schon einen Hund in der Hölle annahm, daher man dabei nicht an den Cerberus zu denken braucht. Die Erscheinung des Teufels als Schlange dagegen scheint orientalisch, von der verführenden Schlange im Paradiese genommen, auch seine Drachengestalt wird auf jenen großen feuerroten Drachen der Apokalypse zurückzuführen sein, wenngleich der einheimische Glaube an Drachen und Lindwürme mit hineinspielen mochte. Entschieden orientalisch scheint zwar die Vorstellung als Fliege, von jenem akkaronischen Beelzebub, Fliegengott, entlehnt, — auch der zendische Ahriman nimmt Fliegengestalt an — und doch kommt es auch in der nordischen Sage vor, daß Loki sich in eine Fliege verwandelt, wie auch in anderen Sagen böse Geister als Fliegen umherschwärmen oder in dieser Gestalt aus den Menschen ausfahren.

Der Glaube an die Vermischung der Menschen mit Dämonen braucht nicht zu ruhen auf Genesis 6, wo die Söhne Gottes, d. h. die Engel mit den Töchtern der Menschen in Verkehr treten. Wie in allem Heidentume, so hat auch im germanischen zwischen Göttern und Menschen ein inniger Verkehr geherrscht. Wie Riesen sich den Menschen verbinden und Hausgeister ihnen dienen, begonnene Arbeiten bei nächtlicher Weile vollenden und dem Hause Gedeihen und Segen bringen, so sind auch Menschen zu den Göttern emporgestiegen — nach der Edda lebte Erich zehn Jahre bei Odhin — und Götter zu den Menschen herab, die grünen Wege der Erde zu wandeln. Freija, die Göttin der Liebe, war einem sterblichen Manne vermählt, der sie untreu verließ: goldene Tränen vergießend, zog sie in weiter Welt umher unter fremden Völkern, den Gatten Odhr suchend. Und so findet es sich, daß auch männliche wie weibliche Wassergeister mit irdischen Jünglingen und Jungfrauen sich verbinden. Später trat der

Teufel an die Stelle dieser heidnischen Wesen, er war es, der im Hause als Kobold diente, der das Gedeihen förderte, indem er bei Nacht Gold durch die Luft zutrug, er war es, dem dann auch Verbindungen mit den Töchtern der Menschen angedichtet wurden. So mochte der Glaube an Teufelsbünde und Teufelsbuhlschaften, wie wir ihn nachmals im Hexenwesen so grell hervortreten sehen, schon früher aus unschuldig heidnischen Verbindungen entstanden sein, ehe er seitens der Kirche und der weltlichen Justiz so scharf betont und als greuelvolles wirkliches Verbrechen bestraft ward.

Die älteste Sage von einem Teufelsbunde, die wir kennen, zugleich im Mittelalter neben andern bei weitem die berühmteste, ist die Sage von Theophilus. In der anatolischen Kirche im sechsten Jahrhundert aufgekommen (wenigstens spielt sie in dieser Zeit) ward sie um das Jahr 800 ins Abendland verpflanzt und von da ab bis zum sinkenden Mittelalter lateinisch und in den Volkssprachen, prosaisch und poetisch, bearbeitet.

Die älteste Erzählung dieser Sage ist griechisch geschrieben, ihr Verfasser nennt sich Eutychianos. Sie lautet im wesentlichen so:

Zur Zeit der Persereinfälle ins römische Reich (also um 540) lebte zu Adana in Cilicien als aconomus (d. i. vicedominus, archidiaconus) an der Kirche daselbst ein frommer, gottesfürchtiger Mann, namens Theophilus. Bei der Geistlichkeit wie beim Volke in gleicher Gunst, ward er nach des Bischofs Tode zu dessen Nachfolger erwählt, lehnte jedoch voll Demut die Wahl ab. Darauf wählte man einen andern, und dieser, durch Verleumder verblendet, beraubte den Theophilus seines Amtes. Im tiefsten gekränkt und völlig außer sich verliert Theophilus jetzt allen Halt und wendet sich an einen Juden der Stadt, der im Rufe der Zauberei stand, und bittet ihn um Hilfe, daß er sein Amt wieder erhalte. Der Zauberer führt den Theophilus in der

folgenden Nacht in den Zirkus der Stadt, und ermahnt ihn, vor keinem Anblicke zu erschrecken, noch sich, was er auch immer sehen möge, mit dem Zeichen des Kreuzes zu bezeichnen. Dort treffen sie eine Menge Männer an, die mit brennenden Kerzen umherziehen und Lobgesänge dem Satanas zu Ehren singen, der in der Mitte thronend, ihre Huldigungen entgegennimmt. Auch Theophilus fällt vor ihm nieder und küßt ihm die Füße, wird als Eindringling erkannt, da er aber allen Befehlen Satans zu gehorchen verspricht, aufgenommen. Er muß darauf Jesu und der Maria entsagen und eine von ihm selbst geschriebene, mit Wachs besiegelte Urkunde ausstellen. Dafür erhält er die Zusicherung des höllischen Beistandes. Und dieser läßt sich auch alsbald spüren; denn am folgenden Tage wird er vom Bischofe auf die ehrenvollste Weise in sein Amt wieder eingesetzt und führt fortan ein übermütiges Leben, bis er doch endlich in sich geht, seine Sünde bereut und vierzig Tage und Nächte hindurch in einer Kirche der heiligen Jungfrau sie um Rettung anfleht. Sie läßt sich endlich erweichen, bewegt auch ihren Sohn, dem Sünder zu verzeihen, schafft dann die von Theophilus ausgestellte Urkunde wieder herbei und legt sie ihm, während er in der Kirche eingeschlafen ist, auf die Brust. Erwachend findet er die Schrift, tut öffentlich Bekenntnis und Buße seiner Sünde, rühmt die Gnade der ihm dreimal erschienenen heiligen Jungfrau, verbrennt die Teufelsverschreibung und stirbt den Tag darauf eines seligen Todes. Später ist dieser Theophilus unter die Heiligen versetzt worden.

Diese der anatolischen Kirche eigene Sage hat offenbar den Hauptzweck, die Macht der heiligen Jungfrau recht augenscheinlich darzustellen und dadurch ihre Verehrung mehr und mehr auszubreiten, die etwas früher schon sich auszubilden begonnen hatte.

Die Theophilusſage überſetzte dann ein gewiſſer Paulus, Diakon zu Neapel, ins Lateiniſche und brachte ſie dadurch ins Abendland herüber, Ende des achten oder Anfang des neunten Jahrhunderts. Hier fand ſie ungemeine Verbreitung. Die als dramatiſche Dichterin bekannte Gandersheimer Nonne Hroswitha bearbeitete ſie in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts in Hexametern: lapſus et converſio Theophili vicedomini. Eine andere lateiniſche Bearbeitung in leoniniſchen Verſen wird Marbod, dem Biſchof von Rennes im Anfange des zwölften Jahrhunderts zugeſchrieben. Weitererzählt und dadurch überall hin getragen ward die Geſchichte durch Vincentius Bellovacenſis († 1264) im Speculum historiale, durch Bonaventura († 1274) in ſeinem Speculum beatae Mariae virginis, durch Jacobus a Voragine († 1298) in ſeiner Historia lombardica oder Legenda aurea und durch andere in anderen Legendenſammlungen. Angelſächſiſch erſcheint ſie ſchon im Ausgange des 10. Jahrhunderts in den Homilien des Erzbiſchofs Aelfric († 1006), es gibt altſchwediſche und isländiſche Erzählungen davon, poetiſche Bearbeitungen in nordfranzöſiſcher und altflämiſcher Sprache. Und ſo kann es nicht wunder nehmen, daß auch in Deutſchland die Dichter dieſen Sagenſtoff willkommen hießen. Der erſte, der ihn behandelte, war ein Dichter des 12. Jahrhunderts, der ältere Hartman in ſeiner rede von deme glouben, in der die Erzählung von Theophilus eine Epiſode bildete. Hartman hat ſchon manche Abweichung von der urſprünglichen Sage: er kennt die Vermittlung des Juden nicht, Theophilus ſagt nur Gott, nicht der Maria ab, Gott iſt's, der den Teufel zur Herausgabe des Briefes zwingt, den der Teufel dann von oben aus der Luft herabwirft. Nachher hat der Dichter des großen Paſſionals, der dem Mittelrhein angehörte und unmittelbar nach der Mitte des 13. Jahrhunderts dichtete, die Sage in ſein weitſchichtiges Werk

mit verwebt. Hier tritt die Vermittlung des Juden wieder ein, aber sie geschieht nicht durch das Fest im Zirkus, das gar nicht erwähnt wird, sondern der Teufel wird durch den Juden beschworen.

Bereits im dreizehnten Jahrhundert ist die Theophilussage auch dramatisch behandelt worden, durch Ruteboeuf, einen der bedeutendsten nordfranzösischen Dichter der damaligen Zeit. Dann hat sie auch in Deutschland dramatische Bearbeitung erfahren, aber, wie es scheint, erst im fünfzehnten, kaum wohl im vierzehnten. Diese deutschen dramatischen Bearbeitungen — denn es sind ihrer mehrere — verdienen, daß wir uns etwas bei ihnen verweilen. Es sind ihrer drei, alle niederdeutsch; sie stehen in näherer Beziehung zueinander.

Zuerst die dramatische Bearbeitung der Sage, oder vielmehr nur eines Teiles derselben, die in einer Handschrift aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, jetzt in Trier, auf uns gekommen ist. Der Verfasser ist unbekannt, er war offenbar ein Niederdeutscher, der aber namentlich manches aus der Sprache zwischen Maas und Rhein, zwischen Jülich und Cleve, sich angeeignet hatte, also manches Niederrheinische. Einen guten gereinigten Text mit Anmerkungen und Wörterbuch hat von dieser Bearbeitung gegeben Hoffmann von Fallersleben (Hannover 1853).

Das Stück hat achtundzwanzig Personen und zählt in einer Folge von neun Szenen etwas über achthundert Verse. Es beginnt mit einer kurzen Inhaltsanzeige von sieben Versen, die gesungen worden ist (wohl von einem Chor), wenigstens ist sie zweistimmig mit Noten bezeichnet. Darauf kommt der Bote, der das Spiel verkündigt. Die erste Szene stellt eine Bischofswahl dar, die das Domkapitel vornimmt. Auf den Vorschlag des Propstes soll Theophilus gewählt werden. Er lehnt aber ab und eine neue Wahl beginnt. Sie fällt auf einen, der dem Propste nicht behagt, daher er

zornig sich entfernt; nun wählen sie ihn. Die Wahl wird ihm gemeldet, er kommt zurück, man überreicht ihm, in symbolischer Bekräftigung der Übergabe des Bistums, Kraut und Wein, und führt ihn auf den Bischofsstuhl. Er tritt sein Amt an und läßt sogleich einen Befehl laut werden, daß jeder, der seine Pfründe empfangen wolle, fleißig zu Chor gehe. Dem widersetzt sich Theophilus als einer Härte, der Bischof verlangt Bestrafung des Widerspenstigen, keine Gegenvorstellung hilft. Theophilus muß auf des Bischofs Befehl das Stift räumen. Heftig, wie er ist, wirft er unter bittern Klagen dem Bischofe Chorrock und Chorkappe vor die Füße und zieht ab. Nun gerät er in eine Gesellschaft junger Leute, die beim Biere sitzen. Ein Gaukler ist unter ihnen, der seine Künste zeigt. Theophilus fragt ihn, ob man den Teufel wohl zu sich laden könne, ohne daß es der Seele schade. Der Gaukler meint, das sei eine sehr prekäre Sache, die meist nicht gut ablaufe; er möge sich damit lieber an die Juden wenden. Theophilus geht zu den Juden. Er will Jude werden, wenn sie ihm zu Geld verhelfen. Sie trauen ihm nicht und gehen auf sein Begehren nicht ein. Da entschließt er sich denn, des Teufels zu werden; sie sollen ihm wenigstens sagen, wie er zu dem gelangen könne. Man rät ihm ab, aber er läßt sich nicht bedeuten, und so weist man ihn nach einem Orte namens Ovelgönne, einem Raubhause, wo früher alle Schandtaten begangen worden, bis Gott dem Dinge endlich Einhalt getan. Dort wohne jetzt der Teufel, dort könne er ihn ohne Zweifel finden. Theophilus bedankt sich und folgt der Weisung. Er beschwört am angegebenen Orte den Teufel, bringt sein Anliegen vor und erhält Zusicherung des Gewährs, unter der Bedingung, daß er sich ihm mit Leib und Leben verschreibe, und zwar in aller Form Rechtens, mit Brief und Siegel. Ehe er aber zu schreiben beginnt, soll er noch Gott abschwören und was an Gott erinnert. Theophilus will es eingehen, alles ab-

ſchwören, nur nicht die Jungfrau Maria. Allein Satan beſteht auf ſeiner Forderung. Theophilus tut wie verlangt und unterzeichnet den Vertrag. Dieſe Handfeſte bringt Satan ſeinem Oberherrn Luzifer in die Hölle, der nicht wenig erfreut darüber, dem Theophilus Gold und Silber zu bringen und ein herrliches Leben zu verſchaffen befiehlt. Das tut denn auch Satan, er bringt koſtbare Kleider, Silber und Gold, daß er alle Mächtigen zu Gaſte bitten kann, und Edelſteine, um die Weiber ſich hold zu machen. Dieſen Ort ſelbſt, an dem ſie ſich befinden, die Ovelgunne, weiſt er ihm zum Wohnſitze an, daß er auf dieſer Burg herrlich und in Freuden leben möge. (Man muß ſich die Ovelgunne als ein verlaſſenes Schloß denken, das nun durch Satans Hilfe wieder in vollen Stand geſetzt wird.) Theophilus iſt alles zufrieden und freut ſich des bevorſtehenden Wohllebens. Nun ſingt der Chor wieder wie im Anfange auf dieſelben Noten und kündigt zugleich die Fortſetzung des Spiels an, die aber nicht vorhanden iſt, weder in der Trierer Handſchrift noch in irgendeiner andern. Der Chor ſingt:

Silete, ſilete, ſilentium habete!
ôk ſal ju werden vort vertalt,
wo Theophilus mit gewalt
overtôch den biſchop ſtark,
de êrſt gewalt an eme wark.

Alſo Theophilus überzog den Biſchof mit Gewalt, d. h. er befehdete ihn, davon ſollte die Fortſetzung handeln, ein zweites Stück, oder, wenn man will, da es ſich unmittelbar anſchloß, ein zweiter Akt. Mit dieſer Befehdung des Biſchofs aber konnte doch das Ganze nicht ſchließen; es mußte noch zur Reue und Umkehr des Sünders kommen und zu ſeiner Erlöſung mit Hilfe der heiligen Jungfrau. Da dieſe Begebenheiten nun als nächſte Fortſetzung nicht

mit angekündigt wurden, so bleibt nichts anderes über, als anzunehmen, daß sie ein drittes Stück oder einen dritten Akt bildeten. Auf diesen Schluß war auch das Ganze angelegt; denn vorn im Eingange des Stückes heißt es, indem dort die Summe aller drei Stücke oder Akte zusammengefaßt wird:

Silete, silete, silentium habete!
nu hôrt, wo sik Theophil gaf
dem duvele unde dar wieder af
mits Marien wart verlôst,
dei alter sunder is ein trôst.

und nun heißt es weiter:

des sal men ju dôn êrsten schîn,
wo hei nein bischop wolde sîn.

Der Chor gibt also zuerst den Inhalt des ganzen dreiteiligen Stücks an und dann den Inhalt des ersten Teils. Am Schlusse desselben folgt die Ankündigung des zweiten, wie wir schon sahen, und daß es auf einen dritten abgesehen war, zeigt die eben erwähnte Ankündigung des Ganzen. Es war darauf abgesehen, freilich läßt sich auch mehr nicht sagen, denn es ist ja möglich, daß der Dichter die beiden andern Teile gar nicht gearbeitet hat, weil er nicht konnte oder nicht wollte, oder weil er darüber gestorben ist, oder was für Gründe dabei sonst im Spiele gewesen sein mögen.

Das ist also die erste dramatische Bearbeitung der Theophilussage: wie steht es mit den beiden andern? Enthalten diese vielleicht die Fortsetzung. Ja, allerdings enthalten sie eine Fortsetzung, aber nicht die Fortsetzung, d. h. nicht die zu unserm oben behandelten Stücke, dem ersten Teile gehörige. Sie behandeln nämlich in einem Stücke, unmittelbar hintereinander, ohne irgendwelche Teilung,

den ganzen Sagenstoff, berühren sich aber, bei mannigfacher Abweichung in der Handlung, in den Worten und ganzen Versen vielfach mit dem ersten Teile, ruhen also auf ihm, soweit dieser die Sage behandelt hat, haben ihn vor sich gehabt. Beide Bearbeitungen wissen aber nichts von der am Schlusse jenes ersten Teils angekündigten Rache am Bischofe, der befehdet werden sollte und wo es doch zu allerhand Szenen gekommen sein müßte, die selbst eine zusammenfassende Bearbeitung nicht ganz hätte vorbeigehen können. Aber die Sache wird gar nicht berührt. Ist das nicht vielleicht darum geschehen, weil dieser zweite Teil, die Befehdung des Stiftes, gar nicht existiert hat? Das scheint die vorhin ausgesprochene Vermutung zu bestätigen. Aber man wird darüber nicht recht ins klare kommen. Es sei ihm übrigens wie ihm wolle; gehen wir zur Betrachtung der beiden andern Bearbeitungen über.

Die eine davon, die größere, die fast tausend Verse zählt, ist in einer Stockholmer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, auf der dortigen Königlichen Bibliothek, überliefert. Einen diplomatisch genauen Textabdruck hat der englische Gelehrte Dasent 1845 in seinem Theophilus gegeben, worin er, nach einer lesenswerten Einleitung über die Literatur der Sage auch noch eine Reihe anderer Bearbeitungen, in isländischer, altschwedischer, nordfranzösischer, angelsächsischer und anderen Sprachen mitteilt. Einen gereinigten Text verdanken wir auch hier wieder Hoffmann von Fallersleben in seinem zweiten Theophilus, ein Buch, das als Fortsetzung jener Ausgabe des in der Trierer Handschrift überlieferten Spieles zu betrachten ist. „Theophilus, niederdeutsches Schauspiel in zwei Fortsetzungen, aus einer Stockholmer und einer Helmstädter Handschrift. Hannover 1854."

Der Inhalt des in der Stockholmer Handschrift überlieferten Theophilus ist dieser.

Das Spiel beginnt, ohne welche Vorreden, unmittelbar mit der Bischofswahl. Vom abtretenden Bischofe, der des Amtes müde ist, wird Theophilus vorgeschlagen; aber das ganze Kapitel ist einstimmig dagegen. Sie sprechen harte Beschuldigungen gegen ihn aus, und so kann von seiner Wahl nicht nur nicht die Rede sein, sondern da er zu übermütigen Äußerungen fortgerissen wird, schließt man ihn aus dem Kapitel aus. Er verliert seine Pfründe und muß fort. Arm und hilflos wie er nun ist, trifft er einen Schwarzkünstler, der sich seiner Wissenschaft berühmt, Geld und Gut herbeischaffen und selbst den Teufel zwingen zu können. Theophilus wendet sich an ihn, erzählt ihm sein Schicksal und gibt ihm die Absicht zu erkennen, sich dem Teufel verschreiben zu wollen. Hier muß nun offenbar eine Lücke sein, denn ohne weitere Antwort des Nigromanten beginnt sogleich die von Theophilus gesprochene Beschwörung des Teufels. Satan erscheint und fragt nach seinem Begehren: er soll Silber und Gold herbeischaffen. Aber er will das nicht ohne eine Handfeste in aller Form Rechtens tun, auch soll Theophilus vorher noch Gott und seine Mutter abschwören. Zwar weigert er sich in bezug auf die Maria, allein was hilft's, er muß endlich, da jener nicht nachgibt, darauf eingehen, allem abschwören und seine Seele förmlich verschreiben. Die Schrift bringt Satan in die Hölle seinem Gebieter Luzifer, der dafür bereitwillig nun alle weltlichen Kostbarkeiten spendet, die Satan dem Theophilus bringt und ihm fürs ganze Leben die Hülle und Fülle aller irdischen Güter weiter verheißt. So weit ging auch jener erste Teil; aber er war weiter ausgesponnen, in der Bischofswahl, in der Szene mit den Juden (die hier ganz fehlt) und in anderem. Man erkennt es auch an der Verszahl: dort waren es achthundert, hier sind's bis zu diesem Punkte nur fünfhundert Verse. Nun geht die Geschichte weiter. Theophilus ist auf einem Spaziergange

mit ein paar Dienern, als er einen Haufen Leute gewahrt, bei dem er sich, namentlich mit den Weibern, die darunter sind, Amüsement verspricht. Der eine Diener hat ihn darauf aufmerksam gemacht, als der andere erkennt, daß diese Schar Leute dastehe, um einen Prediger zu hören, der eben die Kanzel besteigt. Er fordert Theophilus auf, den Prediger mit anzuhören (so hat dieser Diener gewissermaßen die Rolle eines Schutzengels stillschweigend erhalten); und Theophilus leistet der Aufforderung Folge, trotz dem Abmahnen Satans, der hastig erscheint. Der Prediger hatte das Evangelium vom Zöllner, den Christus aufstehen und ihm folgen hieß. Er predigt so ergreifend, daß Theophilus' Herz erweicht wird, daß er an seine Brust schlägt, seine Sünden bitter bereut und sich an die heilige Jungfrau um Hilfe und Rettung wendet. Maria erscheint, er fleht sie an, sie weigert zuerst, aber seinem erneuerten Flehen verheißt sie, Fürbitte bei ihrem Sohne einzulegen. Sie tritt vor diesen und bittet mit beredten Worten. Christus kann sich nur wundern, wie sie ihn (so sagt er) um ein so stinkendes Aas bitten könne. Da fällt sie ihm zu Füßen und beschwört ihn bei allem was ihre mütterliche Liebe ihm je getan, sich dieses Sünders zu erbarmen. Da kann der Sohn nicht widerstehen: er heißt sie aufstehen und zu weinen aufhören. Der Sünder soll erlöst sein, wenn sie imstande ist, den Brief, durch den er sich dem Teufel verschrieben, aus der Hölle wieder herbeizuschaffen. Freudig eilt Maria zu Theophilus, verkündigt ihm seine bevorstehende Rettung und zitiert sogleich Satan, den sie den Brief herbeibringen heißt. Er macht allerhand Ausflüchte, bis sie ihm ernstlich gebietet, auf der Stelle zur Hölle zu fahren und den Brief zur Stelle zu schaffen, der unter Luzifers Zunge verborgen liege. Satan geht und erhält von Luzifer den Brief, da hier Widerstand unmöglich ist. Er bringt ihn der heiligen Jungfrau, die ihn dem ein-

geschlafenen Theophilus aufs Herz legt. Er erwacht und findet ihn freudig entzückt und in höchstem Dank gerührt, gelobt er, ein reines Leben und das Lob seiner Retterin ewig zu preisen.

Wir kommen zur dritten, wiederum kürzeren dramatischen Bearbeitung der Theophilussage, die ebenfalls in einer Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts, früher zu Helmstädt, jetzt zu Wolfenbüttel, überliefert ist. Bruns hatte sie in seinen altplattdeutschen Gedichten, die er im Jahre 1798 herausgab, mit abdrucken lassen, ohne zu ahnen, daß das Stück ein Drama sei, wie denn auch der Abschreiber dasselbe offenbar als Erzählung behandelt hatte. Als Drama erkannte es zuerst Mone (im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1834, S. 274). Dann hat Sommer in seiner gelehrten kleinen Schrift De Theophili cum diabolo foedere (Berlin 1844), worin er die Geschichte der Theophilussage gründlich behandelt, hat Sommer es versucht, das Stück in Szenen zu ordnen und zugleich den Text an einer Reihe von Stellen berichtigt. Nach ihm besorgte dann eine Ausgabe Ludw. Ettmüller in Zürich mit dem Titel „Theophilus, der Faust des Mittelalters" in der Bassleschen Bibliothek der deutschen Nationalliteratur, 17. Bd., 1849. Es ist das eine ganz eigenmächtige Konstituierung des Textes, dem er häufig ganz fremdartige Formen eingeschwärzt hat, bald niederländische, bald hochdeutsche, zugleich in einer Schreibung, die fürs Niederdeutsche unhaltbar ist. Der beste Text auch dieser Bearbeitung ist wiederum von Hoffmann in der schon früher angeführten Schrift.

Diese dritte dramatische Bearbeitung ist, wie ich schon bemerkte, wiederum stark verkürzt. Sie hat nur ein paar über siebenhundert Verse; die zweite, sahen wir, hatte gegen tausend; die erste, wenn sie in allen Teilen vollendet wäre, würde gewiß ein Erkleckliches über zweitausend

Zeilen: so ist das Größenverhältnis. Diese dritte Bearbeitung kann aber auf Selbständigkeit keinen Anspruch machen: es ist eigentlich nur eine leichte Umarbeitung der vorigen, etwas verkürzt, sonst aber in allen wesentlichen Punkten mit ihr übereinstimmend. In ihr beginnt ohne weitere Vorgänge Theophilus seine Geschichte in einem Monologe kurz zu referieren und geht dann alsbald zur Beschwörung des Teufels über, welcher erscheint und sein Zwiegespräch mit Theophilus hat, bis er die Verschreibung erhält. Ein Gespräch zwischen Satan und Luzifer wird hier nicht selber vorgestellt. Satan bringt sogleich die Kleider und das Geld, und das übrige hat seinen Verlauf genau wie in der zweiten Bearbeitung.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß diese dramatische Ausbildung der Theophilussage in ihren drei oder zwei Bearbeitungen (wenn man die dritte nur für eine Variation der zweiten gelten lassen will) eine Reihe schöner Züge bietet und nicht ohne ergreifende Szenen ist. Die Szene, wo Maria ihren Sohn für den Sünder anfleht, ist so innig gehalten, wie nur irgend dergleichen sonst im Mittelalter und wird bei der Darstellung seines Eindrucks gewiß nicht verfehlt haben. Unter den Händen eines wirklichen dramatischen Talentes, wenn ein solches überhaupt im fünfzehnten Jahrhundert unter uns möglich gewesen wäre, würde die Sage, nach dem Anlauf zu schließen, den man schon so damit genommen, zu einem bedeutenden Drama haben gestaltet werden können. Freilich tut ihr Eintrag, daß sie eines höheren Mittelpunktes ermangelt, wenn man sie mit der Faustsage z. B. vergleicht. Wenn es in dieser das Ringen nach der höchsten Erkenntnis ist, die Sehnsucht, die geheimsten Probleme der Natur und des Lebens zu lösen, was den wissensdurstigen Faust verlockt, irdische Macht aber und weltliches Gut nur erst in zweiter Reihe kommt, so ist es dagegen in der Theophilussage nur Geld und Gut,

was begehrt wird, um deren willen der Darbende seine Seele hingibt. Um Genuß zu erlangen, gibt er sie hin, höchstens vielleicht noch, um seine Rache am Bischofe kühlen zu können. Und doch wäre es auch damals nicht unmöglich gewesen, jenen höheren Impuls in die Fabel zu bringen, da auch hierin schon vereinzelt die mittelalterliche Volksphantasie vorgearbeitet hatte. Denn verschiedene große Gelehrte galten für Zauberer und Teufelsbündner, weil ihr Wissen größer schien, als man auf natürlichem Wege es sich aneignen zu können für möglich hielt: neidische Kollegen mochten dieser Ansicht des Volks Nahrung verleihen und so zur Bestätigung und Verbreitung das ihrige beitragen. So ging die Sage, daß der Abt Gerbert, der nachmalige Papst Silvester II. († 1003) einen Bund mit dem Teufel aufgerichtet habe. Von Albertus Magnus ward ein gleiches erzählt, dasselbe von andern; namentlich brachte das Studium der Naturwissenschaften diesen Glauben zuwege. Und bei solchen Gelehrten war es doch nicht Geld und Gut, was sie, wie man glaubte, vom Teufel erhielten, es waren die Schätze des Wissens, die er ihnen eröffnete, die Geheimnisse der Natur, die er ihnen aufschloß. Hätten sich solche Elemente, wie sie nachmals in der Faustsage so wirksam spielen, an die Theophilussage angeschlossen, aus diesem Stoffe würde, es kann keinem Zweifel unterliegen, etwas viel Bedeutenderes geworden sein.

Ich habe schon die Faustsage genannt und wir werden uns nun zu ihr wenden müssen, doch bevor wir die Geschichte ihrer Entstehung, Fortbildung und Wirksamkeit verfolgen, wollen wir erst noch einen kurzen Seitenblick auf eine Abzweigung, eine Variation der Theophilussage wenden.

Es liegt im Wesen der Sage, die von der dichtenden Phantasie des Volks auf Grund alter Überlieferung und neuer frischer Ereignisse zusammengebildet wird, daß sie,

eben als Gebilde der Phantasie der mannigfachsten Veränderungen fähig ist. So gibt es denn auch von der Theophilussage verschiedene Abzweigungen, sie erscheint bald da bald dort lokalisiert; neue ähnliche Begegnisse haben Anlaß gegeben, sie zu übertragen und umzumodeln. Nun lag wohl nichts näher, als daß, während in der ursprünglichen Fassung der Sage ein Geistlicher ihr Träger ist, man auch einmal einen Weltlichen dazu zu machen, und ähnliches an diesem darzustellen versuchte. So erzählt Cäsarius von Heisterbach in seiner Sagensammlung, die er im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts veranstaltete, von einem Ritter in der Diözese Lüttich, der sein Gut verpraßt hatte, wie er von einem seiner Hintersassen zum Teufel in einen Wald gebracht worden sei, dort Gott abgeschworen, dasselbe jedoch nicht mit der Maria habe tun wollen, und darauf des andern Morgens in einer Kirche wieder bekehrt und gerettet worden sei. Diese Geschichte scheint am Niederrheine besonders beliebt und erzählt worden zu sein; sie findet sich mehrfach variiert in verschiedenen Legendensammlungen, und ist unter andern auch der Gegenstand eines lateinischen Gedichtes in leoninischen Hexametern, das den Godofredus Thenensis, Gottfried von Thienen (d. i. Tirlemont in Brabant) zum Verfasser hat und die Überschrift Militarius führt. Es hat 330 Verse. Mitgeteilt ist es von Mone im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters, 1834, S. 266 ff. Der anmutige Inhalt dieses Gedichts ist folgender.

Es war ein Ritter, jung, schön, liebenswürdig und reich, den aber sein Reichtum auf Abwege brachte. Lebenslustig wie er war, schaltete er in den Tag hinein, bis sein Vermögen verzehrt und er der bittersten Armut nahe war. Nun stand er allein, die Freunde, die sonst in Scharen bei ihm waren, hatten ihn verlassen. Dieser Zustand war ihm unerträglich, ja es steigerte sich sein Miß-

mut zur Verzweiflung, in der er zu einem jüdischen Zauberer eilte und denselben aufforderte, es sei um welchen Preis immer, die Herstellung seines früheren Glückszustandes möglich zu machen. Der Jude hielt die Sache zwar für schwierig, da aber der Ritter Mut genug zeigte, gingen sie bei Nacht in den Wald, an einen schauerlichen Ort, wo der Zauberer seine Beschwörung begann und den Teufel zitierte, der auch bald, finster und schwarz wie ein Rabe, erschien und nach ihrem Begehr fragte. Der Zauberer brachte das Anliegen des Ritters vor und der Teufel sagte auch wirklich seine Hilfe zu: er wolle ihn zum Reichsten weit und breit machen, wenn er Christum abschwöre und sich ihm zum Dienstmann ergebe. Beides leistete der Ritter auf der Stelle; nun verlangte der Böse aber noch, daß er auch der heiligen Jungfrau feierlich entsagen solle. Das aber konnte der Ritter nicht übers Herz bringen; lieber will er, der schon Gott abgeschworen, des Sündenlohnes ganz verlustig gehen. Dem Juden, der ihn verspottete, versetzte er einen Faustschlag und verließ in tiefer Betrübnis den Wald. Gegen Tagesanbruch kam er vor eine Kirche, in der ein dort ansässiger Ritter, ein frommer Mann, allmorgendlich seine Andacht zu verrichten pflegte und auch jetzt bereits zu diesem Zwecke sich darin befand. Der unglückliche Sünder sieht die Kirchtür geöffnet, er zaudert erst, dann tritt er ein, und seine Augen fallen sogleich, ohne den andern zu bemerken, auf ein schönes Madonnenbild auf dem Altar. Wehmütig schaut er es an, und noch zweifelhaft, ob er zu nahen wagen dürfe, siegt doch endlich die Hoffnung. Er wirft sich vor ihm nieder, bekennt laut unter heißen Tränen seine Missetat, bittet die Gnadenmutter um Erlösung und verbirgt schluchzend sein Angesicht auf dem Boden. Der andere Ritter, der das alles mit angehört hat, will eben nähertreten, als ein erstaunliches Wunder ihn festbannt. Das Madonnenbild mit dem Christkinde

auf dem Arme belebt sich, sie nehmen beide, so scheint es, menschliche Bildung, Fleisch und Blut an, und es gestaltet sich ein Thron, auf dem die heilige Jungfrau neben ihrem Sohne sitzt. Sanft neigt sie sich ihm zu, umarmt und küßt und bittet ihn, dem Sünder, der hier vor ihnen liege, Gnade angedeihen zu lassen. Aber unmutig wendet der Herr sich ab; sie wiederholt ihre Bitte, doch Christus entgegnet ihr kalt, daß er mit dem keine Gemeinschaft habe, der sie selber so freventlich gebrochen. Sie läßt sich noch nicht abweisen. Wieder entgegnet ihr Christus, daß er von dem Abtrünnigen nichts wissen wolle, für den Pech und Schwefel bereitet sei. Da steht sie vom Throne auf, wirft sich dem Sohne zu Füßen und fleht von neuem für den Sünder. Da erweicht sich sein Herz und er sagt Gnade zu, die nun Maria dem reumütigen Unglücklichen, der noch immer auf seinem Angesichte vor ihr liegt, mit sanften Worten mitteilt. Darauf ändern sich wieder die Gestalten, der Thron verschwindet und wie früher steht das Madonnenbild auf dem Altar. Außer sich vor Staunen steht der Ritter über das Wunder, er traut seinen Augen nicht, als der unglückliche Flehende sein Angesicht erhebt, sich aufrichtet und weinend die Kirche verlassen will. Da tritt er auf ihn zu, hält ihn an, erzählt ihm was er gesehen und gehört, während er dagelegen, und verkündet ihm also sein Heil. Da sinkt der reuige, nun gerettete Sünder vor dem Bilde der Gnadenmutter nieder und die Tränen des Schmerzes lösen sich in Tränen des Dankes und der Freude auf. Fröhlich und leichten Herzens geht er nun mit dem andern Ritter von dannen, der ihn mit auf seine Burg nimmt, ihn bewirtet, und damit alles vollends ein gutes Ende habe, ihm sogar seine Tochter zur Ehe gibt, mit reicher Mitgift, wo denn nun beide ein ruhiges und gottgefälliges Leben führen.

Das ist der Inhalt des Militarius. Eine Variation

der Theophilussage, wie man sie sich in solcher Kürze, in so wenig Zeit und Raum, fast wie in ein inniges Bild zusammengedrängt, wohl nicht schöner denken kann. Ich möchte, poetisch betrachtet, diese Umgestaltung für ein kleines zierliches Meisterstück erklären; ich glaube, man wird mir beipflichten. Mit diesem anmutigen Bilde wollen wir der Theophilussage Valet geben.

Reines Produkt mittelalterlichen Glaubens verschwindet sie auch mit dem Ende des Mittelalters, d. h. mit dem Ausgange des fünfzehnten Jahrhunderts, nach einem langen Bestehen und nachdem sie in diesem letzten Jahrhundert ihres Lebens, an jenen dramatischen Gestalten noch eine schöne Blume getrieben hat. Sie verschwindet zugleich mit den Bedingungen, auf denen sie gründete, dem innigen allgemeinen Marienglauben. Sie macht einer andern Sage Platz, einer ähnlichen, aber der nun aufgehenden Zeit gemäßeren, einer Zeit, in der die gelehrte Forschung allgemeiner wird. Der Held dieser Sage ist nicht bloß Geistlicher, er ist Gelehrter, er ist Forscher und Denker. Die Theophilussage war eine katholische Sage, die Faustsage (denn sie ist es, die ich meine), im aufgehendenden Protestantismus erzeugt, ist rein protestantisch.

Der Katholizismus hat keinen Teil an der Faustsage. Man hat zwar allerhand katholische Tendenzen in ihr finden wollen, z. B. daß Faust als in Wittenberg lebend gedacht wird, sei auf Luther gemünzt und was dergleichen Einfälle mehr sind. Aber was war natürlicher, als daß die in der Reformationszeit sich bildende Sage ihren Doktor der Theologie nach Wittenberg setzte, der damaligen Metropole der protestantischen Wissenschaft? Oder wo ist sonst an ihr nur ein Anflug von katholischem Glauben! Wird der Maria oder der Heiligen nur im Entferntesten in ihr gedacht? Und gerade der Schlußstein der Sage, die Verdammung Fausts, wie ist darin die unerbittliche Strenge

des proteſtantiſchen Dogmas zur Geltung gebracht! Wäre katholiſche Zutat daran, Maria und die lieben Heiligen hätten den armen Sünder nicht verkommen laſſen, und wenn er nur den Namen der Gebenedeiten in der elften Stunde noch gerufen, ſie hätte ſich ſeiner erbarmt und die Vermittlung bei ihrem Sohne auf ſich genommen. Hier aber iſt keine Rettung mehr, die nicht durch ein äußerliches Mittel erreichbar, ſondern allein der durch lebendigen Glauben und wahre Reue bedingten Gnade möglich iſt. In Summa, die Fauſtſage iſt rein proteſtantiſch, nicht ein Tropfen katholiſches Blut iſt in ihr.

Zwei Umſtände ſind es beſonders, die für die Ausbreitung und Dauer der Fauſtſage höchſt gedeihlich werden mußten. Der erſte iſt, daß ſich ſo viele heidniſche Reſte und Erinnerungen in ihr zuſammengefunden, wie ſie zwar auch ſonſt noch in tauſend Sagen und Märchen fortleben, von denen jedoch nirgend ſonſt ein ſo großer Teil wie hier, gleichſam wie in einem zykliſchen Gedichte, ſich vereinigt findet. Die meiſten Erzählungen nämlich von Fauſts Taten und Erlebniſſen ſind nur umgeſtaltete deutſche Götter- und Elfenmythen. Davon hatte das Volk freilich keine Ahnung, und wenn es eine gehabt hätte, ſo hätte ihm dieſe die Erkenntnis die Sage darum doch nicht lieber gemacht, denn es wollte ja doch nicht mehr heidniſch ſein; aber unbewußt woher ſie komme, hatte es ſeine Freude an ſolchen Geſchichten, wunderbaren Spuk- und Geſpenſtergeſchichten, Zaubereien allerart. Es hat jetzt noch ſo vielfältig ſeine Freude daran: in wie größerem Maße vor dreihundert Jahren! Eine Sage, die ſolche, in ihrem Kern uralte Elemente vereinigte, ſie um eine Perſönlichkeit gruppierte und ihnen dadurch feſteren Halt und faſt eine gewiſſe Beſtätigung gab, mußte dem Volke ganz beſonders wert ſein, mußte ihm wert bleiben. So ſtand es, ich will nicht ſagen mit dem ungebildeten, aber mit dem ungelehrten Teile

des Volks. Darum war diesem die Faustsage in ihren verschiedenen Gestaltungen als Volksbuch, Drama, Puppenspiel und wie sonst, ans Herz gewachsen; sie war es diesem also wegen ihres mythisch-zauberhaften Charakters.

Aber es war noch ein zweiter Umstand, der dieser Sage Dauer und Interesse, und zwar auch bei den Gebildeten verlieh, und das ist ihr theologisch-philosophischer Charakter. Fragen wie über die göttliche Weltordnung, das personifizierte Böse, über die Freiheit des Menschen, die Unsterblichkeit der Seele werden berührt. Im ersten Teile des Volksbuchs streitet Faust mit Mephistopheles über Weltschöpfung und Weltuntergang, über den Bau des Himmels, die Bewegung der Gestirne, die Existenz und Beschaffenheit der Hölle — alles Fragen, bei denen an eine wirkliche Lösung in der Sage nicht zu denken ist, die aber doch aufgeworfen werden. Sie interessieren und regen an. Wie jene sagenhaften Bestandteile das Volk anzogen, so mußten diese theologisch-philosophischen den Dichtern für weitere Ausbildung und tiefere Deutung der Sage willkommen sein. Und das werden sie auch ferner noch, auch heute und später noch; denn mit der Goetheschen Bearbeitung hat die Faustsage noch lange nicht das Ende ihrer Wirksamkeit erreicht, die vielmehr, wie mir scheint, noch ganz anderer Behandlung fähig ist.

Um wieviel reicher ist doch die Faustsage als die ihr verwandte vom Theophilus. Nicht im entferntesten kann diese sich darin mit ihr messen. Auch war das Herz des Volkes nicht so beim Theophilus, der aus der Fremde uns zugebracht war, während die Faustsage eine echt deutsche Sage ist, ein Erzeugnis unseres Geistes. Welch einen Umfang hat sie doch! In ihren sagenhaften Teilen weist sie bis in unser graueſtes Altertum hinauf, in andern klingt sie zugleich an all die Ideen an, die uns heute noch aufs lebendigste bewegen und immer bewegen werden. Die

Faustsage hat alle übrigen verdunkelt durch ihre Fülle und Tiefe; dadurch hat sie sich eine in der Sagengeschichte ganz einzig dastehende Herrschaft begründet.

Wie und wann ist sie nun aber entstanden? Welche Bewandtnis hat es mit dem Namen, nach dem sie genannt worden ist, mit ihrem Träger? Ist es eine fingierte, ist es eine historische Person? Und wenn es eine historische ist, was wissen wir als solcher von ihr?

Um es kurz vorweg zusammenzufassen: der Träger der Faustsage, d. h. nicht der Faust der Sage, sondern ein Faust, auf dessen Namen man sie getauft hat — der Träger dieser Sage ist durchaus nicht rein erdichtet, sondern eine seinerzeit (wie man will) berühmte oder berüchtigte Person gewesen. Ein Mensch, der etwa um 1480 geboren sein mußte, der sich an verschiedenen Orten verschieden nannte, unter anderm auch Faust der jüngere, durchzog seit dem ersten Decennium des sechzehnten Jahrhunderts Deutschland die Kreuz und Quer, besuchte auch angrenzende Länder und erregte überall durch seine Künste großes Aufsehen. Von den Gelehrten wird er als Wüstling und prahlerischer Charlatan geschildert, das Volk aber hing ihm an. Er wußte sich durch seine angeblich magische Kunst in solches Ansehen zu bringen, daß man ihn für einen Herrn übernatürlicher Kräfte und folglich (nach dem Glauben der damaligen Zeit) mit dem Teufel verbündet wähnte. Er muß in den vierziger Jahren, vielleicht schon ganz zu Anfange derselben, gestorben sein.

Das will ich durch historische Zeugnisse belegen.

Von einem Faust, der sich selbst seiner Zauberkunst rühmte, spricht zuerst der Abt Johann von Trittenheim, Exabt von Spanheim in der mainzischen Diözese, damals Abt des Klosters St. Jakob in Würzburg, in einem Briefe vom 20. August 1507 an einen seiner Freunde, Joh. Wirdung von Hasfurt, der Mathematiker und Astrolog des Chur-

fürsten von der Pfalz war. Wirdung hatte ihm seine Freude darüber zu erkennen gegeben, daß in kurzer Zeit Georgius Sabellicus, von dessen Künsten er so viel gehört, ihn besuchen werde, wozu er sich schon durch eine Karte bei ihm gemeldet habe. Nun schildert Trithemius in dem genannten Briefe jenen Menschen als einen Landstreicher, Schwätzer und abgefeimten Betrüger. Er habe sich genannt Magister Georgius Sabellicus, der jüngere Faustus, Quelle der Necromantiker, der zweite Magier, der zweite in der Wahrsagung aus der Hand, aus der Luft, aus dem Feuer und dem Wasser. Diesen Menschen, der mehr Narr als Magister sei, habe er selber im vergangenen Jahre (also 1506) zu Gelnhausen angetroffen, wo er in der Aufschneiderei so weit gegangen war, daß er in Gegenwart einiger Geistlichen sich gerühmt, wenn auch jetzt auf einmal sämtliche Werke von Plato und Aristoteles verloren gingen, wolle er sie auf der Stelle aus dem Gedächtnisse von frischem niederschreiben. Aber kaum habe dieser Betrüger von seiner (Trittenheims) Ankunft in Gelnhausen gehört, als er sich eilig aus dem Staube gemacht und nur eine Karte mit den genannten Prädikaten durch einen Bürger ihm habe einhändigen lassen. Dann sei er nach Würzburg gekommen, woselbst er in Gegenwart vieler Leute geäußert habe, die Wunder Christi seien gar nicht so besonders staunenswert; er selbst könne alles, was dieser getan, so oft er wolle, mit Leichtigkeit ausführen. Vor Ostern laufenden Jahres (1507) habe er sich in Kreuznach eingefunden und daselbst ganz gewaltiger Dinge nicht minder prahlerisch sich gerühmt, er sei der vollkommenste Alchimist, der je gelebt, er wisse und könne alles, was Menschen nur wünschen möchten. Durch Franz von Sickingen, der auf übernatürliche Dinge ungemein aus sei (homo mysticarum rerum percupidus sind Trithemius' Worte), durch Franz von Sickingen sei dieser Mensch zum Lehrer an der Schule

von Kreuznach gemacht worden, da er sich hier aber Ausschweifungen und vorzüglich dem Laster der Päderastie ergeben, sei er von seinem Posten abgesetzt worden und nur mit genauer Not durch schleunigste Flucht den Händen seiner Verfolger entgangen.

So lautet das erste, nicht eben saubere Zeugnis über einen Faust. Gegen Trittenheims Glaubwürdigkeit kann nicht der mindeste Zweifel obwalten, er ist ein lauterer Gewährsmann. Zum Überflusse fügt er seinem Berichte an den Freund noch die Worte bei: haec sunt quae mihi certissimo constant testimonio de homine illo, quem tanto venturum desiderio praestolaris. Trittenheim sah also in Fausten keinen Zauberer oder Schwarzkünstler, sondern einen leeren Prahler und Charlatan.

Das zweite Zeugnis über Faust erhalten wir sechs Jahre später. Conradus Mutianus Rufus, Kanonikus zu Gotha († 1526), der bekannte Humanist, erzählt in einem Briefe vom 3. Oktober 1513, er habe vor acht Tagen einen Chiromanten in Erfurt getroffen, Georgius Faustus, einen reinen Prahler und Narren; im Wirtshause habe er ihn schwatzen hören, seine Prahlerei aber nicht gestraft, denn was gehe ihn fremde Torheit an.

Das dritte Zeugnis für die Existenz eines solchen Faust gewährt der Wormser Arzt Philipp Begardus in seinem 1539 erschienenen Buche Index sanitatis oder Zeiger der Gesundheit. Hier erwähnt er einen, der vor etlichen Jahren fast durch alle Landschaft, Fürstentümer und Königreiche gezogen sei, seiner großen Kunst in der Arznei, Chiromanzie, Nigromanzie u. a. sich nicht allein berühmt, sondern sich auch einen berühmten Meister geschrieben und philosophus philosophorum genannt. Sein Name sei Faustus gewesen. Viele aber hätten über seine Betrügerei geklagt: er hätte wohl viel verheißen, aber gar sehr wenig geleistet. Im Geldnehmen und -empfangen

aber habe er sich nicht gesäumt und viele mit den Ferſen gesegnet.

Es kann wohl nicht bezweifelt werden, daß in allen drei Zeugnissen derselbe Mensch gemeint ist. Bei Trithemius nennt er sich Georgius Sabellicus, Faustus junior, bei Mudt heißt er Georgius Faustus, bei Begardus bloß Faustus. Was Sabellicus sagen will, weiß ich nicht, ebensowenig wie ich das Helmitheus Hedebergenſis zu erklären weiß, welches Mudt dem Namen Georgius Faustus beifügt. Man hat gemeint Helmitheus sei in Hemitheus zu ändern, er habe sich also einen Halbgott von Heidelberg genannt, weil er etwa auf dieser Universität eine Zeitlang sich aufgehalten: das will mir nicht zu Kopfe. Es kommt auch auf diese Beinamen übrigens nicht viel an. Er hat den Vornamen Georg in den beiden ersten Zeugnissen, Faustus heißt er in allen dreien, aber im ersten Faustus junior, woraus man sieht, daß es ein Attribut war, welches er sich durch diesen Namen beilegen wollte, nicht sein Familienname, — nur später erst hat er sich vielleicht schlechthin Faustus genannt, als ob es der ihm zukommende Name wäre. Warum aber beginnt er mit dem Beinamen Faustus junior? Das junior setzt einen senior voraus, einen älteren oder früheren Faustus, der berühmt genug gewesen sein mußte, um nach ihm sich zu nennen. Aber wir haben keinerlei Kunde von solch einem Faustus, einem historischen oder erdichteten, der doch wohl dem fünfzehnten Jahrhundert angehört haben müßte. Man hat an den Mainzer Fust gedacht, der mit der Erfindung der Buchdruckerkunst in Beziehung steht, und der um dieser Erfindung willen als Zauberer gegolten habe; aber von diesem läßt sich damals durchaus keine Zaubersage nachweisen, die zu solch einer Annahme berechtigen könnte. Und wenn auch der Name Faustus seiner glücklichen Bedeutung wegen angenommen worden sei, ähnlich wie Fortunatus, oder wie spätere

Gaukler sich Felix nennen, es muß ihn doch einer früher vor dem Faustus junior geführt haben, aber wer, das ist bis jetzt noch nicht herausgebracht. Genug also, jener Fahrende, von dem wir, zum Beweise seiner Existenz, die drei Zeugnisse angeführt haben, nannte sich Faustus.

Bis jetzt trugen die Erzählungen von Faust einen rein historischen Charakter; es waren noch keine Zaubertaten, die er übte, sondern nur Künste, die zu verstehen er vorgab. Bei den beiden ersten wird ihm alles als Ruhmredigkeit ausgelegt. Im letzten Zeugnisse heißt es, daß viele sich haben täuschen lassen, also hatten sie doch anfänglich an ihn geglaubt. Hier sieht man, wie die Sage sich bilden konnte, doch von der Sage selber noch nichts. Anders in einem weiteren Zeugnisse aus der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, wo schon die Sage in vollem Gange sich zeigt.

Johannes Gast aus Breisach, ein protestantischer Geistlicher in Basel, berichtet in seinen Sermones convivales, und zwar im zweiten Teile der Ausgabe von 1548: er habe einmal zu Basel im großen Kolleg mit Fausten zusammen gespeist. Faust habe dem Koche fremde Vögel verschiedener Art zu braten gegeben, wie dergleichen zu Basel nicht verkauft wurden. Er habe auch einen Hund und ein Pferd von großer Geschicklichkeit bei sich gehabt: Teufel wahrscheinlich, da sie alles verrichten können. Der Hund habe zuweilen die Gestalt eines Dieners angenommen und Fausten die Speisen aufgetragen. Ferner erzählt Gast: Faust sei einmal in einem reichen Kloster eingesprochen, daselbst zu übernachten; es sei ihm von den Mönchen schlechter Wein vorgesetzt worden, und da er trotz wiederholter Forderung keinen bessern erhalten, habe er sich drohend entfernt. Und bald habe sich in diesem Kloster ein so entsetzliches Gepolter und Gekrache vernehmen lassen, daß die Mönche sich gezwungen gesehen, es zu räumen. Aber zum Lohne seiner

Taten sei Faust keines natürlichen Todes gestorben, sondern vom Teufel erwürgt worden; auf der Bahre habe der Leichnam immer auf dem Gesichte gelegen, obwohl man ihn fünfmal umgewendet (cujus cadaver in feretro facie ad terram perpetuo spectans, etsi quinquies in tergum verteretur).

Aus dieser Erzählung Gasts lernen wir, daß Faust damals, Ausgang der vierziger Jahre, bereits tot war, daß die Sage bereits sich seiner bemächtigt und ihn zu umspinnen im Gange war. Fausts Hund ist nach dieser Erzählung historisch, wie auch der Hund des Cornelius Agrippa, der in der Sage ebenfalls zum Teufel ward, historisch war. Diesen Hund Fausts als verkappten Teufel kennen auch andere Erzählungen; ihn hat dann auch Goethe aufgenommen; das ist bei ihm reine Imitation der Sage, durchaus nichts anderes, wie sich auch manche Ausleger mit den verschiedenartigsten Deuteleien den Kopf zerbrochen haben. Das von Gast erwähnte Pferd ist wohl auch das Zauberpferd, in das sich, wie das älteste Volksbuch weiß, Mephistopheles verwandelt. Auch daß Faust vom Teufel erwürgt wird, daß ihm der Teufel als Diener Speisen zuträgt wie der Hausgeist, und daß Faust aus Rache Poltergeister in Häuser sendet, ist dem Volksbuche gemäß. Also bereits in den vierziger Jahren war Faust der Sage verfallen.

Ein fünfter Gewährsmann, der einen weiteren Fortschritt der Sage bezeugt, ist Joh. Manlius in seinem Buche Locorum communium collectanea, einer wunderlichen Sammlung von Schnurren und Anekdoten, die zu Basel 1562 erschienen ist. Er legt seine Geschichten verschiedenen Gelehrten, besonders seinem Lehrer Melanchthon in den Mund. Dieser Manlius sagt: Faust sei zu Knittlingen in Württemberg geboren, habe zu Krakau die Magie studiert und sei dann die kreuz und quer umhergezogen. In Venedig

habe er wollen gen Himmel fliegen, der Teufel habe ihn auch wirklich emporgehoben, aber dann fallen lassen, daß er von diesem Sturze fast umgekommen. Er habe sich auch an andern Orten, so zu Wittenberg und Nürnberg aufgehalten, wo die Behörden auf ihn gefahndet, er aber entkommen sei. Er habe ein sehr ausschweifendes Leben geführt, auch einen Hund bei sich gehabt, der der Teufel gewesen. Er habe viele Geheimnisse offenbart und sich auch gerühmt, die Siege in Italien habe Kaiser Karl V. nur durch seine geheime Hilfe erfochten. Vom Tode dieses Faustus berichtet Manlius: Faust sei einmal in eine württembergische Dorfschenke gekommen, daselbst gegen seine Gewohnheit überaus traurig gewesen und habe endlich beim Schlafengehen dem Wirte gesagt, es werde in der Nacht ein gewaltiges Tosen und Krachen geschehen, er solle sich darum aber nur nicht bangen lassen. Wirklich sei auch des Nachts solch ein fürchterliches Getöse entstanden, und als man am Morgen in Fausts Schlafzimmer gekommen, habe dieser außerhalb des Bettes gelegen, das Angesicht im Nacken (inversa facie); der Teufel habe ihn also bei Nacht während des Getöses erwürgt und sei mit seiner armen Seele davongefahren.

Diese Schilderung von Fausts Tode steht dem Volksbuche schon näher, als die bei Gast. Von der Sage, daß der Teufel Fausten als Diener begleite, scheint Manlius nichts gewußt zu haben. Wie hier aus Wittenberg und Nürnberg wird Faust im ältesten deutschen Volksbuche aus Erfurt verwiesen. Fausts Aufenthalt zu Krakau kommt nur im französischen Volksbuche vor, und zwar wohl nach Wier, dessen Zeugnis wir sogleich erwähnen und der sich auf Manlius stützt. Der verunglückte Versuch, in den Himmel zu fliegen, den die Volksbücher nicht erwähnen, ist höchst wahrscheinlich vom Simon Magus auf Faust übertragen.

Wichtig an diesem Zeugnisse des Manlius ist nun auch, daß Faustus hier zum ersten Male den Vornamen Johannes führt, den er fortan behält; in den Volksbüchern heißt er immer Johann. Manlius scheint für diesen Vornamen den spätern Sammlern der Sagen von Faust den Ausschlag gegeben zu haben.

Wenn Manlius seine Erzählungen über Faust wirklich aus Melanchthons Munde hat, wie er vorgibt, so kann er sie nur im Ausgange der fünfziger Jahre, in welcher Zeit er zu Wittenberg studierte, erfahren haben, also nicht lange vor Herausgabe seiner Kollektaneen.

Ein sechstes Zeugnis, das aber nichts von Fausts Taten, sondern nur seine Person nennt, findet sich in einem Briefe Conrad Geßners an seinen Freund, den kaiserlichen Leibarzt Joh. Krato von Kraftheim im Jahre 1561. Da heißt es: Aus der Schule zu Salamanka, wo man noch jetzt die Magie lehren soll, gingen die hervor, welche man fahrende Schüler zu nennen pflegte, unter denen Faustus, der vor nicht gar langer Zeit gestorben ist, einen wunderbaren Ruf hat: inter quos Faustus quidam non ita pridem mortuus mire celebratur: Worte, die wenigstens die Ausbreitung der Sage und ihren Trieb aufs Wunderbare hin anzeigen.

Ein siebentes, diesem ähnliches Zeugnis findet sich in Ludwig Lavaters, reformierten Predigers zu Zürich, Abhandlung de spectris, lemuribus et magnis atque insolitis fragoribus variisque praesagationibus Genf 1570, wo es p. 208 heißt: quam miranda referuntur de Fausto Germano, quae nostra aetate per magicas artes effecerit!

Nun trete zu diesen als achter noch ein ausführlicher Zeuge, Johann Wier oder Weier, lateinisch Piscinarius genannt, Agrippas von Nettesheim Schüler, und lange Zeit des Herzogs Wilhelm von Cleve Leibarzt. Er spricht

über Faust in seinen De præstigiis dæmonum et incantationibus ac veneficiis libri sex. Die erste Ausgabe dieses vortrefflichen Werks, das durch seinen Freimut dem Verfasser viele Feinde zuzog, erschien 1563. In dieser ersten Ausgabe steht noch nichts über Faust, auch noch nicht in der dritten vom Jahre 1566; wohl aber in der sechsten von 1583. Wier hat augenscheinlich Manlius vor sich, doch fügt er eigenes hinzu. Johannes Faustus (sagt er) sei einige Jahre vor 1540 sehr berühmt gewesen und habe an verschiedenen Orten in Deutschland seine Betrügereien ausgeübt. So habe ihm einer seiner Freunde, Schloßkaplan bei einem Freiherrn an der geldrischen Grenze, solch einen Streich von ihm erzählt. Faust sei dort auf dem Schlosse festgenommen, aber von besagtem Kaplan, dem er mannigfache Künste mitzuteilen versprochen, nicht allzu streng gehalten worden. Nun habe er (der Kaplan) in Fausts Gegenwart einmal sich angeschickt, zur nahen Stadt zu gehen, um sich den Bart scheren zu lassen. Faust aber habe ihm gesagt, er solle nur hier bleiben, er könne ihm ohne Schermesser den Bart abnehmen. Darauf habe Faust Arsenik genommen und den Bart damit bestrichen, wodurch freilich der Bart verschwunden, zugleich aber auch dem Backen böse zugesetzt worden sei.

Ein andermal (erzählt Wier weiter) kam ein mir nicht unbekannter Mann, der einen schwarzen Bart und ein dunkles melancholisches Gesicht hatte, zu Fausten. Zu diesem sagte er: „Wahrlich, ich hatte dich für meinen Schwager gehalten; ich habe dir deshalb auf die Füße gesehen, ob sich lange, krumme Klauen daran zeigten"; wodurch er ihn also dem Teufel verglich, den er vor sich zu haben glaubte und den er als seinen Verwandten zu bezeichnen pflegte. Der Scherz, den sich Faust hier mit dem Melancholischen macht, scheint anzudeuten, daß er schon bei seinen Lebzeiten des Verkehrs mit dem Teufel beschuldigt wurde, der auch in menschlicher

Gestalt zu ihm käme, und daß er selber im Scherz auf diese Beschuldigung einging. Die Benennung Schwager (Sororius) wird wohl einer der Namen des Hausgeistes gewesen sein, wie man ihn traulicherweise nannte, den man dann auf den Teufel übertrug.

Weiter erzählt Wier noch eine Geschichte von einem Schulmeister in Goslar, der von Faust die Kunst gelernt hatte, den Teufel in ein Glas einzusperren. Er wollte ihn auch eines Tages zitieren, versah aber etwas bei der Beschwörung, und er erschien in so furchtbarer Gestalt, mit flammenden Augen, einer Nase, krumm wie ein Kuhhorn, mit Eberzähnen und Katzenbacken, daß er besinnungslos niedersank und auf ein Jahr die Sprache verloren hatte. Wier sagt, der Schulmeister sei ex Fausti magi vel verius infausti mali doctrina instructus gewesen, woraus Emil Sommer in seiner Abhandlung über die Faustsage in der Ersch- und Gruberschen Enzyklopädie (diese Abhandlung ist überhaupt das erste Gute, was über diesen Gegenstand geschrieben ist), woraus Sommer folgert, nämlich aus den Worten ex Fausti disciplina instructus, daß zu Wiers Zeit schon eine Zauberschaft unter Fausts Namen umgelaufen sei, aus der sich der Schulmeister unterrichtet habe, weil sonst, wenn Wier den persönlichen Unterricht Fausts gemeint hätte, er sich anders ausgedrückt haben würde, er a Fausto oder secundum Fausti doctrinam instructus gesagt haben würde. Ich glaube jedoch, daß das zu gesucht sein würde. Wier hat wohl gemeint, Faust hat ihn selber unterrichtet.

Noch einen späteren Gewährsmann für die Sagen von Faust will ich hier nennen, der aber in eine frühere Zeit dadurch rückt, daß, wie er ausdrücklich bemerkt, seine Geschichten er aus dem Munde von Greisen hat, die Fausten noch gesehen und gekannt haben wollten. Es ist der Jurist Philipp Camerarius, der Sohn von Melanchthons ver-

trauteſtem Freunde Joachim Camerarius in ſeinem Buche Operæ horarum ſubciſivarum, das zuerſt 1602 erſchien. Er bezeichnet Fauſten durchaus als eine hiſtoriſche Perſon. „Uns iſt bekannt (ſagt er), daß unter den Zauberern und Magiern zur Zeit unſerer Väter Johann Fauſt einen berühmten Namen erlangt hat, ſo daß kaum einer unter dem Volke gefunden wird, der nicht ein Stückchen ſeiner Kunſt zu erzählen wüßte?" Er läßt ihn auch in einem württembergiſchen Dorfe vom Teufel geholt werden. „Ich habe von Leuten, die jenen Betrüger wohl kannten, vieles gehört, das beweiſt, daß er in der Magie ein Meiſter geweſen." Unter den Geſchichten, die er von ihm weiß, iſt die wichtigſte die Goethe bei der Szene in Auerbachs Keller verwendet und wohl aus ihm geſchöpft hat. Sie lautet ſo. Als Fauſt ſich einſt unter einigen Bekannten befand, die viel von ſeinen Zauberkünſten gehört hatten, erſuchten ſie ihn, eine Probe ſeiner Kunſt zu zeigen. Nachdem er ſich lange geweigert, ließ er ſich durch die ungeſtümen Bitten der nicht mehr ganz nüchternen Geſellſchaft beſtimmen, ihnen zu willfahren. Er verſprach nämlich, er wolle ihnen alles geben, was ſie nur wünſchten, worauf ſie alle einſtimmig einen Weinſtock voll reifer Trauben begehrten, da ſie glaubten, er werde bei dieſer Jahreszeit (es war nämlich Winter) einen ſolchen nicht ſchaffen können. Fauſt verſprach ihnen, ſofort einen Weinſtock aus dem Tiſche hervorwachſen zu laſſen, doch fügte er die Bedingung hinzu, alle ſollten tiefes Stillſchweigen beobachten und ſo lange ruhig ſitzen bleiben, bis er ihnen erlauben würde, die Trauben abzuſchneiden; ſonſt drohe ihnen der Tod. Nachdem ſie dies zugeſagt hatten, verblendete er die Augen und Sinne der berauſchten Geſellſchaft, ſo daß ſie ſo viele Trauben von wunderbarer Größe mit ganz dicken Körnern an einem ſehr ſchönen Weinſtocke zu ſehen glaubten, als Perſonen zugegen waren. Durch die Neuheit der Sache gereizt, zugleich vom Rauſche

durstig, griffen sie zu den Messern, des Augenblicks wartend, wo sie die Trauben abschneiden dürften. Längere Zeit ließ Faust sie in ihrem Wahne, bis endlich der Weinstock mit den Trauben in Rauch aufging und sie erkannten, daß sie einander ihre Nasen für Trauben angesehen und das Messer darangesetzt hatten.

Aus diesen angeführten Zeugnissen, die sich noch vermehren lassen, die wir aber zu unserm Zwecke nicht zu vermehren brauchen, geht unzweifelhaft hervor, daß die Sage vom Zauberer Faust sich auf historischer Grundlage entwickelt hat. Es war ein Fahrender des sechzehnten Jahrhunderts, im ersten Dezennium desselben schon auftretend, bis etwa an den Schluß des vierten oder wenig darüber hinaus lebend. Wahrscheinlich hat er zu den fahrenden Schülern gehört, einer besondern Menschenklasse, die aus den alten Sängern und Gauklern entstanden war. Daß er Kenntnisse besessen, geht daraus hervor, daß er Magister genannt und zum Lehrer in Kreuznach gemacht wird. Ob es mit seiner Unsittlichkeit so streng zu nehmen ist, mag dahingestellt bleiben; man muß dabei erwägen, daß die Gelehrten (und von diesen haben wir ja allein Urteile über ihn) sich für herausgefordert hielten und ihm alle möglichen Laster aufzubürden suchten.

Dieses ohne Frage merkwürdigem Menschen bemächtigte sich die dichtende Sage (wir sahen, wie das nach und nach geschah) schon bei seinen Lebzeiten; nach seinem Tode aber umspann sie ihn immer dichter und dichter, daß seine eigentliche Persönlichkeit sich endlich ganz verlor, und an ihrer Statt eine neue, vielfach geläuterte und erhöhte erschien, ein allgemeiner Typus der Zauberei, umgeben von einem Heere von Zaubergeschichten und Märchen, deren größter Teil auf den im Volke noch heimlich fortlebenden heidnischen Erinnerungen ruhte und sich daher auf deutsche Mythen zurückführen läßt. Einige sind von andern Zau-

berern oder im Geruche der Zauberei stehenden Gelehrten genommen und auf ihn übertragen, so von Simon Magus (wir hatten beim Fluge gen Himmel davon schon ein Beispiel), von Albertus Magnus und Papst Silvester; andere, die zugleich von Zeitgenossen, wie Trithemius, Agrippa, Paracelsus umgingen, lösten sich von diesen ab oder wurden abgelöst, und gruppierten sich, dem allgemeinen Zuge folgend, um den ungleich populäreren und mächtigeren Namen Faust, der so ihr alleiniger Träger ward. Und allerdings konnte sich die Sage von ihm auch freier und kühner entwickeln, als bei den seiner Zeitgenossen, die man auch im Verdachte der Zauberei hatte. Denn diese traten einesteils noch bei ihren Lebzeiten der Sage entgegen, andernteils hatte man an ihren Schriften einen sichern Maßstab, nach dem man die Toten zu nehmen imstande war, zu messen, was an dem Gerüchte des Volks über sie glaubwürdiges sei; bei Fausten hingegen war keines von beiden der Fall. Ja er rühmte sich vielmehr selbst außerordentlicher Zaubertaten, und ward so gleichsam selbst der Begründer seines Ruhmes.

Man muß sich lebendig in die Zeit der Hexenprozesse versetzen, in diese mit Zauberglauben so dicht geschwängerte geistige Atmosphäre, um es nicht wunderbar zu finden, mit welcher Schnelligkeit der Prozeß der Faustsagenbildung sich vollzog; denn noch nicht fünfzig Jahre nach jenes Fahrenden Tode waren verstrichen, als schon die ganze Sagenmasse durch bald lockereres, bald festeres Band mit dem Namen Faust verbunden erscheint.

Diese Verbindung vollzog sich jedoch nicht bloß in der dichtenden Phantasie des ungelehrten Teiles der Nation, auch die Gelehrten hatten ihren Teil, und (wie es scheint) keinen geringen daran.

Wie wir dem Fahrenden Faust an verschiedenen Orten Deutschlands begegnet sind, in Württemberg, in Franken,

in der Frankfurter Gegend, am Niederrhein, in Thüringen und Sachsen, wie er, über die Grenzen Deutschlands hinaus, nach Krakau und Venedig gekommen sein sollte, so finden wir auch an den verschiedensten Orten Sagen von ihm auftauchen, die nach und nach einen gewissen lokalen Mittelpunkt (und dessen bedarf die Sage doch auch) in der Stadt fanden, die das sechzehnte Jahrhundert entlang wohl für die Metropole der neuaufgehenden Wissenschaft gelten konnte, Wittenberg. Je mehr Faust aufhörte, ein bloßer aufschneiderischer fahrender Betrüger zu sein, je mehr die Sage ihn zum Typus der Zauberer überhaupt umschuf, je mehr sie das Streben nach unbegrenzter Erkenntnis als das eigentlich Treibende in ihm unterschob, um so mehr schickte sich eine Universitätsstadt von der Bedeutung Wittenbergs für seinen Aufenthaltsort, bis man ihn endlich geradezu an dieser Universität als Lehrer fixierte. Die Erzählungen von Manlius über Faust, die er aus Melanchthons Munde haben wollte, die er also höchstwahrscheinlich wenigstens in Wittenberg hörte, zeigen die Vorliebe, mit der man in dieser Stadt die Sage hegte. Gerade in Wittenberg herrschte der Teufelsglaube sehr stark; wie Luther darüber dachte, ist bekannt genug: nach den Tischreden zwang er noch im Jahre 1538 dem Teufel die Handschrift eines Studenten, der sich ihm verschrieben, durch sein Gebet wieder ab; auch Melanchthon war in diesem allgemeinen Glauben seiner Zeit vielleicht noch mehr befangen als Luther.

Wie Faust mit sichtlicher Bevorzugung an Wittenberg geknüpft ward, zeigt recht evident die zwei Jahre vor dem ersten Faustbuche, also 1585, erschienene Schrift Augustin Lercheimers, „Bedenken von Zauberei". Augustin Lercheimer, oder, wie er eigentlich geheißen haben soll, Wittekind, studierte 1547 zu Frankfurt a. O. und dann zu Wittenberg, wo er Melanchthon hörte. Zu seiner Schrift

ward er durch die Verbrennung mehrerer Hexen in seiner Nähe veranlaßt, die den wackern Mann mit Abscheu erfüllt hatte. Er wollte, daß man die sogenannten Hexen eher zum Arzt und Kirchendiener denn zum Richter oder Schultheiß führe, damit ihnen von ihrem Aberwitz, Unsinnigkeit und Unglauben geholfen werde. Dagegen wünscht er, daß wider die Wahrsager, Zauberer und Gaukler ein größerer Ernst gebraucht werde, als bisher geschehen. Diese sehr wichtige Schrift Lercheimers, auf die zuerst Düntzer in Köln in seiner Untersuchung der Faustsage, einer ganz schätzenswerten Arbeit, abgedruckt im fünften Bande von Scheibles Kloster, hingewiesen hat, enthält mehrfache Erwähnungen des Faust, und es ist sehr wahrscheinlich, daß der Verfasser die meisten dieser Züge von Wittenberg habe, wo er Fausten längere Zeit sich aufhalten läßt. Er bringt ihn auch, wenn nicht mit Luther, doch mit Melanchthon in direkte Verbindung. Schon Manlius hatte Melanchthon in den Mund gelegt: „Ich habe einen Faust aus Knittlingen gekannt, einem meinem Geburtsorte (nämlich Bretten) benachbarten Flecken"; und dann erwähnt er des Schwarzkünstlers Flucht aus Wittenberg, woraus hervorzugehen scheint, daß Melanchthon ihn erst in dieser Universitätsstadt habe kennen lernen. Lercheimer weiß aber von diesem Aufenthalte Fausts in Wittenberg viel mehr. „Zur Zeit Dr. Luthers und Philippi Melanchthons (sagt er) hielt sich der Schwarzkünstler Faust eine Weile zu Wittenberg auf: das ließ man geschehen, in der Hoffnung, er würde sich aus der Lehre, die da im Schwange ging, bekehren und bessern. Da aber das nicht geschah, sondern er auch andere verführte, hieß ihn der Fürst gefänglich einziehen. Aber sein Geist warnte ihn, daß er davonkam." Und an einer andern Stelle: „Der unzüchtige teuflische Bube Faust hielt sich eine Weile zu Wittenberg auf und kam bisweilen zu Melanchthon. Der las ihm dann einen guten Text, schalt und vermahnte

ihn, daß er von dem Dinge beizeiten noch abstünde, es werde sonst ein böses Ende nehmen. Lercheimer weiß dann auch von den vierundzwanzig Jahren, die der Teufel Fausten gedient, von der vorhergehenden Ermahnung des Greises, von der nochmaligen Verschreibung an den Teufel. Ferner erzählt Lercheimer manche Geschichten von andern Zauberern, die im Faustbuche auf Faust bezogen werden, so daß es wohl nicht bezweifelt werden kann, der Verfasser des Faustbuches habe die Lercheimersche Schrift benutzt. Sie mag jenem auch für Wittenberg den Ausschlag gegeben haben, an das sich nun die Sage festsetzte, in dessen Nähe man auch den Ort von Fausts Tode verlegte, wie man dahin auch seinen Hauptwohnsitz setzte, was nun alles durch das älteste Faustbuch fixiert wurde.

Das älteste Faustbuch, die erste umfassende, wenn auch nicht erschöpfende Sammlung von Faustsagen, ist 1587 in Frankfurt am Main im Verlage des Buchdruckers Johann Spies zur Herbstmesse erschienen. Es führt den Titel:

> Historia von Dr. Johann Fausten dem weitbeschreiten Zauberer und Schwarzkünstler, wie er sich gegen dem Teufel auf eine benante Zeit verschrieben, was er hierzwischen für seltsame Abenteuer gesehen, selbs angerichtet und getrieben, bis er endlich seinen wol verdienten Lohn empfangen. Mehrerteils aus seinen eigenen hinterlassenen Schriften allen hochtragenden, fürwitzigen und gottlosen Menschen zum schrecklichen Beispiel, abscheulichem Exempel und treuherziger Warnung zusammen gezogen und im Druck verfertiget. Gedruckt zu Frankfurt am Main durch Johann Spies 1587.

In der Zueignung von Joh. Spies (vom 4. September 87 datiert) heißt es: „Nachdem nun viel Jahr her eine gemeine und große Sag in Teutschland von Dr. Johannes

Fausti, des weitbeschreiten Zauberers und Schwarzkünstlers mancherlei Abenteuern gewesen, und allenthalben ein große Nachfrage nach gedachtes Fausti Histori bei den Gastungen und Gesellschaften geschieht, desgleichen auch hin und wieder bei etlichen neuen Geschichtschreibern dieses Zauberers und seiner teufelischen Künste und erschrecklichen Endes gedacht wird, hab ich mich selbst auch zum oftermal verwundert, daß so gar niemand diese schreckliche Geschicht ordentlich verfassete und der ganzen Christenheit zur Warnung durch den Druck mitteilete, hab auch nit unterlassen, bei Gelehrten und verständigen Leuten nachzufragen, ob vielleicht diese Histori schon allbereit von jemand beschrieben wäre, aber nie nichts gewisses erfahren können, bis sie mir neulich durch einen guten Freund von Speier mitgeteilt und zugeschickt worden, mit Begehren, daß ich dieselbige als ein schrecklich Exempel des teufelischen Betrugs, Leibs und Seelen Mords, allen Christen zur Warnung, durch den öffentlichen Druck publicieren und fürstellen wollte." Der Verfasser des Buchs war also aus Speier und ohne Frage ein Gelehrter daselbst, wie schon daraus erhellt, daß er in der Vorrede das baldige Erscheinen auch einer lateinischen Bearbeitung von diesem Faustbuche in Aussicht stellt. Er war offenbar Protestant, wenn auch nicht gerade protestantischer Geistlicher: das zeigen zur Genüge die zahlreichen Ausfälle im Buche gegen katholische Lehre und Leben, die sich bis zur äußersten Derbheit steigern, wenn er z. B. Fausten in Rom von der römischen Klerisei sagen läßt: „Ich meint, ich wäre ein Schwein oder Sau des Teufels, aber er muß mich länger ziehen; diese Schweine zu Rom sind gemästet und alle zeitig zu braten und zu kochen." Dieser Verfasser des ersten Faustbuchs schrieb in der ausgesprochenen Absicht zu warnen und von ähnlichem Treiben abzuschrecken, aber mit einer gewissen heitern Ironie und unbefangener als alle übrigen Bearbeiter.

Schon auf dem Titel heißt es, daß die Erzählungen mehrerteils aus Fausts eigenen Schriften gezogen seien, im Buche selbst wird verschiedentlich derselben und der seines Famulus Wagner Erwähnung getan. Natürlich sind diese Schriften untergeschoben; aus den Anführungen aber ersehen wir, daß höchst wahrscheinlich damals, als der Verfasser des ersten Faustbuches schrieb, zwei Lebensbeschreibungen Fausts handschriftlich umgingen, in welchen sich auch die Zauberformeln befanden, eine in welcher Faust selbst erzählend auftrat, eine andere unter dem Namen des Famulus Wagner. Aus diesen Lebensbeschreibungen und sonstigen kleineren und größeren Aufzeichnungen, die von Wier und Lercheimer und vor allem aus der mündlichen Sage, die er sich gewiß vielerorten niederschreiben ließ, hat der Verfasser seine Faustgeschichte kompiliert.

Diese erste Ausgabe von 87 ist, soviel jetzt bekannt, nur in zwei Exemplaren auf uns gekommen, die sich auf der Ulmer Stadtbibliothek und auf herzoglich braunschweigischer zu Wolfenbüttel befinden. Ein wortgetreuer Abdruck davon befindet sich in Scheibles Kloster, Bd. II, S. 931 ff.

Das Buch zerfällt in drei Teile. Der erste handelt von Fausts Herkommen und Studien, von der Zitation des Teufels und der Verschreibung an denselben, von den Gesprächen mit ihm über die Hölle, die Geister darin, ihre Gewalt und die Pein der Verdammten. Der zweite Teil enthält die weiteren Fragen Fausts über die Gestirne, Wetter und Jahreszeiten, seine Fahrt in die Hölle und den Himmel, seine große Weltreise, auf der er alle Länder kennen lernt. Der dritte endlich seine Zauberstücke und was er sonst für Abenteuer durch seine Kunst gehabt, wie ihn endlich ein frommer Greis von seinem gottlosen Leben abbringen will, der Teufel ihn aber wieder gewinnt und eine nochmalige Verschreibung erhält, wie er zuletzt noch mit der Helena lebt, seinen Famulus Wagner zum Erben

einsetzt und am Schlusse des vierundzwanzigsten Jahres vom Teufel geholt wird.

Doch wir müssen uns den Inhalt dieses Buches, das die Grundlage aller späteren Faustbücher bildet, genauer ansehen, wobei wir zugleich die einzelnen Sagen, wenigstens eine Reihe davon, in ihren mythischen Zusammenhängen verfolgen oder wo sie sonst hergenommen, untersuchen wollen.

Faust ist hier nicht aus Knittlingen in Schwaben, sondern aus Roda bei Weimar gebürtig. Das ist das jetzige Rödchen, drei Viertelstunden nördlich von Weimar, am Ettersberge, ein paar hundert Schritte rechts von der Ettersburger Chaussee, gleich bei Herders Ruh. Das Rödchen ist eine Wüstung, nur mit einem einzigen Hause, einer Wirtschaft für Vergnügungsgänger. Das ist der Ort, wo Faust nach diesem Berichte geboren sein soll. Seine Eltern waren arme, fromme Bauersleute, doch hatte sein Vater einen begüterten Bruder zu Wittenberg, der selbst keine Erben besaß und Faust an Sohnes Statt annahm. Faust studierte Theologie und wurde Doktor derselben. Aber er geriet in schlechte Gesellschaft, legte die heilige Schrift hinter die Tür und unter die Bank, begab sich nach Krakau in Polen, studierte daselbst die Magie, wollte sich keinen Theologen mehr nennen lassen, ward ein Weltmensch, ein Astrolog, Mathematikus und Arzt und nannte sich Doktor der Medizin. Sein Trachten ging nach dem, wonach er nicht trachten sollte; er nahm an sich Adlers Flügel, alle Gründe am Himmel und auf der Erde zu durchforschen. Es war die sich überhebende menschliche Vermessenheit, die nach mehr ringt, als sie erreichen soll und kann, die ihn endlich zum Abfall von Gott brachte, von dem der Verfasser sagt „und war dieser Abfall nichts anders denn sein stolzer Hochmut, Verzweiflung und Vermessenheit, wie den Riesen war, davon die Poeten dichten, daß sie die Berg zusammentragen und

wider Gott kriegen wollten, ja wie dem böſen Engel, der ſich wider Gott ſetzte, darum er wegen ſeiner Hoffahrt von Gott verſtoßen ward." Alſo wer hochſteigen will, der fället auch hoch herab. Der Verfaſſer des Fauſtbuchs iſt dieſes Motivs ſich klar bewußt.

Eines Abends zwiſchen neun und zehn Uhr begab ſich Fauſt in den Wittenberg nahe gelegenen Speſſerwald, um den Teufel zu beſchwören. Auf einem Kreuzwege zog er Zauberkreiſe um ſich her und begann die Beſchwörung. Ein gewaltiges Getöſe erhob ſich, die Bäume bogen ſich bis zur Erde und es donnerte, als ob lauter Wagen durch den Wald führen, — es naht alſo der Teufel als wilder Jäger, eine Geſtalt, die er vom heidniſchen Wuotan erhalten hat. Dann wurden Pfeile auf Fauſt zu geſchoſſen, er vernahm eine wunderliebliche Muſik, auch Geſänge, und ſah die Teufel tanzen und mit Spieß und Schwert turnieren, — gewiß eine Erinnerung an die verführeriſche zaubermächtige Muſik elbiſcher Weſen, beſonders der Waſſergeiſter. Wie dieſes Konzert vorüber war, beſchwur Fauſt den Teufel zum zweiten Male und es erſchien ein Greif oder Drache über ihm; dann fiel ein feuriger Stern herab, der verwandelte ſich in eine feurige Kugel, und nachdem Fauſt dieſe drei Male hintereinander beſchworen, nahm ſie die Geſtalt eines feurigen Mannes an; der ging eine Viertelſtunde lang um den Zauberkreis und wurde endlich zu einem grauen Mönche — ich erinnerte ſchon, daß der Teufel vielfältig als grauer Mann erſcheint, auch eine Entlehnung vom graumänteligen Wuotan, oder von den Elfen, die ebenfalls in grauem Gewande auftreten. Der graue Mönch fragt Fauſten nach ſeinem Begehr und dieſer beſtellt ihn für die folgende Nacht zwölf Uhr in ſein Zimmer. Dort fordert nun Fauſt, daß ihm der Teufel bis an ſeinen Tod diene, alle ſeine Wünſche erfülle, unſichtbar in ſeinem Hauſe walte, und wenn er erſcheine, die Geſtalt annehme, die er haben wolle.

Dagegen verlangt der Geist, Faust solle sich ihm mit seinem eigenen Blute verschreiben, den christlichen Glauben ableugnen, allen Christenmenschen Feind sein, und sich nicht verführen lassen, wenn man ihn bekehren wolle. Er will ihm eine gewisse Anzahl von Jahren bestimmen, nach deren Verlauf er ihm verfallen sein solle, wogegen Faust, wenn er die Bedingungen erfülle, alles haben werde, was sein Herz begehre. Faust ist das zufrieden und fordert am andern Morgen frühe den Geist und verlangt von ihm, daß, so oft er ihn rufe, er ihm in Gestalt und Kleidung eines Franziskanermönchs erscheine, mit einem Glöcklein, damit er am Geläute seine Ankunft merke — wiederum eine unverkennbare Hindeutung auf die Schellenröcke der Kobolde. Nun fragt er ihn nach seinem Namen, und der Geist nennt sich Mephostophiles. Das ist also die älteste Form dieses dunkeln Namens, an dem man soviel herumgedeutet hat und der verschiedentlich verändert worden ist. Bei Marlowe lautet er Mephostophilis, bei Shakespeare und Suckling Mephostophilus. Die Form Mephistophiles kommt zuerst in Marpergers Bearbeitung des Volksbuchs von Wagner 1712 vor. Aus dem Mephistophles des Puppenspiels scheint Goethe seinen Mephistopheles gemacht zu haben, was vor ihm sich nicht findet. Man hat den Namen aus dem Semitischen herleiten wollen, aber nicht mit Glück; ich zweifle, ob die Herleitung aus dem Griechischen, auch wenn man meint, daß sie von einem halbgelehrten Gaukler stamme, glücklicher ist, wonach der Name „nicht das Licht liebend" bedeute. Doch dem sei wie ihm wolle: darauf kommt herzlich wenig an.

Faust macht sich nun an die Verschreibung. Er nimmt ein spitziges Messer, sticht sich eine Ader in der linken Hand auf, wobei das Blut die Züge O homo fuge formiert haben soll, läßt das Blut in einen Tiegel tröpfeln, den er auf warme Kohlen setzt, und schreibt. Er sagt in dieser

Verschreibung ausdrücklich: „Nachdem ich mir fürgenommen, die Elementer zu spekulieren, und aber aus den Gaben, so mir von oben herab bescheret und gnädig mitgeteilet worden, solche Geschicklichkeit in meinem Kopf nicht befinde und solches von den Menschen nicht erlernen mag, so hab ich gegenwärtigen gesandten Geist, der sich Mephostophiles nennet, ein Diener des hellischen Prinzen im Orient mich untergeben, auch denselbigen, mich solches zu berichten und zu lehren mir erwälet, der sich auch gegen mir versprochen, in allem untertänig und gehorsam zu sein." Dieser Geist soll ihm vierundzwanzig Jahre dienen. Also auch hier ist wieder ausdrücklich der Wissensdurst als Motiv angegeben, vom Teufel zu erlangen, was Gott dem Menschen versagt: man sieht, wie unrichtig die Behauptung ist, dieses Motiv sei erst von Lessing oder einem der späteren Bearbeiter der Sage untergeschoben worden.

Sobald Mephostophiles die Verschreibung in den Händen hat, wovon er Fausten erst noch eine Abschrift nehmen läßt, geriert er sich ganz wie ein deutscher Hausgeist. Er versorgt seinem Herrn die Wirtschaft pünktlich und vollauf, bringt Speisen und Wein herbei, stattliche Kleider für Fausten und seinen Famulus und läßt es auch an Gelde nicht fehlen; 25 Kronen wöchentlich, macht 1300 jährlich: das war Fausts Jahresbestallung.

So führte Faust ein epikurisch Leben Tag und Nacht und dachte weder an Himmel noch an Hölle, denn er vermeinte Leib und Seele stürben miteinander. Aber die Sinnlichkeit stach ihn so, daß er sich endlich vornahm, zu heiraten. Doch der Geist verwies ihn an sein Versprechen, Gott und den Menschen Feind sein zu wollen: der Ehestand sei ein Werk Gottes und er könne nicht Gott zugleich dienen und dem Teufel. Er droht ihn in Stücke zu zerreißen, wenn er auf seinem Sinne beharrte. Faust versucht es, aber da entsteht ein so furchtbares Getöse im Hause, als wenn

alles aus den Fugen gehen, ein Feuer, wie wenn alles verbrennen sollte. Faust will entfliehen, wird niedergeworfen und gemißhandelt, bis er endlich von seinem Vorsatze abzustehen und seinem Versprechen treu zu bleiben gelobt. Das ist ein Zug der christlichen Teufelssage und ruht wohl kaum auf germanischer Mythe, daß der Teufel durch schreckliche Erscheinungen und Drohungen denen, die von ihm abfallen wollen, entgegentritt.

Nun aber versprach der Geist Fausten, zu jeder Stunde Tags und Nachts, welches Weib er immer begehrte, die ihm zuzuführen, seine Wollust zu ersättigen. Das ging denn Faust mit Freuden ein und geriet dadurch in eine solche Unzucht, daß er unaufhörlich nach Weibern trachtete, und wo er heut mit dem einen Teufel Unzucht getrieben, morgen schon wieder einen andern im Sinne hatte. Also es sind nicht wirkliche Weiber, die der Geist Fausten zuführt, sondern nur verstellte Weiber, Teufel in Weibesgestalt, sogenannte succubæ, wie sie schon bei den Kirchenvätern und dann durchs ganze Mittelalter hindurch in den Sagen vorkommen.

Wie nun der Teufel Fausten in die Unzucht verstrickt hat, nachdem er ihn vorher durch Wohlleben auf sie geführt, will er ihn immer tiefer zu Falle bringen und überreicht ihm ein großes Zauberbuch, die Dardaniæ artes enthaltend, um dadurch alle Gedanken an Gott und Himmel aus seinem Herzen zu verbannen. Aber weder durch diese Zauberkünste noch durch Wollust wird Fausts höheres Streben vernichtet. Der Gedanke an die Hölle tritt mit Macht in ihm auf und Mephostophiles muß ihm Rede stehen über der Teufel Wohnung, Macht und Regiment und die frühere Gestalt der verstoßenen Engel. Als er von dieser vernommen und wie sie, die einst heller geleuchtet als aller Sonnen- und Sternenglanz, nun durch ihren Hochmut in die Nacht der Verdammnis gestürzt seien, geht er

ſtillſchweigend in ſeine Kammer, legt ſich aufs Bett und hebt bitterlich an zu weinen und zu klagen. Aber er kann keinen Glauben und Hoffnung ſchöpfen: die Verzweiflung hält ihn von der Buße ab. Dann forſcht er ſeinen Geiſt weiter aus über die Gewalt des Teufels, die Lage und Beſchaffenheit der Hölle, über die Qualen der Verdammten und ob Gott dieſe wieder zu Gnaden aufnehmen könne. Auf das letztere entgegnet ihm ſein Geiſt Mephoſtophiles, daß dazu keine Hoffnung ſei: „Die Verdammten haben auf kein Ziel oder Zeit zu hoffen, darinnen ſie aus ihrer Qual erlöſet werden möchten. Ja, wenn ſie nur eine ſolche Hoffnung haben könnten, daß ſie täglich nur einen Tropfen Waſſer aus dem Meer herausſchöpfen, bis das Meer gar trocken würde, oder wenn ein Sandhaufen ſo groß wäre bis an den Himmel und ein Vöglein alle Jahr nur ein Körnlein wie eine Bohne groß davon wegtrüge, daß ſie alsdann noch erlöſt werden möchten, ſo würden ſie ſich deſſen freuen. Aber da iſt keine Hoffnung, daß Gott an ſie gedenken oder ſich ihrer erbarmen werde, ſondern ſie werden in der Hellen liegen wie die Totenbein, der Tod und ihr Gewiſſen wird ſie nagen, es wird nicht an ſie gedacht werden. Ja, wenn du dich ſchon in der Helle könnteſt verbergen, bis daß alle Berge zuſammen über einen Haufen fielen und von einem Ort zum andern verſetzt würden, ja, bis alle Steine im Meere trocken würden, ſo wenig ein Elefant oder ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen kann und alle Tropfen des Regens gezählt werden mögen, ſo iſt doch keine Hoffnung auf Erlöſung vorhanden.“ Davon ward Fauſt ſo erſchüttert, daß er jetzt Tag und Nacht dieſen Gedanken nachhing, aber die Macht des Teufels war zu groß über ihn, als daß er eine beſtändige Reue hätte faſſen können. Zudem wenn er allein war und dem Worte Gottes nachdenken wollte, ſchmückte ſich der Teufel in Geſtalt einer ſchönen Frau zu ihm, halſete

und küssete und verlockte ihn, daß er des göttlichen Worts bald vergaß, es in Wind schlug und in seinem bösen Vorhaben fortfuhr.

Da berief Doktor Faustus seinen Geist wiederum und wollte ihn weiter über diese Dinge ausfragen; aber der weigerte sich dessen und wollte ihm keine Rede mehr stehn auf dergleichen, bis er endlich noch einmal einwilligte, aber zum letzten Male. „Wenn du an meiner Statt ein Mensch von Gott erschaffen wärest (fragt ihn Faust), was wolltest du tun?" Darüber lächelte der Geist und sprach: „Wenn ich ein Mensch erschaffen wäre wie du, wollte ich mich biegen gegen Gott, allweil ich einen menschlichen Odem hätte und mich befleißigen, daß ich Gott nicht wider mich zu Zorn bewegte, wollte ihn allein anrufen, ehren und preisen, damit ich Gott gefällig wäre und nach meinem Absterben die ewige Freude und Herrlichkeit erlangte." Darauf sagte Faustus: „So hab ich aber solches nicht getan." „Ja freilich (antwortete der Geist) hast du es nicht getan, sondern deinen Schöpfer, der dich erschaffen, der dir Sprache, Gesicht und Gehör gegeben hat, daß du seinen Willen verstehen und der ewigen Seligkeit nachtrachten solltest, den hast du verleugnet, die herrliche Gabe deines Verstandes mißbraucht, Gott und allen Menschen abgesagt; darum du niemandem die Schuld zu geben hast, als deinem stolzen und frechen Mutwillen, dadurch du dein bestes Kleinod und Zier verloren." „Ja, das ist leider wahr (sprach Doktor Faustus). Wolltest du aber, mein Mephostophiles, daß du ein Mensch an meiner Statt wärest?" „Ja (antwortete der Geist seufzend); denn ob ich schon gegen Gott also gesündiget, wollte ich mich doch wiederum in seinen Gnaden erholen." Da sprach Doktor Faustus: „So wäre es mit mir auch noch früh genug, wenn ich mich besserte?" „Ja (sagte der Geist) wenn du auch vor deinen groben Sünden zur Gnade Gottes kommen

könntest; aber es ist nun zu spät, und ruhet Gottes Zorn über dir." „Laß mich zufrieden!" sagte Doktor Faustus zum Geist. „So laß mich forthin auch zufrieden mit deinen Fragen!" antwortete Mephostophiles.

Es bedarf keines Wortes der Erklärung der Großheit, die in diesem Zwiegespräche Fausts und seines Geistes liegt. In welchem Lichte erscheint die Seligkeit der Kinder Gottes, wenn der Teufel selbst, der Vater der Verhärtung, beim bloßen Gedanken an die Möglichkeit des Unmöglichen, weich wird und seufzt und wider Willen dem Verführten zur Buße raten muß. Aber er wird seiner Gefühle alsbald Herr, er faßt sich gleich wieder und sucht die beginnende Reue Fausts durch die Unmöglichkeit der Gnade auszukämpfen.

Damit schließt der erste Teil der Historien von Faust.

Im zweiten Teile sehen wir ihn zuerst als berühmten Astrologen, dessen Kalender und astrologische Prophezeihungen sich eines ausgebreiteten Rufes erfreuen. Er bestimmt genau Nebel und Sonnenschein, Schnee und Hagel, Wärme und Kälte, er zeigt das Künftige im voraus an, Teurung und Krieg und Sterben. Dann kommen wieder Gespräche mit Mephostophiles, die Astrologie, den Wechsel von Sommer und Winter, des Himmels Lauf und Ursprung, die Erschaffung der Welt und des Menschen betreffend. Da Faust einmal die vornehmsten höllischen Fürsten zu sehen wünscht, läßt Belial ihm die Höllengeister erscheinen, von denen er die bedeutendsten namentlich vorführt.

So war Faustus ins achte Jahr gekommen und hatte seine meiste Zeit mit Forschen und Lernen, Fragen und Disputieren zugebracht. Unter dem träumte und graute ihm aber immer vor der Hölle. Deshalb forderte er den Mephostophiles auf, ihm seinen Herrn Belial oder Luzifer zu senden; aber an dessen Statt kommt Beelzebub. Faust gibt ihm seinen Wunsch zu erkennen, die Hölle zu sehen,

um deren Wesen und Beschaffenheit zu erfahren, und Beelzebub verspricht, um Mitternacht ihn dazu auch wirklich abzuholen. Zur bestimmten Zeit erscheint er, einen beinenen Sessel auf dem Rücken, der rings umher ganz zugeschlossen ist. Auf diesem Sessel führt ihn Beelzebub in die Luft, auf einen feuerspeienden Berg und durch das Feuer desselben hinab in die Tiefe, wobei er aber von der Hitze so wenig verspürte, daß es ihn vielmehr fächelte wie Lüftchen im Frühling, während er die lieblichste Musik von allerlei Instrumenten vernahm. Tiefer herab in den Klüften sah er teuflische Würmer, Schlangen und grausenhafte Untiere, dann kam er über ein furchtbares Wasser und endlich auf den Grund der Hölle, wo er Kaiser, Könige, Fürsten und Herren im Feuer sah. Das war ein Donnern und Blitzen, ein Frost und eine Hitze, ein Zetergeschrei und Heulen, daß er froh war, wie er wieder heraus kam. Aber doch hatte er eigentlich die Hölle nicht recht gesehen, sondern der Teufel hatte ihn auf dem Sessel eingeschläfert und ein Gaukelspiel vorgemacht. Hätte er sie aber in Wahrheit gesehen, er würde nicht hinein begehrt und sich sicherlich gebessert haben.

Erzählungen von Fahrten nach der Hölle waren im Mittelalter verschiedene in Umlauf. Für unsere deutsche Poesie die wichtigste ist die von Tundal, einem irischen Ritter, dessen Seele, nachdem er lange in Sünden gelebt, im Jahre 1049 in einem wunderbaren Gesichte während eines todähnlichen Schlafs von einem Engel durch die Hölle, nicht ohne einige Qualproben, dann durch das Paradies geführt ward. Nach seinem Erwachen bekehrte er sich. Wir haben über diese Geschichte zwei Gedichte in unserer Sprache, eins, nur leider noch in Bruchstücken vorhanden, wohl nicht zu lange nach der Begebenheit gedichtet (gewiß nicht dreißig Jahre nachher, wie Lachmann wollte) in niederrheinischer Mundart abgefaßt, und ein anderes, späteres,

aber auch noch dem zwölften Jahrhundert angehöriges, was vollständig erhalten ist und einen Priester Alber zum Verfasser hat. Die Geschichte von Tundal erzählt natürlich auch Vincentius Bellovacensis und viele andere. Sie war das ganze Mittelalter entlang äußerst beliebt bis ins Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, wo sie auch in ziemlich ausgedehnter Fassung gedruckt wurde. Eine andere Fahrt nach der Hölle, auch aus dem zwölften Jahrhundert, hat der Diakonus Petrus aufgeschrieben. Ein Bruder Alberich in Monte Cassino soll sie gemacht haben, als Kind schon, wo ihn (wie es heißt) während er von einer Starrsucht befallen war, eine Taube beim Haare ergriff und ihn in Begleitung des heiligen Petrus und zweier Engel durch Hölle, Fegfeuer, die sieben Himmel und das Paradies führte. Das zwölfte Jahrhundert war überhaupt eine merkwürdige Zeit, aus ihm stammen eine Reihe ganz kurioser Sagen oder Sagenausbildungen. Als ob man am Orient, der durch die Kreuzzüge aufgeschlossen oder doch bekannter geworden war, nicht genug gehabt hätte: man mußte auch genau erfahren, wie es im Jenseits, in Hölle und Himmel aussah. Da war es denn freilich das kürzeste und sicherste Mittel, solch eine Seele auf Reisen danach zu schicken. Dann haben auch Cäsarius von Heisterbach u. a. dergleichen Sagen.

Doktor Faust ließ sich aber mit der Hölle nicht genügen; auch den Himmel wollte er in Augenschein nehmen, und so fuhr er auf einem von Drachen gezogenen Wagen mit Mephostophiles in die Gestirne. Die Erzählung hiervon steht im Faustbuche nach seiner eigenen Relation, wie er sie eigenhändig konzipiert und einem Freunde, einem Arzte in Leipzig, zugeschrieben habe. Diese Fahrt dauerte acht Tage, von einem Dienstage zum andern, während welcher Zeit kein Schlaf in Fausts Augen kam. Die Erzählung hat für uns nichts weiter von Wichtigkeit.

Im sechzehnten Jahre unternahm Faust eine große

Reise in verschiedene Länder der Erde. Mephostophiles mußte ihn hinbringen, wohin er wollte. Darum sich dieser in ein Pferd verwandelte, aber mit Flügeln (wie ein Dromedari, sagt kurioserweise das Buch). Zunächst machte Faust eine funfundzwanzigtägige Schnellfahrt über die Länder weg, ohne sich darin zu verweilen. Darauf begann er eine neue Fahrt, auf der er die Städte, die ihm gerade einfielen, genauer besah. So besuchte er Trier, Paris, Mainz, Neapel, Venedig und andere Städte. In Rom blieb er drei Tage unsichtbar im päpstlichen Palaste, wo er sich mit allerlei Späßen belustigte. So stand er einmal unsichtbar vorm Papste, der immer, wenn er essen wollte, ein Kreuz vor sich machte: sobald er das aber tat, blies ihm Faust ins Gesicht. Einmal lachte er im Saale laut auf, dann weinte er wieder, und keiner wußte was das wäre. Der Papst meinte, es wäre eine arme Seele und betete für sie: da lachte ihn Faust laut aus. Wenn ihm bei Tafel ein Gericht behagte, so streckte er nur seine Hand aus: alsbald verschwand Gericht und Schüssel: damit machte er sich dann fort aufs Kapitol und aß samt seinem Geiste nach Herzenslust. Dann schickte er diesen wieder nach Wein von des Papstes Tische samt den silbernen Bechern und Kannen, die er bei der Wegfahrt daselbst zurückließ. Weiter besuchte er eine Reihe deutscher und nicht deutscher Städte, blieb einige Tage auf dem Meere, wo er nichts als Himmel und Wasser sah und kam durch Griechenland nach Konstantinopel. Hier machte er dem türkischen Kaiser allerhand Affenspiel vor, stellte sich ihm in Gestalt des Papstes als Mohammed dar, fuhr dann in seinen Harem, den er in dichten Nebel sechs Tage lang einhüllte, diese Zeit über darinnen blieb und auch hier sich für Mahomed ausgebend, mit den schönsten Weibern des Sultans sein Wesen trieb. Im Ornate des Papstes fuhr er dann wieder von dannen. Von Konstantinopel ging

er nach Kairo, von da nach der Insel Kaukasus zwischen Indien und Scythien. Vom höchsten Gipfel dieser Insel schaut er das Paradies im Osten. Er bemerkte den Feuerstrom, der dasselbe wie eine Mauer umgab und ein überhelles Licht, das feurige Schwert, mit dem der Engel den Garten verwahrt hielt; er sah auch die vier Ströme, die aus dem Brunnen, der mitten im Paradies steht, entspringen. Durch Ungarn kehrte endlich Faust wieder nach Wittenberg zurück, nach anderthalbjähriger Abwesenheit. Dann enthält dieser zweite Teil noch in einigen Kapiteln Antworten Fausts über Kometen, Sterne, Geister die die Menschen plagen, Sternschnuppen und Entstehung des Donners.

Im dritten Teile des Faustbuches werden nun Fausts Zaubertaten erzählt und was sich vor und bei seinem Ende zugetragen hat. Ich will diese Geschichten nicht der Reihe nach durchgehn, sondern unter gewisse Rubriken fassen.

Faust zaubert die Gestalten längst Verstorbener vor. Dergleichen wird in der ersten Geschichte des dritten Teils erzählt, nämlich so: Faust kam zu Kaiser Karl V., als er zu Innsbruck Hof hielt. Der Kaiser ließ ihn in sein Gemach eintreten und begehrte eine Probe seiner Kunst, er solle ihm nämlich des großmächtigen Kaisers Alexanders des Großen und seiner Gemahlin Form, Gestalt, Gang und Gebärde, wie sie im Leben gewesen, vorstellen. Faust erklärt, er wolle sie allerdings sichtbarlich erscheinen lassen, Majestät aber möge bedenken, daß ihre sterblichen Leiber nicht von den Toten auferstehn und gegenwärtig sein könnten; aber die uralten Geister, die Alexander und sein Gemahl gesehen, die könnten solche Form und Gestalt an sich nehmen und sich darein verwandeln, und durch die wolle er jetzt Alexander und sein Gemahl sehen lassen; der Kaiser dürfe aber dabei kein Wort reden — nach allgemeinem Glauben schwindet aller Zauber, sobald man einen Laut

von sich gibt. Nun tut Doktor Faustus die Tür auf und Kaiser Alexander trat ein, in aller Form, wie er im Leben gewesen: ein wohlgesetztes dickes Männchen, mit rotem Barte und roten Backen, eines strengen Angesichts, mit Augen wie Basiliskenaugen. Er trat geharnischt vor den Kaiser Karl und neigte sich vor ihm. Dann ging er wieder zur Tür hinaus und sein Gemahl trat ein, sich gleichfalls vor dem Kaiser verneigend. Sie ging in einem blauen Samt, mit Gold und Perlen gestickt; sie war überaus schön, rotwangig, wie Milch und Blut, länglicht und eines runden Angesichts. Da wollte der Kaiser auch prüfen, ob sie es wirklich sei; er gedachte bei sich, wie er oft gehört, daß sie hinten im Nacken eine Warze gehabt. Er trat hinzu, ob er dieselbe auch an diesem Bilde fünde, und siehe, er fand sie daran. Auch dies Bild verschwand, und der Kaiser war zufrieden.

Diese Geschichte muß sehr beliebt gewesen und viel umgetragen worden sein. Hans Sachs erzählt sie von Kaiser Maximilian, der sich durch einen Nigromanten (der Name desselben bleibt ungenannt) Hektor, Helena und seine eigene verstorbene Gemahlin Maria von Burgund vorführen ließ. Hans Sachs, der bei all seinen Gedichten den Tag ihrer Abfassung genau notiert, gibt bei diesem den 12. Oktober 1564 an. Er sagt, er habe diese zu Innsbruck passierte Begebenheit vor sechsundvierzig Jahren auf der Wanderschaft zu Wels gehört, also im Jahre 1518, wo sie das kaiserliche Hofgesind erzählte. Hans Sachs erzählt die Geschichte so schön wieder und mit so viel Herzenswärme, daß ich nicht umhin kann, sein Gedicht mitzuteilen. Die Überschrift ist: „Historia. Ein wunderlich Gesicht Kaiser Maximiliani löblicher Gedechtnus, von einem Nigromanten." (S. Werke von H. Sachs, 5. und letztes Buch, Nürnberg 1579, fol. 322 ff.)

Als keiſer Maximilian,
der großmechtig und theuer man,
löblicher gedechtnus regiert,
das ganz römiſch reich guberniert,
het er ſonderlich lieb und gunſt
zu allerlei ſinreicher kunſt;
thet auch kein koſt, müh und fleiß ſparn,
artliche künſte zu erfarn;
het auch mancherlei künſt verſtand,
die er auch übt mit mund und hand.
darauf het er vil größer acht,
denn ſonſt auf allen pomp und pracht,
hielt künſt und weisheit für ein ſchatz.
derhalb hetten auch bei im platz
allerlei künſtner, ſo hin kamen
gen hof mit was titel und namen,
die hetten all futter und mal
zu hof im keiſerlichen ſal.

Eins tags dem keiſer obgenant
auch gen hof kam ein nigromant,
ein ſchwarz künſtner, der ſich anzeiget
dem keiſer, der im wurd geneiget,
wie er im künt herbringen thon
drei geiſt drei namhafter perſon,
ob die geleich vor langen jarn
mit toden abgeſchiden warn,
mit aller form gſtalt und geberden
wie ſie hetten gelebt auf erden,
im die künt unter augen ſtelln,
welche er wolt, ſolt er her zeln.

Der keiſer ob der kunſt het wunder
und außerwelet im beſunder

diſe drei namhaftig perſon
mit nam, zeigt im erſtlichen an
Hector von Troia, des königs ſon
Priami, ſolt er bringen thon
in all ſeinen armis und wer,
wie er im troianiſchen her
verwalten het die hauptmanſchaft
in küner theuer heldes kraft,
den Achilles auch het erſchlagen.
die andr perſon thet er anſagen,
die ſchönen königin Helena
her auß Lacedemonia,
des königs Menelai weib,
die aller ſchöneſt frau von leib,
die im Paris des königs ſun
von Troia het entfüren thun,
in all irem geſchmuck und zir,
höflichkeit und geberden ir
ſolt er ſie bringen aller gſtalt,
wie man ſie beſchreibet und malt.
und zu dem dritten ſolt er da
bringen die fürstin Maria
ſein gmahel, die durchleuchtign frauen,
die wolt er herzlich geren ſchauen,
herzog Carls tochter von Burgund,
welche vor kurzer tag und ſtund
durch unfal am gejeid vor allen
war von eim pferd zu tod gefallen.
wo er die perſon oberzelt
durch ſein kunſt im perſonlich stellt,
doch iederman genzlich on schaden,
ſo wolt er ſein denken in gnaden
von wegen ſeiner ſchönen kunſt
mit ſchenk und ander wolthat ſunſt.

Der nigromant im antwort gab
'ja ich wils thun. doch merkt vorab,
der geiſt bring ich euch alle ſander,
iedoch ördnlichen nach einander,
und wenn ir eins gnug habt geſchaut,
ſo ſtopft mit einem finger laut
auf den tiſch, ſo wird der geiſt weichen,
auß dem kreiß zu der thür auß schleichen.
iedoch ſol eur gnad an dem ort
ſtill ſitzen und reden kein wort.
wo ir ein wort darunter redt,
in unglück uns beid bringen thet.'
das bwilligt der keiſer zu than.

Nach dem der nigromant fieng an,
macht ein weiten kreiß in dem ſal
mit bloßem ſchwert. darein zumal
macht vil caracter, creuz und zeichen
und thet ſein beſchwerung heimleichen.

Geſchwind trat in den kreiß hinein
Hector von Troia der held allein,
ganz ernſtlich und trutziger gſtalt,
ſtarker glidmaß, doch nit zu alt,
ungleicher augn, ein herlich man.
der het ein ſtählen banzer an,
ein ſturmhut auf dem haupte ſein,
mit gold ein gwechs geſchmelzt darein.
am hals hieng im ein breiter ſchild,
darin von gold ein löw gebildt,
trug ein mordaxt in ſeiner hend
vol ſcharpfer ſpitzen aller end,
welche all noch tropften von blut,
und als ſam mit frech künem mut
in dem kreiß vor dem keiſer ſtahn.

der wurd zum teil entſetzt darvon.
doch als er ſein recht gnug geſach,
ſo ſtopft er auf den tiſch darnach.
zu hand der geiſt wich auß dem ſal
mit dapfern ſchritten ab zu thal.

Bald trat nach dem in ſal hinein
Helena die ſchön königein,
in einem ſchönen güldin ſtück,
het umb ir haupt köſtlich geſchmück
von gold, perlein und edlem gſtein,
güldin ketten und halsband rein.
ir angſicht und alle glidmaß
ſo adelich gebildet was,
ſam wers abgeſtigen von himeln.
ein gürtel von klingenden zimmeln
die het umbfangen iren leib.
in ſumma das aller ſchönſt weib,
freundlicher holdſeliger gſtalt,
geiler art, doch der jar nit alt.
ir äuglein zwinzerten von fern
geleich dem hellen morgenſtern.
zwiſchn augbrahen het ſie ein mäßlein,
ein roten mund, ein kleines näslein.
ſtund alſo fröflich wolgethan
und ſah den keiſer frölich an.
der faß in heimlich großem wunder
und beſchaut ſie mit fleiß beſunder
von den füßen biß an das haubet.
endlich zu weichen ir erlaubet.
zu hand ſie auß dem kreiß thet prangen.

Nach dem kam ſitlich ein gegangen
Maria ſein fürſtliche gemahel,
der lieb und treu war veſt wie ſtahel.

trat züchtiglich zu ſein genaden,
bekleidt wie ſie het genommen ſchaden,
in eim blauen rock angethan,
demütig vor dem keiſer ſtahn,
in aller gſtalt weis und geber
als ob ſie noch im leben wer,
ganz ſitſam, tugendreicher art,
doch ſam traurig betrübet hart,
und den keiſer ſenlich anblicket:
dardurch im keiſer ſie erquicket
ſein brünſtig lieb, die vor den tagen
er ir het herziglich getragen,
und die lieb thet ſein herz vergwalten,
und mocht ſich lenger nit enthalten,
fur auf mit herzlichem verlangen,
und wolt mit armen ſie umbfangen,
und ſchrei gar laut 'das ist die recht,
von der mein herz all freud empfecht!'

In dem der geiſt bald ſchwind und rund
mit eim gräuſch auß dem kreiß verſchwund,
mit eim dampf und lautem gebrümmel.
auch wurd vor dem ſal ein gedümmel,
des der keiſer erſchrak zu hand.
zu dem ſaget der nigromant
'eur gnad ſolt uns mit dergleich dingen
all beid umb unſer häls wol bringen.
eur gnad weiß, daß ich ſolchs verbot.'
"die lieb iſt gleich ſtark wie der tot:
(ſagt der keiſer) die nött mich ie,
anzureden die liebſt allhie
ſo ich ie het auf diſer erd,
welche iſt aller ehren wert."

Nach dem zu dank mit reicher gab
fertigt den nigromanten ab,
der im das wunderbar geſicht
zu Insbruck hette zugericht,
wie ſolchs vor ſechs und vierzig jarn
von ſeiner gnad hofgſind hab erfarn
zu Wels, weil ich noch ledig was,
das mir warhaft anzeiget das.
dem und uns allen wöll got geben
nach diſem vergenglichen leben,
daß uns ewige freud aufwachs
im himliſchen hof, wünſcht Hans Sachs.

Wie unbefangen der gute Meiſter Hans Sachs erzählt; er ſieht es durchaus nicht als ein Teufelsſtück an, was der Nigromant vorführt: es iſt eine ſchätzenswerte Kunſt, die er übt. Merkwürdig aber iſt ferner, daß er den Namen des Nigromanten nicht nennt. Es muß doch Fauſt gemeint ſein, und der war in den ſechziger Jahren, wo Hans Sachs das Gedicht ſchrieb, bekannt genug und konnte auch ihm ſchwerlich fremd geblieben ſein. Vielleicht aber mied er abſichtlich ſeinen Namen, weil er ihm zu übel berufen erſchien: wer weiß, wie das geweſen iſt. Für uns iſt hauptſächlich von Intereſſe zu erfahren, daß im Jahre 1518 bereits eine ſolche Geſchichte umging, von Kaiſer Maximilian erzählt, die ſich in etwas veränderter Faſſung an ſeinen Nachfolger Karl V. anheftete, wo dann Fauſt zum Träger derſelben gemacht wird, ob er nun bei der früheren genannt ſein mochte oder nicht.

Außer der Beſchwörung Alexanders und ſeiner Gemahlin vor Karl V. wird noch eine andere derartige Geſchichte im älteſten Fauſtbuche erzählt, von der bezauberten Helena. Am weißen Sonntage (vierzehn Tage vor Oſtern) kamen einmal Studenten in Fauſts Wohnung und hatten

da ein Gelag. Da wurde unter andern auch von Weibern gesprochen und einer äußerte, am allerliebsten möchte er doch einmal die Helena aus Griechenland sehen. Faust willfahrte, verbat sich zuvor, daß keiner kein Wort reden noch vom Tisch aufstehen sollte, und ging zur Stube hinaus. Als er wieder hereintrat, folgte ihm die Königin Helena auf dem Fuße nach, so wunderschön, daß die Studenten nicht wußten, ob sie bei sich selbst wären oder nicht. Diese Helena erschien in einem köstlichen schwarzen Purpurkleide, ihr goldenes Haar bis an die Kniekehlen herabwallend, mit schönen kohlschwarzen Augen, Lippen rot wie Kirschen, einem kleinen Mündlein, roten Wangen wie Rosen, einem überaus schönen glänzenden Angesicht, einem Hals wie ein weißer Schwan, eine schlanke, aufrechte, gerade Person. Sie sah mit gar frechem und bübischem Gesichte in der Stube umher, daß die Studenten in Liebe entzündet wurden, und ging dann mit Fausten wiederum zur Stube hinaus. Da baten die Studenten ihn, er möchte sie doch des andern Tages wieder erscheinen lassen, sie wollten einen Maler mitbringen, der sie malen sollte. Das schlug Faust ihnen jedoch ab, indem er sagte, daß er ihren Geist nicht allezeit erwecken könne. Er versprach ihnen aber ein Konterfei von ihr, und hielt sein Versprechen wirklich.

Nicht in der ältesten Ausgabe dieses Faustbuches, wohl aber in einer späteren vom Jahre 1792 steht eine andere Beschwörung noch, auch vor Studenten, und zwar in Erfurt. Während er hier Vorlesungen über den Homer hielt, zeigte er den Studenten die homerischen Helden und den Polyphem.

Daß man die Geister Verstorbener beschwören könne, war vorzeiten ein weitverbreiteter Glaube. Odysseus, über den Okeanos segelnd, kommt an die Gestade der Unterwelt. Während er den unterirdischen Göttern Opfer rüstet, drängen sich die Schatten um ihn her: jeder, der vom Blute der Opfertiere getrunken, gewinnt auf eine Zeitlang wieder

Bewußtsein und Stimme: Helden treten auf und erzählen ihr Geschick. Im alten Testamente (1. Samuelis 28) wird gemeldet, wie der König Saul, vor den Philistern zagend, zu einem Zauberweibe in Endor ging und sich den verstorbenen Samuel emporbringen ließ. Er stieg aus der Erde auf, heißt es; näher wird die Art der Zauberei nicht geschildert. Der Glaube, Verstorbene zitieren zu können, wie er auch auf Faust übertragen ist, hat wohl nichts mit unserer rein germanischen Überlieferung zu tun; sie stammt aus dem Orient.

Faust zaubert Gärten und Häuser vor. Im Dezember um den Christtag, während ein großer Schnee lag, ladete Faust einmal Herren und Damen zu einer Schmauserei in seine Behausung in Wittenberg. Als sie erschienen waren, begab sich in seinem Garten ein besonderes Schauspiel. Es war in demselben kein Schnee zu sehen, alles war grün und die Blumen blühten wie im Sommer; rote, weiße und leibfarbene Rosen dufteten und Weintrauben prangten an den Stöcken, daß es eine Lust zu sehen war. — Bekannt ist die Sage von Albertus Magnus in Köln, der einmal dem Könige Wilhelm von Holland zuliebe den Winter in Sommer verwandelte. Schon Virgil hatte (wie es heißt) einen Garten, in den kein Regen drang, der von unbeweglicher Luft wie von einem Zaune umschlossen war und zu dem eine aus Luft gebaute Brücke führte. Von solchen Zaubergärten gehen die verschiedensten Sagen im Mittelalter.

Beim Grafen von Anhalt ließ Faust einst im Januar durch seinen Geist Trauben und Obst, wonach die Gräfin begehrte, binnen einer halben Stunde aus fremden Ländern herbeiholen. Auch baute er dort über Nacht ein Zauberschloß, in welchem er den Grafen nebst vielen Gästen herrlich bewirtete. Doch als sie wegzogen, ging das Schloß unter Krachen in Flammen auf. — Solche Zauberschlösser,

welche der Teufel nach Art der Riesen schnell aufbaut und eben so schnell wieder zerstört, kommen oft in den Sagen vor.

Faust fährt auf seinem Mantel durch die Luft. Drei vornehme Grafen, die in Wittenberg studierten, wollten nach München zu einem Hoffeste, um die Pracht, die man dort entfalten würde, zu sehen. Sie wandten sich an Faust, der ihnen auch hierin zu dienen zusagte. Er berief die drei Grafen aufs schönste gekleidet in sein Haus, breitete in seinem Hausgarten einen breiten Mantel aus, hieß die Grafen sich daraufstellen und stellte sich selber mitten unter sie, nachdem er ihnen aufs strengste verboten, während der ganzen Zeit ihrer Abwesenheit nicht ein Wort, auch am Hofe nicht, zu reden, selbst wenn sie jemand fragen würde, keine Antwort zu geben. Dann begann er seine Beschwörungen, es erhob sich bald ein großer Wind, der den Mantel emporbewegte, und so fuhren sie unsichtbar in den Lüften dahin, daß sie zu rechter Zeit in München ankamen. Als man zu Nacht essen wollte, ward man ihrer gewahr, und der Herzog von Bayern selbst redete die Unbekannten an. Da wollte der eine von den Grafen wider Fausts Gebot tun und antworten, als Faust plötzlich „Wohlauf" rief und mit den beiden andern davonfuhr. Jener, der zurückblieb, aber wurde gefangen gesetzt. Wie sie um Mitternacht in Wittenberg ankamen, hatten sie sich übel um ihren Genossen, daß Faust sie vertröstete, ihn am Morgen zu bringen. Und wirklich, noch ehe der Tag anbrach, war er bei ihm, verzauberte die Wächter, daß sie in einen harten Schlaf fielen, öffnete mit seiner Kunst Türen und Schlösser und brachte den gefangenen Grafen beizeiten gen Wittenberg. — Der Zaubermantel Fausts ist ohne Frage eine Erinnerung an den weiten Mantel Odhins, in dem er seine Schützlinge durch die Lüfte entrückt.

Faust durchschneidet die Wurzel des Lebens. Während

der Fasten kam Faust einmal nach Frankfurt, wo in einem Wirtshause vier Zauberer waren, die einander die Köpfe abhieben, und sie dann barbierten und endlich wieder aufsetzten. Das verdroß Fausten, denn er wollte allein des Teufels Hahn im Korbe sein. Er ging also zu ihnen, während sie eben im Begriffe waren, ihre Kunststücke zu machen. Sie hatten aber auf dem Tische ein gläsernes Gefäß mit destilliertem Wasser, darin erschien immer eine Lilie, die sogenannte Wurzel des Lebens, sobald man den Kopf abschnitt; sie verschwand, sobald der Kopf wieder auf dem Rumpfe saß. Es war die Lebenskraft des Menschen, die auf diese Weise unverletzt heraus in die Blume gezaubert ward. Da nun die Köpfe von dreien abgeschnitten und wieder aufgesetzt waren und der Prinzipalzauberer an die Reihe kam und dessen Lilie im Wasser bereits blühete, ging Doktor Faustus zum Tisch und schlitzte, ohne daß es jemand bemerkte, mit einem Messer den Stengel der Blume auf. Wie die Zauberer den Schaden sahen, war ihre Kunst zunichte und konnten sie ihrem Gesellen den Kopf nicht wieder ansetzen.

Hier ist deutlich genug der Übergang der Seele in Blumen ausgesprochen. Die aus dem Körper entweichende Seele blüht als Blume auf, wie sie nach einer andern anmutigen Vorstellung als Vogel davonfliegt: beides Vorstellungen, die sich wohl ursprünglich auf den Glauben an die Seelenwanderung gründen. Dahin gehört die in Sagen und Volksliedern überall verbreitete Ansicht, daß aus den Gräbern, namentlich Liebender, Blumen aufsprießen oder Sträucher, deren Äste sich verflechten und so gewissermaßen die Fortdauer der Liebe über das irdische Dasein hinaus darstellen. Aus Tristan und Isoldens Grabe wächst eine Rebe und Rose, die sich innig verschlingen und bei Abend flüstern, wie wenn sie Liebesgeheimnisse tauschten.

Von der lebendigen Seele, die in eine Blume übergeht, ist in unserm Faustbuche noch ein recht anschauliches Beispiel. Faust war einmal in einem Wirtshause unter lustigen Gesellen, die ihn um ein Beispiel seiner Kunst angingen, am liebsten möchte er ihnen das zauberische Kopfabhauen einmal vormachen. Er fand sich auch bereit, doch wollte leicht begreiflicherweise niemand seinen Kopf zu dem Possen hergeben. Endlich läßt sich der Hausknecht durch Versprechungen dazu bewegen, zuvor sich aber die feste Zusicherung von Faust geben, daß er ihm den Kopf wieder recht anmache, denn sollte er ohne Kopf sein Amt versehen, was würden die Gäste dazu sagen. Endlich wird ihm der Kopf gut scharfrichterisch abgeschlagen, aber mit dem Wiederanmachen will es durchaus nicht vonstatten gehen, was auch Faust anfangen mag. Da sprach er zu den Gästen, es sei einer unter ihnen, der ihn verhindere, den wolle er vermahnt und gewarnt haben, das zu lassen. Darauf versucht er es abermal, kann aber nichts ausrichten. Da vermahnte und drohete er zum zweiten Male, ihn unbehindert zu lassen, oder es werde nicht gut ausgehen. Da das aber auch nicht half und er den Kopf nicht wieder ansetzen konnte, ließ er auf dem Tische eine Lilie wachsen, der durchhieb er den Stengel, daß die Blume abbrach und alsbald fiel einer von den Gästen zurück und der Kopf ihm ab. Der war der Zauberer, der ihn verhindert hatte. Nun setzte er dem Hausknechte seinen Kopf wieder ordentlich auf nach dem Versprechen und machte sich davon.

Fausts Abenteuer mit einem Ritter, dem er ein Geweih angezaubert. Es war am Hofe Kaiser Karls V., wo er einen Ritter zum Fenster heraus eingeschlafen fand, dem zauberte er mit Hilfe seines Dieners Mephostophiles ein Hirschgeweih auf den Kopf, also daß er, wie er erwachte, seinen Kopf nicht wieder zum Fenster hereinziehen konnte, und zum Gelächter des Hofes ward, bis Faust die Zauberei

endlich auflöste. Aber der Ritter hatte den Spaß mißverstanden und trug es Fausten nach; denn als dieser sich vom kaiserlichen Hofe entfernt hatte, rannte er ihn mit Bewaffneten an. Faust sah die Bewaffneten nicht sobald auf sich zusprengen, als er in ein Hölzchen sich begab, das auf der Stelle von lauter geharnischten Männern zu wimmeln schien, so daß jene Verfolger umwandten und Fersengeld gaben. Sie wurden umringt und zwar bald wieder losgelassen, aber zur Strafe machte Faust, daß sie einen Monat lang Ziegenhörner an der Stirn, ihre Pferde aber Kuhhörner tragen mußten. Nun reiste Faust weiter, doch jener Ritter, dem er das Hirschgeweih angezaubert, traf wieder auf ihn und machte Anstalt, ihn anzurennen. Da verschwand Faust, aber aus dem Walde drangen Trommeln und kriegerische Musik und bald mehrere hundert Reiter heraus auf den Ritter. Er wandte sich nach einer andern Seite, auch da kam Kriegsvolk auf ihn zu, und das ging so weiter, wohin er sich auch wenden mochte. Endlich machte ihn Faust zum Gefangenen und nahm ihm und seinen Leuten die Gäule ab, wofür er ihnen andere, gezauberte Gäule gab. Dann ließ er ihn wieder ziehen. Wie aber der Ritter zur Herberge kam und seine Leute die Pferde in die Tränke ritten, da verschwanden sie ihnen unter den Beinen weg, und auch anstatt ihrer Schwerter (denn auch diese hatten sie abgeben müssen und dafür andere erhalten) hatten sie weiße Stecken in der Hand. Als der Ritter seine Leute zu Fuß (wie das Buch sagt) so pilgramisch daher ziehen sah, merkte er wohl, daß es Fausts Zauberei war, die ihm das angetan hatte.

Die Zauberei in dieser ganzen Geschichte mit dem Ritter ist elbischer Natur. Das Geweihe und Hörner an den Kopf zaubern ist derartig, auch das plötzliche Verschwinden Fausts ist ein elbischer Zug, nicht minder, daß Bäume zu gerüsteten Kriegern werden. Vielfach glaubte man, daß

die Elfen bei Tage Bäume wären, zur Nachtzeit aber ihre eigentümliche Gestalt annähmen. Auf dem Kirchhofe eines Ortes von Seeland stehen alte Bäume, von denen das Volk glaubt, daß sie bei Nacht sich in Geister verwandeln und die es des Elfenkönigs Soldaten heißt.

Faust führt andere durch bezauberte Tiere an. Das sahen wir schon bei der letzten Geschichte mit den Pferden, auch mit leblosen Gegenständen, mit Schwertern geschehen. Das Faustbuch erzählt noch andere einschlägige Stückchen. Einmal verkaufte er fünf gemästete Schweine, aber der Sautreiber sollte über kein Wasser mit ihnen schwimmen. Aber als sich die Säue im Kote umhergewälzt und besudelt hatten, trieb sie der Treiber doch in die Schwemme, — da verschwanden sie und es schwammen lauter Strohwische an ihrer Statt.

Gleicherweise erging es einem Roßtäuscher. Faust richtete ihm selbst ein schönes Pferd zu; mit dem ritt er auf einen Jahrmarkt und fand viele Käufer; zuletzt gab ers um vierzig Gulden hin, sagte aber dem Käufer, er solle es nicht in die Tränke reiten. Der Roßtäuscher wollte sehen, was er damit meine, ritt in die Schwemme, und augenblicks verschwand das Pferd und er saß auf einem Bündel Stroh, daß er beinahe ertrunken wäre. Da rannte er zornig nach der Herberge, fand Fausten auf dem Bette schnarchend und schlafend, kriegte ihn beim Fuße und zog. Da riß er ihm das Bein aus und fiel damit so lang er war in die Stube. Nun fing Faust an Mordio zu schreien, der Roßtäuscher aber bekam Angst, nahm die Flucht und machte sich schleunigst aus dem Staube, denn er meinte nicht anders als hätte er ihm den Fuß wirklich ausgerissen. Aber es war nur Verblendung, und so hatte ihn Faust angeführt.

Gaben, die Götter und gute elbische Wesen geben, sind anfangs häufig unscheinbar und wertlos, nachträglich

aber verwandeln sie sich in Gold; umgekehrt bleiben die Tiere, die durch Zauberei, durch teuflische Macht geschaffen werden, nur auf einige Zeit in dieser Bildung, nachmals verwandeln sie sich in Strohbüschel oder andere dergleichen wertlose Dinge. Namentlich jedesmal sogleich wie sie das Wasser berühren. Das Wasser zerstört allen Trug und Zauber: es ist ein reines und reinigendes Element: seine uralte Heiligkeit tritt hier noch deutlich zutage.

Viele von Fausts Zauberstücken beruhen auf der Verblendung der Sinne. So schon hier die Beinausreißergeschichte, die ein andermal noch viel nachdrücklicher spielt. Von einem Juden lieh er einmal sechzig Taler auf einen Monat. Als diese Zeit um war und er noch nicht zahlen konnte, bot er dem Juden zu größerer Sicherheit sein Bein zum Pfande. Der Jude nahm den Schenkel, den sich Faust ohne langes Federlesen mit einer Säge abgesägt hatte, und ging damit ab. Unterwegs machte er sich allerhand Gedanken darüber, und wie er über einen Steg kam, warf er ihn ins Wasser. Nach dreien Tagen wollte Faust sein Pfand einlösen, und da es der Jude nicht schaffen konnte, ging er seiner Forderung verlustig und mußte noch sechzig Taler hinzuzahlen. Faust aber hatte natürlich sein Bein nach wie vor, denn es war lauter Verblendung gewesen.

Auf dieser Verblendung der Sinne durch Zauber ruhen noch mehr Geschichten.

Vor Gotha verschlang Faust einem Bauer ein Fuder Heu samt Wagen und Pferden; doch als der Bauer ihn beim Bürgermeister verklagte und mit diesem zurück zum Platze kam, stand Roß und Wagen im Geschirr unversehrt da. So verzehrte er einem Bauer bei Zwickau ein halbes Fuder Grummet, nachdem ihm der Bauer erlaubt, für einen Löwenpfennig am Grummet sich satt zu essen. Wie der Bauer aber heim kam, hatte er sein Heu wie zuvor. Beide Geschichten sind offenbar nur Variationen einer und der-

ſelben Sage, wie ſie an verſchiedenen Orten verſchieden eingekleidet worden iſt.

In der Nähe von Braunſchweig begegnete Fauſt einem Bauer, der einen leeren Wagen mit vier Pferden führte. Fauſt bat ihn, ſich mit aufſetzen zu dürfen, und als der Bauer das verweigerte, ließ er ihm die vier Wagenräder an die vier Tore von Braunſchweig fliegen und die Pferde wie tot niederſtürzen. Da kriegte der Bauer einen großen Schreck, fiel vor ihm nieder und bat flehentlichſt, doch die Pferde wieder lebendig zu machen. Da hieß Fauſt ihn Erde auf dieſelben werfen, davon richteten ſie ſich unverſehrt wieder auf. Aber eine Strafe mußte der Bauer haben: die vier Wagenräder mußte er ſich von den Stadttoren mit großer Verſäumung ſeines Geſchäfts ſelber wieder herbeiholen.

Spaßig iſt die Geſchichte, die noch bei jenem erwähnten Beſuche des Grafen von Anhalt ſtattfand, auf dem Schloſſe, das Fauſt ihm vorzauberte. Als man von der Mahlzeit aufgeſtanden war und das Frauenzimmer im Saale aller fürwitziglich beſchaute, fragte Doktor Fauſtus den Grafen, ob er unter dem Frauenzimmer ſollte ein Kurzweil machen. Als er ihm dieſe erlaubte, ſtreckte er die Fauſt in die Luft und ergriff einen ehrinen Kopf, den ſtellte er auf die Lehne der Stiege und verzauberte ihn dermaßen, daß alsbald ein großes Geräuſch von Waſſer ſich erhub, ſo daß in kurzer Zeit ein großer Bach zu laufen ſchien. Da hätte einer das Schreien unter dem Frauenzimmer hören ſollen und ſehen, wie ſie ihre koſtbaren Kleider aufhoben, um ſie nicht naß werden zu laſſen, während die Herren vom Waſſer nichts ſpürten und über die Szene ungemein lachten. Dann lief ein großer Hirſch im Waſſer daher, nach welchem das Hofgeſinde mit den Rapieren vergebens ſtach. Dann verſchwand Waſſer, Hirſch und Kopf miteinander und das Frauenzimmer wurde dieſes Poſſens halber nicht wenig ſchamrot.

Durch Sinnentäuschung betrog er auch einmal einen Pfaffen um sein Brevier. Es war zu Köln, wo er mit einem Bekannten auf der Straße ging, als ein Geistlicher, ein Brevier mit silbernen Buckeln in der Hand, an ihnen vorüber nach der Messe ging. „Schau (sagte Faust, daß der Geistliche es hörte), was für ein geistliches Gebetbuch, wo Schellen die Responsoria geben." Der sieht nach seinem Buche, erkennt es für ein Kartenspiel, denn er hatte eben zu Hause gespielt, und wirft es weg. Faust aber und sein Geselle hoben das Brevier auf, lachten den Pfaffen aus und ließen ihm ein anderes kaufen.

Wie er Wagen und Pferde zu verschlingen scheint, verschlang er auch einmal einen Hausknecht. Faust saß einmal mit etlichen in einem Wirtshause, (wie das Buch sagt) und soffen gut sächsisch und pommerisch zusammen mit Halben und Ganzen. Der Hausknecht schenkte die Gläser aber immer zu voll, was ihm Faust verbot und endlich drohte, ihn zu fressen. Darüber machte der Kerl sich lustig. Faust jedoch sperrte sein Maul auf, verschluckte ihn ganz, und weil auf einen starken Bissen auch ein starker Trunk gehöre, nahm er den Kübel mit dem Kühlwasser und trank ihn ganz aus. Der Wirt merkte den Possen und bat, er möchte ihm seinen Hausknecht wiedergeben. Faust lachte und sagte, er sollte draußen unter der Treppe nachsehen. Da saß der arme Teufel, begossen und triefend wie ein nasses Kalb, daß die Gäste des vollen Einschenkens tüchtig lachten.

Einige Stücke zeigen eine gewisse Schadenfreude, wenn auch eine unschuldige: es offenbart sich darin eine neckische Koboldnatur. So wenn er Leute zusammenhetzt, daß sie sich prügeln, wie in Wittenberg, wo er einmal zwölf Studenten vor seinem Hause, sieben gegen fünf, sich streiten sah. Da verblendete er sie, daß sie ohne einander zu erkennen, blind einer auf den andern losschlugen, zum großen Gelächter

der Zuschauer, die sie dann einzeln nach Hause brachten, wo sie wieder sehend wurden. Auf einer Reise durchs Land Gülich und Cleve begegnete ihm ein Bauer, dem sein Pferd, ein Falber, abhanden gekommen war, und der ihn fragte, ob er nichts von ihm gesehen. Er wies ihn auf einen Reiter, der eben rheinwärts in aller Eile mit einem Falben geritten sei. Der Bauer setzte dem nach und traf ihn auch richtig jenseit des Rheines, stürzte auf ihn zu und es entstand ein derbes Handgemenge, bis es sich ergab, daß dessen Falber gar nicht sein Falber sei. Da vertrugen sie sich und gingen voneinander. So erzählen deutsche Sagen vom Heinzelmann, einem Kobolde, daß er seine Lust daran habe, Menschen zum Streit aneinander zu hetzen, doch dafür sorge, daß sie sich keinen Schaden tun. Bruder Rausch, ein böser Kobold in Mönchsgestalt, hetzt die Klosterbrüder zusammen und löscht die Lichter aus, daß sie blind aufeinander losschlagen; aber das tut er in böser Absicht.

In solchen Stückchen, wie letzterwähnten, ist Faust gewissermaßen selber der verwirrende Kobold, wenigstens geschieht seines Geistes Mephostophiles dabei keine Erwähnung, der sonst aber vielfach die Rolle des tätigen, für die Wirtschaft sorgenden, herbeischleppenden Hausgeistes hat. So wenn er der Gräfin von Anhalt Trauben und Obst aus fremden Ländern brachte. Faust setzt gewöhnlich eine Schüssel vors Fenster, ruft, und der Geist bringt ihm das Begehrte, was es auch immer sei; einmal einen Hecht mit ein paar Kannen Rheinweins, ein anderes Mal, zur Fastnacht, die kostbarsten Gerichte von den Tafeln hoher Potentaten: er hat die leeren Schüsseln in seinen Garten gesetzt, die nach kurzer Zeit gefüllt dastehen. Wieder ein andermal reckt er eine Stange zum Fenster hinaus, und alsbald kommen allerlei Vögel geflogen, Lerchen, Kramtsvögel und wilde Enten, die auf der Stange sitzen bleiben, so gefangen, bereitet und verspeist werden.

Endlich noch einige andere Zauberstücke verschiedener Art.

In einer Schenke lärmten und schrien die Bauern so barbarisch, daß man sein eigen Wort nicht mehr verstehen konnte. Faust machte, daß plötzlich alle, in der Situation sie gerade waren, wie erstarrt dasaßen, lautlos mit aufgerissenen Mäulern; bis er sagte, der Zauber würde schwinden, wenn sie nacheinander aufstünden und einzeln zur Stube hinausgingen. Das taten sie, aber sie begehrten den Tag nicht wieder hinein.

Zur Fastnacht fuhr er einmal mit Wittenberger Studenten in den Keller des Erzbischofs von Salzburg, und zwar auf einer Leiter, auf deren Sprossen er jeglichen gesetzt. Sie ließen sichs im Keller wohl sein vom besten, als der Kellermeister die fremden Gäste merkte und Lärm machte. Das verdroß Fausten, er mahnte seine Gesellen auf zu sein, nahm den Kellner beim Haar und mit fort und setzte ihn auf eine hohe Tanne, da er denn die ganze kalte Nacht hindurch sitzen mußte und am Morgen nur mit größter Mühe wieder herabgebracht werden konnte. — Das ist auch ein Koboldstreich, die Kobolde besuchen gern die Keller; namentlich wissen die irischen Märchen von einem Kobolde Cluricaun, der mit seinem Diener Mac Daniel nächtlich in fremde Keller zieht und daselbst zecht.

Eine Kellergeschichte, aber anderer Art, wird von Leipzig erzählt. Sie steht nicht im ältesten Faustbuche, sondern erst in der Ausgabe von 1592. Faust ging in Leipzig mit mehreren Wittenberger Studenten an einem Weinkeller vorüber und verhöhnte die Schröter, die ein sechzehn bis achtzehneimeriges Faß heraufzuwinden sich anstrengten. Der Weinherr versprach dem das Faß Wein als Eigentum, der es allein aus dem Keller schaffen würde. Da setzte sich Faust darauf, wie auf ein Pferd, ritt es hinauf und trank es mit seinen Gesellen aus.

Im Keller von Auerbachs Hof in Leipzig, der im Jahre 1530 erbaut worden, finden sich noch jetzt zwei auf Faust bezügliche Bilder, die oben und unten mit der Jahreszahl 1525 versehen sind. Auf dem einen reitet Faust auf dem Fasse zum Keller heraus; allerlei Zuschauer, die wohl Weinschröter, den Wirt und Studenten vorstellen sollen, zeigen durch Gebärden ihre Verwunderung. Unter dem Bilde stehen die Reime:

Doktor Faustus zu dieser Frist
Aus Auerbachs Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind,
Welches gesehen viel Mutter Kind:
Solches durch seine subtile Kunst hat getan,
Und des Teufels Lohn empfangen davon.

Der Schluß zeigt deutlich, daß die Verse nicht etwa 1525 entstanden sind, wo von Fausts Tode noch keine Rede war, sondern erst nach diesem Tode und zwar nachdem dieser Tod zu einem durch den Teufel erfolgten in der Sage des Volks geworden war. Das „zu dieser Frist" bezieht sich also nicht auf die Zeit der Abfassung der Verse, sondern auf die Zeit, in die man den Faßritt setzte, auf die angegebene Jahreszahl 1525. Das zweite Bild stellt dar, wie die Studenten, Faust an der Spitze, das zum besten gegebene Weinfaß sich wohlschmecken lassen, eine lange Tafel, Faust präsidiert, an der auch aufspielende Musikanten sitzen. Unter diesem Bilde steht als Distichon:

Vive, bibe, obgraegare, memor Faufti hujus et hujus
Poenae: aderat claudo haec, aft erat ampla, gradu.

Ein Hündchen, als Fausts Begleiter dargestellt, nach ihm blickend, gewissermaßen seines Winkes gewärtig, findet sich auf beiden Bildern. Ich weiß nicht, aus welcher Zeit diese Bilder herrühren, das müßte erst ermittelt werden, um sie vielleicht zu Zeugnissen für den historischen Faust

brauchen zu können, der wohl im Jahre 25 sich in Leipzig aufgehalten und daselbst sein Wesen getrieben haben könnte. Jedenfalls bezeugen sie eine an Leipzig lebendig haftende Faufttradition. So viel über diese Bilder, um deren willen man schon Auerbachs Keller besuchen mag, selbst wenn der gute Wein daselbst für einen weniger Zugkraft haben sollte.

Nun noch ein paar Zauberstücke von Faust aus dem ältesten Volksbuche.

Durch Liebeszauber gewann er zu Wittenberg einem jungen Edelmann ein Mädchen, welches bis dahin alle Freier, zumeist aber den Edelmann, verachtet hatte. Faust gab dem Edelmanne einen Ring; wenn er mit demselben die Jungfrau anrühre, würde ihr Herz sich zu ihm wenden und sonst zu keinem andern. Das geschah denn auch und sie wurde von so gewaltiger Liebe zu ihm ergriffen, daß sie sich ihm selber zur Ehe antrug, und die Hochzeit denn auch bald gefeiert wurde.

Ein kurioses Zauberstück machte er einmal zur Aschermittwoch den Studenten, die er als Gäste bei sich hatte. Er machte, daß man auf einmal die lieblichste Musik von allerlei Instrumenten im Zimmer hörte und doch niemand wußte, woher sie kam, so bezaubernde Musik, daß die Gläser und Becher auf dem Tische vor Entzücken zu hüpfen anfingen. Dann machte er die Szene noch drolliger. Er stellte einen Böcker, den er im Hofe hatte fangen lassen, auf den Tisch, gab ihm zu trinken und dieser hub natürlich an zu pfeifen; dazu kam ein alter Affe ins Zimmer, der auf einem Instrumente allerlei lustige Tänze aufspielte. Dazu tanzten dann in der Mitte der Stube Töpfe und Geschirre, daß sie aneinander aneckten und endlich zerbrachen. In diesem Stücke, daß an manche Lügenmärchen anklingt, stecken alte mythische Erinnerungen. Die unsichtbare Musik ist elbisch. Daß Schüsseln und Becher frei in

der Luft schweben, von einem Gaste zum andern, bis ein jeder seinen Anteil daraus genommen, kommt auch sonst vor. Nach der nordischen Sage lud einstmals ein Meergott die Asen zum Mahle, wobei sich zum allgemeinen Erstaunen derselben Schüsseln und Becher frei in der Luft bewegten.

Die nach der Musik des Affen und Hahns tanzenden Geschirre ist eine komische Übertreibung, die, wie schon angedeutet, an manche Lügengeschichten anklingt. Aus Lügengeschichten anderer Art, aus den damals viel umgehenden Rodomontaden und Aufschneidereien scheint sich die Erzählung ins Faustbuch verirrt zu haben (denn augenscheinlich gehört sie eigentlich nicht ins Bereich dieser Sage), wonach Faust einmal Kriegsdienste bei Kaiser Karl V. nahm und bei der Artillerie verwendet ward. Er wußte sein Geschütz so gut zu richten, daß er in einen Baum mitten im Walde schoß, unter dem ein Oberst seinen Morgenimbiß verzehrte, daß die Zweige des Baumes um den Tisch flogen, ohne jenen zu verletzen: es sollte nur ein Schreckschuß sein. Wenn von den Feinden in die Festung geschossen wurde, fing Faust die großen Kugeln in der Hand auf, als wenn er mit den Feinden Ball schlüge. Er trat auch bisweilen auf die Mauer und fing die kleinen Kugeln im Busen oder in den Ärmeln mit Haufen auf.

Soviel über die einzelnen Zaubertaten Fausts, die das älteste Volksbuch in seinem dritten Teile erzählt; es kommt nun zu den weiteren Lebens- und Todesschicksalen seines Helden.

Im siebzehnten Jahre seines Bundes mit dem Teufel geschah es, daß ein alter gottesfürchtiger Arzt, seiner Wittenberger Nachbarn einer, ihn zu sich lud, ihm ernstliche Mahnungen sich zu bekehren gab und ihn auch wirklich zu dem Entschlusse brachte, Buße zu tun und dem Teufel abzusagen. In solchen Gedanken ging Faust heim, aber sein Geist erschien und tappte nach ihm, wie wenn

er ihm den Hals umdrehen wollte: er habe ihm versprochen, Gott und allen Menschen feind zu sein und versuche jetzt, sein Versprechen nicht zu halten, jetzt, wo es überhaupt zu spät sei. Er sei da, ihn in Stücke zu zerreißen, wenn er sich nicht sogleich niedersetze und sich von neuem mit seinem Blute ihm verschreibe. Dadurch eingeschüchtert gehorcht Faust und übergibt dem Luzifer von neuem Leib und Seele, um nach weiteren sieben Jahren dann endlich damit zu schalten und zu walten, wie er wolle. Dem alten frommen Mann aber ward er von Stund an so feind, daß er ihm den Mephostophiles als Poltergeist ins Haus sandte. Doch Spott und Verachtung nötigen den Polterer, bald zu entweichen. Ein Zug, der in den Sagen immer wiederkehrt: Geister, wenn man sie verhöhnt, entweichen.

Dann erzählt das Buch noch die Geschichte, wie Fausts Gäste statt der Trauben sich wollen die Nasen abschneiden, aber nicht so gut, als wir sie oben aus Camerarius gaben, und dann (nach Wier) die mit dem Capellan an der geldrischen Grenze, dem er den Bart mit Arsenik abschor.

Im neunzehnten und zwanzigsten Jahre seiner Verschreibung ergab sich Faust einem immer epikuräischern Leben; er fuhr in viel Königreiche mit seinem Geist, nach den schönsten Weibern, die irgend lebten; das waren sieben; zwei Niederländerinnen, eine Ungarin, eine Engländerin, zwei Schwäbinnen und eine Fränkin, die hatte er als teufelische Sukkubä bei sich. Als das dreiundzwanzigste Jahr um war, fiel ihm die schöne Helena von Griechenland ein, die er einst den Studenten gezeigt hatte. Die ließ er sich auch von seinem Geiste darstellen und gewann sie so lieb, daß er sie bei sich behielt und keinen Augenblick mehr ohne sie sein wollte. Sie ward schwanger von ihm und gebar ihm einen Sohn, Justus Faustus. Als er nachher ums Leben kam, verschwanden Mutter und Kind.

Wir sagten schon oben, bei Gelegenheit der Erzählung

des Manlius, wie Faust zu Venedig habe wollen in den Himmel fliegen, das scheine auf ihn von der Sage des Simon Magus übertragen. Der Verfasser unseres Volksbuchs kannte offenbar diese Sage, wie aus einigen ausdrücklichen Erwähnungen Simons hervorgeht. Wahrscheinlich stammt daher auch die Vermählung Fausts mit Helena. Helena war, obwohl man durch verschiedene Darstellungen des trojanischen Krieges von ihr wußte, durchaus nicht, wie etwa Alexander der Große, mit einheimischen Überlieferungen verschmolzen und zur mittelalterlichen romantischen Gestalt umgebildet worden. Das Volk würde Faust vielmehr, wie dem Ritter von Staufenberg und andern eine Meerminne, eine Waldfrau oder sonst ein göttliches oder elbisches Wesen zugesellt haben.

Was die Verbindung mit den Sukkubä betrifft, so war die Möglichkeit einer solchen im sechzehnten Jahrhundert noch allgemein geglaubt. Johann Franz Pico von Mirandola († 1533) erzählt, er habe einen Priester gekannt, der mit einer Sukkuba namens Hermelina, die er auch öffentlich herumgeführt, vierzig Jahre gelebt, und ein anderer, der noch lebe und über achtzig Jahre alt sei, habe seit seinem vierzigsten Jahre mit einer Sukkuba Florina Unzucht getrieben. Ob aus der Verbindung mit einer Sukkuba Kinder hervorgehen können, war eine schon von den Kirchenvätern sehr bestrittene Frage.

Nun folgt die Erzählung von Fausts Ende. Als er dies herankommen sah, setzte er seinen Famulus Christoph Wagner zum Erben ein. Es war dieser Wagner ein böser verlaufener Bube gewesen, der anfangs zu Wittenberg betteln umgegangen und den, seiner bösen Art halben, niemand hatte aufnehmen wollen. Diesen machte dann Doktor Faust zu seinem Famulus, und er hielt sich bei ihm wohl, daß Faust ihn wohl auch seinen Sohn nannte und in seinem letzten Jahre zum Erben seiner Verlassenschaft

einsetzte. Die Erbschaft bestand in Hof und Garten zu Wittenberg (er wird genau bezeichnet: neben des Gansers und Veit Rodingers Hause gelegen, bei dem eisern Tor, in der Schergasse an der Ringmauer), sechzehnhundert Gülden an Zinsgeld, einem Bauerngut achthundert Gülden wert, sechshundert Gülden an barem Gelde, einer goldenen Kette im Werte von dreihundert Kronen, Silbergeschirr, was er von Höfen zu wegen gebracht, sonderlich aus des Papsts und Türken Hof, bis in die tausend Gülden wert. Diese Erbschaft wurde Wagnern durch einen Akt vor Notar und Zeugen zugesichert.

Also Faust hinterläßt ein hübsches Vermögen. Man kann fragen, wie das zu andern Momenten der Sage stimme, wo er als unvermögend erscheint und sich selber durch Prellereien Geld schaffen muß, durch Verkauf von verzauberten Schweinen und Pferden, wie wir sahen, die dann zu Strohbündeln wurden, durch Prellerei eines Juden, bei Gelegenheit wo der ihm das Bein ausriß, und andere dergleichen Stücke. An einer früheren Stelle sagt das Buch geradezu: „Man spricht, ein Unhold und Zauberer werden ein Jahr nicht um drei Heller reicher. Das widerfuhr dem Doktor Fausto auch. Die Verheißung war groß mit seinem Geist, aber viel erlogen Ding, wie denn der Teufel ein Lügengeist ist." Das hat offenbar der Verfasser des Volksbuchs nicht festgehalten; er ist verschiedenen einzelnen Berichten gefolgt, die hier abweichen; der Gedanke, daß Faust trotz seinem Bunde mit dem Teufel eigentlich doch arm bleibt, diese schreckliche Ironie ist bei ihm noch nicht zum Durchbruche gekommen, wie wir sie in späteren Behandlungen der Sage finden werden, z. B. im deutschen Volksschauspiele, wo Faust, dem alle Reichtümer der Welt versprochen, am Ende so arm ist, daß er seinen Bedienten nicht einmal bezahlen kann und noch als dessen Schuldner zum Teufel fahren muß.

Wie nun Faust sein Testament gemacht und Wagnern darin so wohl bedacht hatte, forderte er ihn auf, sich noch etwas zu erbitten. Da begehrte der Famulus seine Geschicklichkeit. Faust aber verwies ihn in dieser Beziehung auf seine Bücher, verschaffte ihm jedoch noch den dienstbaren Geist Auerhahn, der ihn in Gestalt eines Affen stets begleiten werde. Man sieht, wie damals, als das erste Faustbuch verfaßt wurde, die Wagnersage schon so weit ausgebildet war, daß man sie bereits gewissermaßen im Hintergrunde vorübergehen lassen und auf sie hinweisen konnte.

Als die Zeit seines Endes immer näher herbeirückte, und er nur noch einen Monat vor sich hatte, da war ihm zumute wie einem Mörder, der sein Urteil im Gefängnis empfangen und der Strafe des Todes gewärtig sein muß. Nun ward ihm erst angst, er weinte und phantasierte, ächzte und seufzte, nahm am Leibe ab, ließ sich vor den Menschen nicht mehr sehen und wollte auch den Geist nicht mehr bei sich leiden. Er brach in bittre Wehklagen aus, bis er nicht mehr klagen konnte. Da trat sein Geist Mephostophiles zu ihm heran und verhöhnte ihn noch dazu in seiner Bekümmernis mit argen Scherzreden. Er sprach:

„Dieweil du aus der heiligen Schrift wohl gewußt hast, daß du Gott allein anbeten, ihm dienen und keine andere Götter, weder zur Rechten noch zur Linken, neben ihm haben sollst, dasselbig aber nicht getan, sondern deinen Gott versucht, von ihm abgefallen, ihn verleugnet und dich hieher versprochen mit Leib und Seele, so mußt du diese deine Versprechung leisten, und merke diesen Reimen:

Weißt du was, so schweig!
Ist dir wohl, so bleib!
Hast du was, so behalt!
Unglück kommt bald.

Darum ſchweig, leid, meid und vertrag!
Dein Unglück keinem Menſchen klag!
Es iſt zu ſpat. An Gott verzag!
Dein Unglück lauft herein all Tag.

Darum, mein Fauſte, iſt's nit gut mit großen Herrn und dem Teufel Kirſchen eſſen: ſie werfen einem die Stiel ins Angeſicht, wie du nun ſieheſt. Derhalben wäreſt du wohl weit von dannen gegangen, wäre gut für die Schüſſe geweſen. Dein hoffärtig Rößlein aber hat dich geſchlagen. Du haſt die Kunſt, ſo dir Gott gegeben, veracht, dich nicht mit genügen laſſen, ſondern den Teufel zu Gaſt geladen, und haſt die vierundzwanzig Jahre daher gemeint, es ſei alles Gold was gleißet, was dich der Geiſt berichte, dadurch dir der Teufel als einer Katze eine Schelle angehängt hat. Sieh, du warſt eine ſchöne erſchaffene Kreatur. Aber die Roſen, ſo man lange in Händen trägt und daran riecht, die bleiben nicht. Des Brot du gegeſſen haſt, des Liedlein mußt du ſingen. Verzieh bis auf den Charfreitag, ſo wird's bald Oſtern werden! Was du verheißen haſt, iſt nicht ohn Urſach geſchehen. Eine gebratene Wurſt hat zwen Zipfel. Auf des Teufels Eis iſt nicht gut gehen. Du haſt eine böſe Art gehabt, darum läßt Art von Art nicht, alſo läßt die Katze das Mauſen nicht. Scharf fürnehmen macht ſchartig. Weil der Löffel neu iſt, braucht ihn der Koch; darnach, wenn er alt wird, ſo ſcheißt er drein: dann iß mit ihm aus! Iſt es nicht auch alſo mit dir, der du ein neuer Kochlöffel des Teufels wareſt? Nun nützet er dich nimmer, denn der Markt hätte dich ſollen lehren kaufen. Hoffart tat nie gut. Wollteſt Hans in allen Gaſſen ſein: ſo ſoll man Narren mit Kolben lauſen. Wer zuviel will haben, dem wird zu wenig. Darnach einer kegelt, darnach muß er aufſetzen. So laß dir nun meine Lehr und Erinnerung zu Herzen gehen, die gleichwohl ſchier verloren

ist. Du solltest dem Teufel nicht so wohl vertrauet haben, weil er Gottes Affe, auch ein Lügner und Mörder ist. Darum solltest du klüger gewesen sein. Schimpf bringt Schaden; denn es ist bald um einen Menschen geschehen und er kostet so viel zu erziehen. Den Teufel zu beherrschen, braucht einen klugen Wirt. Es gehört mehr zum Tanz als ein Paar Schuhe. Hättest du Gott vor Augen gehabt und dich mit den Gaben, so er dir verliehen, genügen lassen, brauchtest du diesen Reien nicht zu tanzen und solltest dem Teufel nicht so leicht zu Willen worden sein und geglaubt haben; denn wer leicht glaubt, wird bald betrogen. Jetzt wischt der Teufel das Maul und gehet davon."

Als nun (sagt das Buch) der Geist Fausto, dem armen Judas, genugsam gesungen, ist er wiederum verschwunden und hat den Faustum allein ganz melancholisch und verwirrt gelassen. Wiederum brach Faust in Klagen der Verzweiflung aus, als am Tage vor dem Ablauf der vierundzwanzig Jahre Mephostophiles mit der Verschreibung erschien und ihm verkündigte, daß der Teufel ihn in der zweitfolgenden Nacht holen werde. Wiederum klagt und weint er die ganze Nacht, bis der Geist wieder erschien und ihn durch die Vorstellung zu beruhigen suchte, erst nach dem Jüngsten Tage, bis zu welchem noch eine lange Zeit sei, werde er seine Strafe empfangen. Am letzten Tage geht Faust mit seinen Vertrauten, Magistern, Baccalaureen und Studenten nach dem Dorfe Rimlich bei Wittenberg, wo er sie wohl bewirtet und bittet, die Nacht dort zu verweilen. Nach dem Schlaftrunke bezahlt er den Wirt, worauf er seinen Begleitern verkündet, daß der Teufel ihn in dieser Nacht holen werde, nicht ohne sie, im Hinblicke auf seine eigenen ruchlosen Taten und bevorstehendes schreckliches Ende, zu einem frommen, gottseligen Leben zu ermahnen. Sie möchten ruhig zu Bette gehen und sich nicht stören lassen, wenn sie ein Gepolter vernehmen sollten,

seinen Leib aber, wenn sie ihn finden würden, zur Erde bestatten. Da empfanden die Studenten, denn sie hatten ihn lieb, tiefes Mitleid und baten und flehten ihn an, er möchte zu Gott beten und zu seinem lieben Sohne Jesum Christum, daß er ihm, wie er auch dem Teufel den Leib lassen müßte, doch die Seele erhalte. Das sagte er ihnen zu, er wollte beten; es wollte ihm aber nicht eingehen, wie dem Kain, der auch sagte, seine Sünden wären größer, denn daß sie ihm möchten vergeben werden. Die Studenten und andere Herren segneten Fausten, weineten und umfingen einander, dann gingen sie zu Bette; es konnte aber keiner recht schlafen, denn sie wollten den Ausgang hören. Zwischen zwölf und ein Uhr erhob sich ein gewaltiger Sturmwind, als ob er das Haus zu Boden reißen und wegfegen wollte, daß der Wirt vor Angst in ein anderes Haus lief. Die Studenten lagen nahe bei Fausts Zimmer, sie sprangen aus den Betten, trauten sich aber nicht heraus. In Fausts Zimmer hörten sie ein greuliches Pfeifen und Zischen, als ob das Haus voller Schlangen, Nattern und anderer schädlicher Würme wäre. Indem ging die Tür von Fausts Stube auf, der hub an um Hilfe und Mordio zu schreien, aber kaum mit halber Stimme, bald hernach hörte man ihn nicht mehr. Als es nun Tag ward, gingen die Studenten in die Stube, worin Doktor Faust gewesen war, sahen aber keinen Faust mehr und nur die Stube voll Blutes gespritzt. Das Hirn klebte an den Wänden, weil ihn der Teufel von einer Wand zur andern geschlagen hatte. Es lagen auch seine Augen und etliche Zähne da, ein greulicher, entsetzlicher Anblick. Da huben die Studenten an, ihn zu beklagen und zu beweinen und suchten ihn allenthalben. Endlich fanden sie draußen auf dem Miste seinen Leib liegen, welcher greulich anzusehen war, da ihm Kopf und alle Glieder schlotterten. Sie ließen ihn im Dorfe bestatten und gingen dann nach Wittenberg zurück

in Fausts Behausung, wo sich Wagner über seines Herrn Ende sehr übel hatte. Helena und ihr Sohn Justus Faustus verschwanden an demselben Tage. Es ward (sagt das Buch) forthin in seinem Hause so unheimlich, daß niemand darinnen wohnen konnte. Doktor Faustus erschien auch seinem Famulo leibhaftig bei Nacht und offenbarte ihm viele heimliche Dinge. So hat man ihn auch bei der Nacht zum Fenster heraus sehen gucken, wer vorübergegangen ist.

Von den Vertrauten Fausts heißt es noch in unserem Faustbuche: „Sie fanden in Fausts Behausung auch diese des Fausti Historiam aufgezeichnet und von ihm beschrieben, wie hievor gemeldt, alles ohn sein Ende, welches von obgemeldten Studenten und Magistris hinzu gethan, und was sein Famulus aufgezeichnet, da auch ein neu Buch von ausgehet." Unter diesem neuen Buche kann unmöglich die Wagnersage gemeint sein, welche das selbständige Zaubertreiben Wagners nach Fausts Tode beschreibt, sondern nur ein von Wagner beschriebenes Leben seines Meisters. Der Verfasser des Faustbuchs beruft sich an mehreren Orten auf die Aufzeichnungen von Faust selbst; so werden besonders seine zwei Verschreibungen, die Darstellungen von seinen Fahrten in die Hölle und in die Gestirne (die letzteren in Form eines Briefes an einen befreundeten Arzt in Leipzig) und ebenso seine Wehklagen gegen sein nahes Ende hin als von ihm aufgeschrieben angeführt. Kurz vorm Tode spricht Faust zu seinem Famulus: „Darneben bitte ich dich, daß du meine Kunst, Thaten, und was ich getrieben habe, nicht offenbarest, bis ich tot bin; als dann wöllest es aufzeichnen, zusammen schreiben und in eine Historiam transferieren, darzu dir dein Geist und Auerhahn helfen wird. Was dir vergessen ist, das wird er dich wieder erinnern, denn man wird solche meine Geschichte von dir haben wöllen." In der Rede an die Studenten, die er ihnen am Abend seines Todes hält, sagt er in Übereinstimmung mit

der zuerst angeführten Äußerung: „Was aber die Abenteuer belanget, so ich in solchen vierundzwanzig Jahren getrieben habe, das werdet ihr alles nach mir aufgeschrieben finden." Danach kann man nur annehmen, daß damals, als der ungenannte Gelehrte zu Speier dieses unser erstes Faustbuch abfaßte, es zwei Lebensbeschreibungen des Faust gab, die natürlich nur handschriftlich umgingen; eine unter Fausts Namen, worin er seine Taten selbst erzählte, wenn auch freilich es im Verhältnisse zu denen im Faustbuche nur bedeutend weniger gewesen sein mögen; der Schluß zu dieser Lebensbeschreibung hätte dann von den genannten Magistern und Studenten hergerührt, die bei seinem Tode waren; und zweitens eine andere Bearbeitung unter Wagners Namen. Wie beide sich zueinander verhalten, wissen wir freilich nicht; aber der Verfasser des ältesten Faustbuchs hatte sie vor sich, er benutzte sie mit andern Berichten und Erzählungen, wie wir schon sahen von Lercheimer, Wier und dergleichen; kurz er hatte gedruckte und geschriebene Nachrichten über Faust vor sich. Wie viel eigenes er zum Behufe der Einkleidung und Erzählung hinzugetan, wissen wir freilich nicht; mit ganz besonders feinem kritischen Takte hat er zwar nicht gearbeitet, aber seine Arbeit ist durchaus nicht ohne Geschick gemacht; und selbst wenn sie bei weitem nicht so gut wäre als sie wirklich ist, würden wir dem Unbekannten immer noch zu großem Danke verpflichtet sein.

Diese Sammlung fand reißende Verbreitung — wie es denn auch bei der ungemeinen Popularität des Gegenstandes nicht anders sein konnte — und ward der Anstoß zu weiteren Bearbeitungen allerart und Übersetzungen in und außerhalb Deutschlands.

Das Jahr nach dem Erscheinen des ältesten Faustbuchs wurde schon eine neue Auflage notwendig 1588, ein Jahr später 1589 wieder eine. Beides unveränderte Abdrucke

der ersten. 1591 erschien eine vermehrte Auflage, die im folgenden Jahre 1592 wieder abgedruckt wurde. Die Erzählung von Fausts Ritte auf dem Fasse und vier Geschichten von seinem Treiben in Erfurt sind eingeschoben; es sind folgende:

Die erste haben wir schon erwähnt. Er hält den Erfurter Studenten Vorlesungen über Homer und läßt dabei die homerischen Helden erscheinen, auch den Menschenfresser Polyphem mit, der besonders Grausen erregt.

Er machte dem Magistrate von Erfurt den Antrag, man solle die Komödien des Plautus und Terenz durch Feuer vertilgen, er wolle sie wortgetreu aus dem Gedächtnisse wieder niederschreiben. Der Magistrat gab ihm zur Antwort, es wäre sehr zu wünschen, daß jene Stücke vertilgt würden, einer Wiederherstellung bedürfe es jedoch nicht, da so zu viel heidnisches Zeug existiere, wodurch den Leuten die Köpfe verdreht würden. Schon Trittenheim erzählte von Georgius Sabellicus, er habe sich gerühmt, die Schriften Platons und Aristoteles' herstellen zu können, wenn sie verloren gingen.

In der Schlossergasse zu Erfurt wohnte in dem Hause „Zum Enker" genannt ein Stadtjunker, der mit Faust nahe befreundet war. Als dieser einst mit noch anderen Freunden Fausts bei einem Gelage zusammensaß, rief einer im Scherz Fausten, der sich gerade am kaiserlichen Hofe in Prag aufhielt, bei Namen und bat ihn herbeizueilen und mit ihnen fröhlich zu sein. Alsbald erschien Faust, von Mephostophiles, der sich in ein geflügeltes Roß verwandelt hatte, durch die Lüfte geführt. Während des Zechens ließ er ein neues Zauberstück sehen. Er fragte jeden der Anwesenden, was für Wein er trinken wolle. Darauf bohrte er vier Löcher in den Tisch, und aus ihnen flossen die verschiedenen gewünschten Weinsorten. Gegen Morgen eilte er wieder durch die Luft nach Prag. Dies

Zauberstück mit dem andern kombiniert, wo seine Gäste einander die Nasen statt Weintrauben abschneiden wollen, hat Goethe bekanntlich für seine Szene in Auerbachs Keller verwendet. Mephostophiles verwandelt sich hier in ein geflügeltes Pferd. Nach einer alten Sage fährt König Karl einmal auf einem Teufel, der sich in ein Roß verwandelt, in einer Nacht aus dem Morgenlande nach Frankreich. Das Wein-aus-dem-Tische-zaubern ist auch alter Zauberglaube. In Hans Vintlers Blumen der Tugend, einem Gedichte vom Jahre 1411, heißt es

manig zauberin die sein
die nemend ein hacken u. schlachend wein
aus einer dur aichin saul. Grimm Myth. Anhg LVIII.

Wie Zauberinnen Wein aus einer Säule schlagen, so ziehen Hexen Milch aus einer Spindel oder einem aufgehangenen Handtuche.

Als Faust dann später von Prag zurückgekehrt war, ladete er dieselben Freunde in Erfurt zu einem Gastmahle ein. Sie kamen, sahen aber noch keine Vorbereitungen zur Bewirtung. Da schlug Faust mit einem Messer auf den Tisch und alsbald trat ein Diener ein, den er fragte, wie schnell er sei. Der Diener antwortete: „Wie ein Pfeil." Das schien Fausten zu langsam; er entließ ihn darum und es kam ein zweiter, der war schnell wie der Wind. Auch der wurde entlassen; doch der dritte, der schnell war wie die Gedanken der Menschen, schaffte bald die herrlichsten Speisen und Getränke in Fülle herbei. Das große Aufsehen aber, welches Fausts Taten in und um Erfurt machten, wurde die Veranlassung, daß er, besonders auf Antrieb des Doktor Klinge, eines Barfüßermönchs, vom Rektor der Universität und vom Rate der Stadt aus Erfurt verwiesen wurde. Klinge ist eine historische Person, er war Guardian des Franziskanerordens und Dompredіger zu Erfurt und ist 1556 gestorben.

Das sind die Stücke, die ins Faustbuch von 1591, einer vermehrten Ausgabe des ältesten von 1587 aufgenommen worden sind.

Das älteste Faustbuch erfuhr aber auch eine poetische Behandlung oder vielmehr es wurde in Reime gebracht, und zwar unmittelbar nach seinem Erscheinen. Schon zur Ostermesse 1588 erschien diese gereimte Bearbeitung beim Buchdrucker Hock zu Tübingen. Man hat davon, soviel bekannt, jetzt nur noch ein einziges Exemplar, auf der königlichen Bibliothek in Kopenhagen, nach welchem Scheible im Kloster 11, 1 ff. einen Wiederabdruck veranstaltet hat. Einige Geschichten sind in dieser gereimten Bearbeitung umgestellt, sieben (zwei aus Wier und fünf aus Lercheimer) ganz weggelassen. Obwohl in gleich wohlmeinender Absicht ans Licht gestellt wie die erste Prosa, um vor solch gotteslästerlichem Zaubertreiben zu warnen, verstanden doch die Behörden die Sache übel — ein Beispiel, für wie gefährlich man solche Bücher hielt —; der akademische Senat verurteilte (nach dem Senatsprotokolle vom 15. April 1588) auf Antrag der herzoglichen Visitationskommissarien, den Verleger samt den Autoren, die die Geschichten gereimt, zu einer Freiheitsstrafe.

Das Faustbuch ging auch nach Niederdeutschland. Eine niederdeutsche Übersetzung erschien 1588, in demselben Jahre auch eine dänische. Ebenso folgte unmittelbar auf die erste deutsche Ausgabe (wir werden davon mehr sehen) eine englische Übersetzung: The history of the damnable life and deserved death of Dr. John Faustus, ohne Jahreszahl, wiederabgedruckt im dritten Bande von Thoms, collection of early prose romances. Eine Fortsetzung dieses englischen Faustbuchs erschien 1594, sie ist auch bei Thoms mit abgedruckt: sie scheint eine rein englische Nachdichtung ohne Bedeutung zu sein. Im Jahre 1592 erschien zu Emmerich die erste Ausgabe der niederländischen

Übersetzung, 1598 zuerst die französische, letztere von einem recht merkwürdigen Manne gemacht, von Petrus Victor Palma Cayet oder Cajetanus, der zuerst reformierter Prediger war, 1595 zum Katholizismus übertrat und an der Pariser Universität lehrte. Man glaubte von ihm, er habe einen Bund mit dem Teufel geschlossen und der Teufel habe ihn auch schließlich geholt wie Fausten. Seine Übersetzung des Faustbuches mag wohl zur Ausbildung dieser Sage das ihrige beigetragen haben.

Während das alte Faustbuch in vielfach wiederholten Ausgaben in England, Holland, Dänemark und Frankreich sich immer mehr verbreitete, wurde es in Deutschland durch eine andere, bei weitem nicht so gute Bearbeitung von Widmann verdrängt, die im Jahre 1599 zu Hamburg erschien, drei Teile in 4°, unter dem Titel:

„Erster Theil der warhaftigen Historien von den gräulichen und abscheulichen Sünden und Lastern, auch von vielen wunderbarlichen und seltsamen Ebenteuren, so Dr. Johannes Faustus, ein weitberufener Schwarzkünstler und Erzzauberer, durch seine Schwarzkunst bis an seinen erschrecklichen End hat getrieben. Mit notwendigen Erinnerungen und schönen Exempeln menniglichem zur Lehr und Warnung ausgestrichen und erkläret durch Georg Rudolf Widman. Gedruckt zu Hamburg 1599."

Der andere Teil der Historien usw. von demselben Jahre, und ebenso der dritte. Alle drei Teile sind wiedergedruckt im zweiten Bande von Scheibles Kloster. Der Verfasser lebte zu Schwäbisch-Hall. Er war der Sohn jenes Georg Widman, der die Schwanksammlung Peter Lewe der andere Kalenberger verfaßt und versifiziert hat, in der er sich Achilles Jason Widman von Hall nennt. Ich habe über ihn gehandelt in meiner Ausgabe der genannten Schwanksammlung im sechsten Bande des weimarischen

Jahrbuchs (1857). Von diesem muß unser Faust-Widman hier der Sohn gewesen sein. Er erzählt bei weitem nicht so gut wie der Verfasser des ältesten Faustbuchs, nicht mit solcher Naivität und heitern Ironie. Jedem Kapitel hat er weitschweifig moralisierende Erinnerungen angehängt, die aber durch die eingeflochtenen ältern Zauberhistorien sehr lehrreich sind. Auf das vorhandene Faustbuch sieht er mit einer gewissen Geringschätzung herab: es sei zusammengerastelt aus den Briefen derjenigen, die um Faust gewesen (er nennt dabei eine Reihe Namen), es rausche wunderlich daher, es sei auch die ganze Historie darinnen nicht begriffen; er aber, Widman, habe die wahrhafte Historie im rechten Original in Händen gehabt, die von Johann Wäiger (so nennt er immer Fausts Famulus) und andern Bekannten Fausts hinterlassen worden sei; er wolle eine vollständige Historie geben, doch mit Weglassung dessen, was züchtige Ohren und Herzen betrüben möchte. Also auch Widman beruft sich auf eine Schrift über Faust von seinem Famulus, daneben aber auch auf eigenhändige Nachrichten, von Faust selber geschrieben und hinterlassen, die man in seiner Bibliothek gefunden. Man muß es ihm schon glauben, daß er solche handschriftliche Geschichten vor sich gehabt, weil er es durchaus versichert; aber das alte Faustbuch liegt seiner Bearbeitung doch zugrunde, nur daß er manches ausgeschieden, neues hinzugefügt und dem Ganzen durch genauere Bestimmungen einen mehr historischen Schein der Wahrheit zu geben gesucht hat. Aber das Verdienst einer Verbesserung des alten Faustbuchs können wir ihm nicht zuschreiben, so sehr er es sich selber vindiziert, vielmehr hat er das Kolorit, das dem alten Buche so eigentümlich wohlsteht, verwischt; er hat den frischen Ton und Charakter der Darstellung durch pedantische Nüchternheit und mitunter Breite verdorben. Weggelassen hat er besonders Fausts Fahrten in die Hölle

und in die Gestirne, seine große Erdreise und was er dabei vorgenommen, namentlich in Konstantinopel, ebenso seine Verbindung mit den weiblichen Teufelsgespenstern und der Helena, um das Ärgernis zu meiden, das durch solche Geschichten gegeben werden könnte. Aber eine große Anzahl von Zauberstücken zu Wittenberg, Eisleben, Leipzig, Gotha, Schwäbisch Hall (der Heimat Widmans), Boxberg und andern Orten, sind hinzugetreten. Es sucht auch Widman durch Angabe von Zahlen die historische Glaubwürdigkeit zu erhöhen. Der Teufelsbund Fausts datiere vom Jahre 1521, 1525 aber sei er erst recht aufgetreten; der Teufel habe ihm vierundzwanzig Jahre gedient, dann noch ein Jahr zugegeben; er habe ein Alter von einundvierzig Jahren erreicht. Danach müßte Faust also im Jahre 1505 geboren und 1546 gestorben sein.

Als Geburtsort Fausts gilt ihm nicht Roda bei Weimar, sondern die zu Anhalt gehörende Mark Sondwedel. Zu Wittenberg bei einem reichen Vetter besuchte er die Schule und ging dann auf die Universität nach Ingolstadt. Von den Zigeunern lernte er das Wahrsagen aus der Hand und gab sich dann mit allerhand Beschwörungen ab. In Ingolstadt promovierte er, nachdem er der Theologie entsagt, in der Medizin. Der Tod seines Vetters in Wittenberg, der ihn zum Erben eingesetzt, gibt ihm die Mittel an die Hand, seinem Treiben, das er begonnen, weiter nachzuhängen. Er verschafft sich eine Anzahl von Zauberbüchern, die ihn belehren, daß die Geister eine besondere Neigung zu ihm haben, infolgedessen er sich dann nur immer eifriger der Magie zuwendet. Er kommt in den Besitz der Teufelsbeschwörungen Thomas Hanners und erlernt von Christof Haillinger die Kunst des Krystallsehens. Nach Wittenberg zurückgekehrt beschwört er in einem Walde nahe der Stadt beim Scheine des Vollmondes den Teufel. Zuerst sieht er eine feurige Kugel, welche mit

lautem Knall auf seinen Zauberkreis losfliegt, bis sie als Feuerstrahl in die Luft fährt. Nach der zweiten Besprechung erhebt sich im Walde ein schrecklicher Sturmwind, Wagen mit Rossen fahren am Zauberkreise vorüber und erregen einen solchen Staub, daß Faust trotz Mondenschein nichts sehen kann. Da gewahrt er endlich einen Schatten, der sich um den Kreis herumbewegt und er faßt von neuem Mut: er beschwört den Geist, sich zu erklären, ob er ihm dienen wolle. Dieser antwortet, er wolle ihm bis ans Ende seines Lebens dienen, wenn Faust auf seine Bedingungen eingehe. Darauf beschwört ihn Faust dreimal, am andern Morgen in seiner Wohnung zu erscheinen, zertritt den Zauberkreis und kehrt freudig nach Hause zurück. Die Beschwörung hatte drei Stunden gedauert.

Am Morgen zeigte sich der Geist in Fausts Wohnung zuerst als ein Schatten neben dem Ofen, aber aus dem Zauberbuche beschworen, ging er hinter den Ofen, steckte den Kopf hervor, bückte und verneigte sich. Hinter dem Ofen hervortreten will er nicht, bis Faust ihn von neuem zu beschwören Anstalt macht. Da trat er hervor. Es wurde aber die Stube voller Feuerflammen, und der Teufel sah greulich aus: er hatte zwar einen Menschenkopf, aber sein ganzer Leib war zottig wie ein Bär. Eine Gestalt, die der Teufel in Sagen häufig hat. Faust wird durch diesen Anblick so in Schrecken gesetzt, daß er ihm befiehlt, hinter den Ofen zurückzutreten. Die Bedingungen, die der Teufel macht, sind folgende: 1. solle Faust Gott und allem himmlischen Heer absagen; 2. solle er aller Menschen Feind sein, sonderlich derer die ihn ernstlich vermahnen wollen; 3. Geistlichen Personen solle er nicht gehorchen, sondern sie anfeinden; 4. er solle nicht zur Kirche gehen und nicht die Sakramente empfangen; 5. solle er sich nicht verehelichen. Wenn er in diese Artikel willige, sie mit seinem eigenen Blute bekräftige und ihm eine Obligationsschrift von seiner

eigenen Hand übergebe, wolle er ihn zu einem solchen Manne machen, daß nicht bald einer über ihn sein werde und er solle alles haben, was sein Herz begehre. Faust geht nach einigen Bedenken auf die Artikel ein und der Teufel fordert ihn auf, die Verschreibung noch heute abzufassen. Das tut Faust, ritzte sich die Hand, wobei dann das O homo fuge erscheint, schreibt, und alsbald erscheint der Teufel wieder, diesmal aber in Mönchsgestalt, die Faust sich von ihm ausgebeten, und nimmt die Verschreibung in Empfang. Er erklärt, er selber als der Fürst dieser Welt könne keinem Menschen dienen, aber auf morgenden Tag wolle er ihm einen gelehrten und erfahrenen Geist senden, der ihm zeitlebens dienen und gehorsam sein solle, in Gestalt eines grauen Mönchs. Dann verschwand der Teufel.

Aber der versprochene Geist erscheint Fausten nicht erst am andern Tage, sondern schon am Abend desselben Tags. Er erscheint als Mönch, bezeichnet sich als Spiritus familiaris, der gern unter Menschen wohne, nennt seinen Namen Mephostophiles und wird bis auf weiteres wieder entlassen. Nach einigen Tagen, während deren er nicht erscheint, Faust zu zweifeln beginnt, ob er ihm auch Wort halten werde, steht Mephostophiles plötzlich hinter ihm und verweist ihm sein Mißtrauen. Faust wünscht, er möge in Zukunft, damit seine Ankunft sich bemerklich mache, Schellen anhängen, über welche Zumutung er so in Wut gerät, daß Feuerfunken aus seinen Augen stieben. Faust erschrickt und bittet ihn um Verzeihung.

Der Geist schafft nun ganz wie im alten Faustbuche als guter Spiritus familiaris alles herbei, was zum Hause gehört, Essen und Trinken und Kleidung. Interessant ist der Zug, daß er auch die Frucht auf Fausts Felde sammelt und in die Stadt einfährt. Faust hatte nun ein gutes Leben, dachte aber doch von Zeit zu Zeit an seine Seele, und da ihm die Kirche verboten, begann er in der Bibel zu

lesen. Auf der Stelle aber ist der Geist bei der Hand und untersagt ihm diese Lektüre mit Ausnahme der zwei ersten und des letzten Buchs Mosis, des Buchs Hiob, des Matthäus, Markus und Lukas, wogegen er ihm das Lesen der Kirchenväter anrät; über die Dreifaltigkeit und die Sakramente soll er nicht disputieren, dagegen seien ihm Disputationen über Zeremonien, Messe, Fegfeuer, Sophisterei, Legenden, Konzilien, Schultheologie und dergleichen gestattet. Über solche Beschränkung wird Faust zwar erzürnt, fügt sich aber, da jener ihm verspricht, über alles das er ihn fragen werde, die Wahrheit berichten zu wollen. Daran knüpfen sich nun zehn Disputationen zwischen beiden über die bösen Geister, ihre Zahl und Ordnung, warum sie aus dem Himmel verstoßen und ob sie noch selig werden können. Der Geist hofft für sich und seinesgleichen noch auf einstige Erlösung, die er Fausten jedoch geradezu abspricht: er habe freiwillig Gotte entsagt, sie seien infolge von Luzifers Falle ins Unglück gekommen, nicht durch freie Wahl.

Daß Mephostophiles hier noch selig zu werden hofft, ist ein Zug, der zwar nicht von Hausgeistern, aber von elbischen Wesen übertragen zu sein scheint; Teuflisches hat er gar nichts. Die Elbe hielt das Volk zwar für unselige Wesen, die aber noch einmal der Erlösung teilhaftig werden können. Am schönsten ist das in einer schwedischen Sage ausgedrückt. Zwei Knaben spielten am Strom, der Neck saß und schlug seine Harfe. Die Kinder riefen ihm zu: „Was sitzest du da, Neck, und spielst? Du wirst doch nicht selig werden.“ Da fing der Neck bitterlich zu weinen an, warf die Harfe weg und sank in die Tiefe. Als die Knaben nach Hause kamen, erzählten sie ihrem Vater, der ein Priester war, was sich zugetragen hatte. Der Vater sagte: „Ihr habt euch am Neck versündigt, geht zurück, tröstet ihn und sagt ihm die Erlösung zu!“

Sie gingen zum Strome zurück; da saß der Neck am Ufer, trauerte und weinte. Die Kinder sagten: „Weine nicht so, du Neck! Unser Vater hat gesagt, daß auch dein Erlöser lebt.“ Da ward der Neck wieder froh, nahm seine Harfe und spielte lieblich bis lange nach Sonnenuntergang. Dieser schwedischen gibt es ähnliche dänische, schottische und irische Überlieferungen.

Zu den einzelnen Sagen, die Widman mit dem ältesten Faustbuche gemein hat (manche läßt er auch, wie schon gesagt, aus), treten bei ihm nun noch folgende neue hinzu.

Faust hatte einen schwarzen zottigen Hund, dem er den Namen Prästigiar (Gaukler) gegeben. Es hatte dieser Hund funkelrote schreckliche Augen und die Eigentümlichkeit, daß, wenn man ihm mit der Hand über den Rücken fuhr, sich die schwarze Farbe in andere, wie schwarz, weiß und rot verwandelte. Faust soll mit diesem Hunde wunderliche Gaukeleien getrieben haben, besonders wenn er spazieren ging. Später überließ er ihn einem der Schwarzkunst kundigen Abte in der Nähe von Halberstadt auf drei Jahre. Vor Ablauf derselben erhob der Hund jedoch auf einmal ein Klagen und Winseln. Der Abt fragte ihn ernstlich nach der Ursache und der Hund erklärte, er wäre gern bei ihm länger geblieben, das ginge aber nicht an, er solle ihn nicht weiter fragen. Das ließ der Abt auch sein, bald aber, innerhalb acht Tagen, fiel er in eine tödliche Krankheit, während der er immer nach dem Hunde fragte und griff, und endlich starb.

Man kann annehmen, daß eigentlich zwei voneinander unabhängige Sagen bestanden, nach deren einer der Teufel Fausten in Gestalt eines Dieners, nach der andern in Gestalt eines Hundes begleitete. Die erstere wurde weiter ausgebildet, die letztere damit kombiniert. Die Hundegestalt scheint älter: wir sahen sie schon bei Gast und Manlius. Solche Sagen von zauberischen Hunden knüpften sich an

viele Persönlichkeiten, so an Simon Magus, an Papst Silvester II., an Cornelius Agrippa von Nettesheim, an den päpstlichen Legaten Crescentio, der, als er im Jahre 1522 starb, noch kurz vor seinem Tode rief, man solle ihm den schwarzen Hund wegnehmen.

Wie Faust die lärmenden Bauern in der Schenke plötzlich zum Schweigen gebracht hatte, so bezauberte er zu Heilbronn die Kühe, deren Blöken ihn verdroß, daß sie mit aufgesperrten Mäulern plötzlich verstummten.

In Schwäbisch-Hall züchtigte er die Salzsieder, die ihn verspotteten: er zog die Hosen ab und ließ einen feurigen Strahl herausfahren auf die Sieder zu in den Kocher hinein, aus dem bald ein kohlschwarzer Mann hervorstieg, ganz zottig, der auf die Sieder zu lief, die sich eilig aus dem Staube machten. Daher das Sprichwort zu Schwäbisch-Hall entsprungen sein soll, wenn einem ein Unglück widerfahren ist, daß man sagt, er hat den Teufel in den Kocher geschissen.

Auf dem Schlosse bei Boxberg in der Nähe von Heilbronn saß er mit einer Gesellschaft, die sich mit Trinken tüchtig zusetzten. Es war früh ein schöner Tag gewesen, dann wars trübe geworden und nun stand ein Regenbogen am Himmel. Da streckte Faust seine Hand aus, und der Regenbogen kam immer näher und näher nach dem Schloß zu, bis ans Fenster, daß ihn Faust mit der Hand fassen und festhalten konnte. Er erbot sich auch, auf diesem Regenbogen sitzend, davonzufahren; doch da ihn die Anwesenden baten, das nicht zu tun, ließ er ihn los, und der Regenbogen schnellte an seinen alten Platz zurück. — In dieser Geschichte scheinen alte mythische Vorstellungen zu spielen: das deutet das Fahren auf dem Regenbogen an. Die Edda nimmt den Regenbogen für eine himmlische Brücke, über welche die Götter wandeln; sie heißt Asbru, Götterbrücke, oder Bifröst, die bebende, zitternde, schwan-

kende Strecke. Der Schweif dieser Brücke reicht an Himinbiörg, Heimdalls Wohnung, der als Hüter der Brücke bestellt ist, damit die Bergriesen über sie nicht in den Himmel dringen.

Einem Wirte in Gotha, mit dessen Frau Faust zu vertraut geworden war, und der ihn im Zorn darüber fast erstochen hätte, sandte Faust einen Poltergeist ins Haus, welcher die Lichter im Keller ausblies, und so tobte, daß kein Gesinde beim Wirte aushielt, daß die Nachbarn sich beschwerten und er zuletzt die Wirtschaft aufgeben mußte. Bei Gast fanden wir die Geschichte vom Poltergeiste, den Faust in ein Kloster sendet.

Zur Meßzeit nach Ostern kam Doktor Faustus einmal mit etlichen Studenten nach Leipzig. Da war auch ein Kardinal aus Rom, Campegius mit Namen, angekommen. Der ging um die Stadt spazieren. Als ihn Faust da gesehen, rief er: „Nun hab ich des Teufels Mastschwein gesehen, nun will ich ihm zu Ehren ein Jagen anstellen, daß es unserm Landesherrn an seinem Territorium nicht präjudizierlich sei.“ Alsbald zog Mephistophiles einher mit vielen Hunden durch die Luft und er selber mit als Jäger, das Hifthorn blasend, hinter Hasen und Füchsen her, bei einer Stunde lang. Dann verschwanden Jäger, Hunde, Füchse und Hasen, und Faust trat aus der Luft wieder zu seinen Begleitern herab. — Die Sage von der wilden Jagd, die der Teufel führt, der alte Wuotan, hat sich hier an Faust geheftet.

Nicht Karl V. ist's bei Widman, sondern Maximilian (wie bei Hans Sachs), dem er in Innsbruck Alexander den Großen und seine Gemahlin vorzaubert. Der Kaiser belohnt ihn mit einem Geschenke, und um sich wieder dankbar zu bezeigen, verwandelt Faust des Kaisers Schlafgemach eines Morgens in einen zauberischen Garten. Pomeranzen, Granaten, Feigen, Limonen und andere seltene

Früchte hingen an den Zweigen der Bäume; Rosenstöcke, rote, weiße, leibfarbe und gelbe waren umher gepflanzt; reife Trauben prangten an Stöcken dazwischen; der Boden war eine blumige Wiese, auf der Hasen und Kaninchen spielten; man hörte die Nachtigallen singen. Das währte eine Stunde, dann fingen Gewächse und Blätter an zu verdorren und es kam ein Wind, der verwehte alles, daß es vor den Augen verschwand. Abends ließ Faust bei einem Bankett des Kaisers, während Herren und Damen zu Tafel saßen, Wolken im Saale heraufziehen; sie teilten sich, und die Sterne leuchteten hindurch, bis der ganze Himmel blau war und der Vollmond daran stand. Doch nach einer Viertelstunde türmte sich neues Gewölk, darunter kam ein Sonnenblick hervor, dann wölbte sich ein Regenbogen auf die Tafel des Kaisers; auch der verschwand, und als der Kaiser aufstand, erhoben sich wieder Wolken, es fing an zu blitzen und donnern, zu regnen und zu hageln, daß alle, die der Kurzweil zusahen, aus dem Saale liefen und das Werk so endete. — Die Geschichte erinnert an das Wettermachen, das auch den Hexen, wie bekannt, zugeschrieben ward.

Einem Freiherrn auf Helpeda bei Eisleben schuf Faust einen Lustwald voll Nachtigallen, Drosseln, Fasanen und allerhand Gevögel. Einige der Vögel verkündigten die Zukunft; doch als Faust zwei Jahre darauf starb, flogen sie davon. — Vögel, die prophezeien und den Menschen raten, kennt schon die Edda. Als Sigurd Fafnirs Herz am Spieße gebraten und das Herzblut ihm die Zunge benetzte, verstand er die Stimme der Vögel und er hörte, daß Adlerinnen auf den Zweigen ihm Rat und Weissagung zusangen, ihn Regin töten und nach Hindarfiall zu Brünhilden reiten hießen. Daß der Garten und seine Gäste mit Fausts Tode verschwand, ist auch auf der Sage gegründet, daß Zauberwerke meist nur bestehen, solange der

Zauberer lebt und sie gleichsam durch seine Kraft fort erhält.

Endlich noch eine Geschichte von Faust, die Widman neu hat. Ein junger sächsischer Edelmann hatte sich verheiratet, aber nach Jahresfrist in trunkenem Zustande einmal Freunden gelobt, mit nach Jerusalem zu ziehen, und konnte von seinem Versprechen nicht wieder zurück. Die Reise lief aber nicht gut ab, etliche starben, andere wurden in Byzanz gefangen gesetzt. Auch von diesem Edelmann kam das Gerücht nach Deutschland, daß er gestorben sei. Sein junges Weib ward wieder umfreit und gab einem der Werber das Jawort. Am Tage der Hochzeit dauerte es Fausten, denn der Edelmann war sein Freund, er zitierte seinen Geist, erkundigte sich, ob derselbe noch am Leben, erfuhr, wie es um ihn stand und ließ ihn selbige Nacht noch aus dem Gefängnisse in Konstantinopel zu sich in seine Behausung führen. Es war zwar die Brautnacht, aber Faust hatte den Brätigam untüchtig gemacht. Am andern Morgen kam der alte Gatte wieder zum Vorschein, die neue Ehe ward für nichtig erklärt auf Grund der Impotenz, und der Bräutigam setzte sich auf seinen Klepper und machte daß er fortkam. — Daß man die männliche Kraft durch Zauber, sogenanntes Nestelknüpfen, binden könne, war ein im Mittelalter früh schon und weit verbreiteter Glaube. Die ganze Geschichte ruht auf uraltem Sagengrunde. Vielfältig wird in Sagen und Gedichten des Mittelalters es behandelt, daß Helden aus ferner Gegend vom Teufel rasch durch die Lüfte geführt werden, zur Heimat, wo ihre Anwesenheit dringend nötig ist; meist ist es eine Hochzeit, die bevorsteht, die ihnen Braut oder Gemahlin für immer zu entziehen droht. So wird Heinrich der Löwe und der Ritter Gerhard von Holenbach (in einer Erzählung des Cäsarius von Heisterbach) mit des Teufels Hilfe heimbefördert. Es ist der Teufel hier aber an keines

geringeren als an Wuotans Stelle getreten, der seine Schützlinge durch die Wolken führt.

Widman erzählt auch die zweite Verschreibung Fausts an den Teufel, erwähnt Fausts Famulus Johann Wäiger (nicht Christof Wagner), der auch durch Testament zu seinem Erben eingesetzt wird und dem er den Geist Auerhahn verschafft. Etwa ein halbes Jahr vor dem Ablaufe der Bundeszeit erscheint ihm sein Geist schwarz und zottig, um ihm sein baldiges Ende zu verkünden; später kommt der Teufel in eigener Person und zeigt ihm seine Verschreibung vor. Zweimal will Faust selber Hand an sich legen — er ergreift ein Messer, um sich zu entleiben, aber der Teufel lähmt seine Hände; sie sind so hart gebunden, daß er sich nicht regen kann, die Tat zu vollführen und sich vergeblich meistert und abarbeitet. Das weitere geht vor wie im alten Faustbuche, nur daß Widman viel mehr und unendlich lange Reden und Tröstungen der Theologen, die bei Fausten sind, wiedergibt. Mit seinem Ende verläuft es wie bekannt, nur daß auch erzählt wird, beim Begräbnisse habe der Sturm so ungestüm sich erzeigt, als ob er alles zu Boden reißen gewollt.

Das ist das Widmansche Faustbuch. Eine neue Bearbeitung desselben lieferte 75 Jahre nach seinem Erscheinen im Jahre 1674 der Arzt Joh. Nicol. Pfitzer zu Nürnberg:

> Das ärgerliche Leben und schreckliche Ende des vielberüchtigten Erz-Schwarzkünstlers Johannis Fausti. Erstlich vor vielen Jahren fleißig beschrieben durch Georg Rud. Widman, jetzo aufs neue übersehen und so wol mit neuen Erinnerungen, als nachdenklichen Fragen und Geschichten, der heutigen bösen Welt zur Warnung, vermehrt.

Pfitzer gibt Widmans Erzählung ganz wieder, mit geringen Änderungen. Fausts Famulus heißt hier wieder

Wagner wie im alten Fauſtbuche und in dem ſeit 1593 verbreiteten Wagnerbuche. Auch iſt Fauſts Verbindung mit der Helena wieder aufgenommen.

Eine kürzere, überſichtliche und volksmäßigere Bearbeitung von Pfitzers Buche mit Weglaſſung aller Anmerkungen erſchien ſeit dem Jahre 1726 in vielen aufeinander folgenden Ausgaben zu Frankfurt und Leipzig unter dem Titel:

Des durch die ganze Welt berufenen Erz-Schwarzkünſtlers und Zauberers Doctor Johann Fauſts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündnis, abenteuerlicher Lebens Wandel und mit Schrecken genommenes Ende. Aufs neue überſehen, in eine beliebte Kürze zuſammen gezogen und allen vorſetzlichen Sündern zu einer herzlichen Vermahnung und Warnung zum Druck befördert von einem Chriſtlich Meinenden.

Der Verfaſſer arbeitete durchaus nach Pfitzer. Namen und Ortsangaben fehlen häufig; einige Male ſind verwandte Sagen zuſammengefaßt und einige Stücke umgeſtellt. Neu ſind darin zwei Erzählungen.

Fauſt ladet in Wien in einem Palaſte außerhalb der Stadt mehrere Freunde zu einem Gaſtmale. Sie bringen goldenes und ſilbernes Trinkgeſchirr, ſpeiſen und zechen köſtlich, Jungfrauen erfreuen ſie mit Saitenſpiel, endlich ſchlafen ſie ein. Fauſt entflieht mit dem Geſchirr, und als die Betrogenen am Morgen erwachen, liegen ſie unter dem Galgen.

Einmal ſah Fauſt zu Wien, wie man ein Schiff mit vielen Pferden in die Donau ziehen wollte. Er wettete mit dem Schiffer um fünfzig Taler, daß ſein Affe allein das vermöge, rief den Affen herbei und gewann die Wette.

Dieſe beiden Sagen ſind aus Marpurgers Ausgabe des Wagnerbuches (Berlin 1712) entlehnt und von Wagner auf Fauſt übertragen. Eben daher ſcheint auch die Form

des Namens Mephiſtophiles zu ſtammen, welche der Chriſtlich Meinende ſtatt der älteren Mephoſtophiles braucht.

Dieſe Ausgabe des Chriſtlich Meinenden, die alſo zunächſt auf Pfitzer, weiter auf Widman ruht, überhaupt die erſte ganz ins Kurze gefaßte Darſtellung der Fauſtſagen iſt die Grundlage des Jahrmarktsbuches geworden, des Fauſt auf Löſchpapier, wie es noch heute überall als Volksbuch verkauft wird.

Nach Pfitzers Text oder vielleicht nur nach dieſem Auszuge des Chriſtlich Meinenden erzählt Fauſt ſeine eigene Geſchichte in der Schrift

Geſpräche im Reiche der Todten zwiſchen dem ehemaligen franzöſiſchen General-Feldmarſchall Herzog Franz Heinrich von Luxemburg und Dr. Joh. Fauſten, zweier weltbekannten Erzzauberer und Schwarzkünſtler, der böſen gottloſen ſichern Welt zur Warnung aufgeſtellet und gedruckt. Leipzig anno 1733.

Ein Abdruck von Pfitzers Bearbeitung, der Text ohne die Anmerkungen, iſt im Jahre 1834, 2. Aufl. 38 zu Reutlingen herausgegeben worden.

Simrock dagegen hat im 4. Bande der deutſchen Volksbücher die Fauſtſage, wie es auch notwendig war, wieder auf ihre alte Quelle, das älteſte Fauſtbuch, zurückgeführt. Er hat die Geſchichten der vermehrten Ausgabe hinzugefügt, ebenſo die aus Widman und dem Chriſtlich Meinenden und auch drei bis dahin noch in keines der Fauſtbücher aufgenommene Erzählungen von Gaſt und Lercheimer.

Neben dieſer Fauſttradition der Volksbücher, die alle von Gelehrten geſammelt, geordnet und zugerichtet worden ſind, beſtanden und beſtehen noch eine Reihe von Sagen im Volke lebendig, die ihrem Tone und Weſen nach bald ſich den Volksbüchern anſchließen, bald einen entſchieden andern, mehr heitern, märchenhaften Charakter annehmen. Einige von den wichtigeren wollen wir hier noch anführen.

Die Münze, mit der Fauſt wie Agrippa auf ihren Wanderungen in den Herbergen bezahlten, pflegte ſich einige Zeit nach ihrer Abreiſe in Hornſcheibchen oder ſonſtige unnütze Dinge zu verwandeln. (Delrio, disquiſ. mag. lib. 2 queſt. 12 ed. Mogunt 1612 p. 149a.)

Wie in Erfurt, ſoll Fauſt auch in Nürnberg ein Kolleg über Homer geleſen und die homeriſchen Helden vorgeführt haben. (Hiſtor. Remarquen über Fauſt, Zwickau o. J., S. 12). Auch ſoll er den Nürnbergern einſt außerhalb der Stadtmauern Helden des Altertums, unter ihnen auch Herkules, zu Pferde gezeigt haben. (Neues Jahrb. d. Berlin. Geſellſch. V, 271.)

Wie Fauſt im Volksbuche zu Leipzig ein Weinfaß aus dem Keller hinaufreitet, ſo iſt er einſt auf dem Schloſſe Waerdenberg bei Bommel in den Niederlanden auf einer Tonne Bier vor den Augen vieler Gäſte aus dem Zimmer geritten. (Wolfs niederländ. Sagen, No 266.)

In Kreuznach erzählt man noch jetzt, daß Fauſt einmal Lehrer daſelbſt geweſen. Und in Erfurt zeigt man noch Fauſts Haus, ſowie das Haus „Zum Anker", in welchem der ihm befreundete Stadtjunker wohnte. Auch gibt es in Erfurt (an der Schloſſergaſſe) ein Fauſtgäßchen, durch welches Fauſt, obgleich es ſehr eng iſt, einſt mit einem vierſpännigen Wagen gefahren ſein ſoll. Eines von den Stücken, wo die Augen durch Zauber geblendet werden.

In Neu-Ruppin in der Mark erzählt man, daß Fauſt einſt da gelebt, namentlich weiß man, daß er gewöhnlich des Abends mit einigen Bürgern Karten ſpielte und dabei immer ſehr viel gewann. Eines Abends nun fiel einem ſeiner Mitſpieler eine Karte unter den Tiſch, und als er ſie aufhob, bemerkte er, daß der Doktor Pferdefüße habe. Da iſt denn allen klar geweſen, warum er immer ſo viel gewinne. Lange Zeit nach ſeinem Tode hat man ihn noch öfter in einem Dickicht am See mit mehreren Leuten ſitzen

und Karten spielen sehen, und da soll er noch jetzt sein Wesen treiben. (Kuhn, märkische Sagen, N. 152.)

Die Sage von Fausts Tode erscheint an verschiedenen Orten lokalisiert.

Im dreißigjährigen Kriege rettete sich der Schulze zu Breda bei Wittenberg, als ein Soldat in sein Haus dringen wollte, dadurch, daß er ihm sagte, dies sei das Haus, in welchem der Doktor Faust sein Ende genommen. Zum Beweise zeigte er ihm eine mit Blut befleckte Wand, und entsetzt floh der Soldat. (Neumann, disquis. de Fausto præstigiatore c. 3 § 8.)

Auf Schloß Waerdenberg in den Niederlanden zeigt man noch die unvertilgbaren Blutflecken, welche zurückblieben, als der Teufel dort mit Faust aus einem Fenster des Schloßturms in die Hölle fuhr. Auch zu Maulbronn werden in dem Zimmer, aus dem Faust vom Teufel geholt worden sein soll, an der Wand die Blutspuren gezeigt. Zu Köln bezeichnet man noch das Haus, in welchem der Teufel mit Faust gekartet und ihn zuletzt durch ein Fenstergitter geholt haben soll. Rechnet man hierzu die Angaben bei Manlius (ein württembergisches Dorf) und im Volksbuche (Dorf Rimlich bei Wittenberg), so knüpft sich die Sage von Fausts Tode an sechs verschiedene Orte.

Solche Züge, wie die eben angeführten, die sich neben den Volksbüchern erhielten oder ausbildeten, geben dem Wesen und Charakter dieser nichts Zuwiderlaufendes; sie stehen Erzählungen derselben vielmehr so nahe, daß sie vielleicht nur daraus entlehnt und lokalisiert sind. Entschieden unabhängig sind dagegen andere Erzählungen, zuerst eine, die ein als fliegendes Blatt in Köln gedrucktes Gedicht gibt. Wunderhorn 1, S. 194; Wolffs historische Volkslieder, S. 685 ff.

Hört, ihr Chriſten, mit Verlangen
Nun was neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann dem Doktor Fauſt.

Nach dieſem Gedichte ſtammt Fauſt aus Anhalt. Er hat vierzigtauſend Geiſter aus der Hölle beſchworen, unter denen ihm nur Mephiſtopheles, geſchwind wie der Wind, tauglich genug war. Der mußte ihm Paſteten und Konfekt, Gold und Silber, alles was er wollte, ſchaffen. In Straßburg ſchoß Fauſt vortrefflich nach der Scheibe (auch im älteſten Volksbuche iſt er ein vortrefflicher Schütz bei der Artillerie), er ſchoß nach dem Teufel, daß dieſer oft laut aufſchrie. Wenn er auf der Poſt reiſte, mußten die Geiſter ihm gute Wege bereiten:

Wann er auf der Poſt thät reiten
Hat er Geiſter recht geſchorn,
Hinten, vorn, auf beiden Seiten
Den Weg zu pflaſtern auserkorn.

Dieſer ſelbe Zug erſcheint auch zu Boxberg, wo noch jetzt die Sage geht, daß Fauſt einſt mit vier Rappen um dreiviertel auf zwölf von Boxberg wegfuhr und mit dem letzten Glockenſchlage zwölf in Heilbronn war; ein Arbeiter auf dem Felde ſah, wie gehörnte Geiſter vor dem Wagen her den Weg pflaſterten und andere hinter ihm die Steine wieder aufriſſen. (Mone's Anzeiger 1838, S. 226.) Auch in der ſchon erwähnten niederländiſchen Sage bei Bommel in Holland muß ſein Geiſt ihm die Straße pflaſtern. Wie der Teufel hier Fauſten den Weg bahnt, muß er dasſelbe nach einer märkiſchen Sage (Kuhn, S. 280) dem General Luxemburg tun. Es heißt da: Luxemburg wollte einmal eine große Reiſe unternehmen, doch nicht die gewöhnliche Straße fahren, ſondern durch die Luft reiſen, und da mußte ihm denn der Teufel eine Brücke bauen. Da es aber gar

ſchnell ging und er dem Teufel auch vorher nichts davon geſagt hatte, ſo mußte der immer die Bohlen und Balken, über die man eben gefahren war, hinten abreißen und ſie vorne wieder anbauen. Sollte in dieſer Luftbrücke eine Erinnerung an die eddiſche Aſenbrücke Bifröſt verborgen ſein? Jenes Fauſtlied, bei dem wir ſtehen, fährt weiter fort:

Kegelſchieben auf der Donau
War zu Regensberg ſein Freud.
Fiſche fangen nach Verlangen
Ware ſein Ergötzlichkeit.

d. h. ſo daß er den Hamen oder einen Stab oder dergleichen nur ins Waſſer zu halten brauchte, um alle Sorten Fiſche, vielleicht auch ausländiſche, zu haben, wie er im Volksbuche eine Stange aus dem Fenſter hinausreckt und ſich alsbald Vögel allerart darauf einfinden, die er zum Mahle verwendet. An einem Karfreitage war er in Jeruſalem, wo er Chriſtum am Kreuze hängen ſah; der Geiſt zeigte ihm dieſen, und meinte, Chriſtus ſei zwar für die Menſchheit geſtorben, die wiſſe es ihm aber ſchlechten Dank. Fauſt ſchickte Mephiſtophiles fort, ihm auf der Stelle drei Ellen Leinwand zu beſchaffen und ihm Chriſtus am Kreuze zu malen, ſo aber, daß kein Titelchen daran fehle, auch nicht ſein heiliger Name. Gemeint iſt die Überſchrift über dem Kreuze I. N. R. I. Da bat ihn aber der Teufel inſtändigſt, davon abzuſtehen, er könne den Namen Jeſu Chriſti unmöglich ſchreiben; lieber wolle er ihm ſeine Verſchreibung zurückgeben. Ich ſtelle nun die folgenden letzten ſechs Strophen des Liedes um und bekomme dadurch einen beſſern Sinn, wie mir ſcheint, den richtigen. Der Teufel wirft ihm Undank vor und ſucht ihn dadurch zu begütigen, daß es doch vergebens ſei, er könne bei Gott keine Gnade mehr finden. In dem Momente aber — ein ſchöner Zug — erſcheint ein Engel von Gott geſandt, der vor Fauſt ſingt,

um ſeine Gedanken der Gnade zuzuwenden. Es gelingt ihm auch, aber nur ſolange er da iſt; denn der Teufel weiß ihn alsbald durch ein Venusbild zu verblenden — wir werden denſelben Zug auch im Puppenſpiele finden — und ſo bringt er ihn zur Hölle. Dieſe Verſe lauten in der Folge, die ich ihnen anweiſe:

Der Teufel fing an zu fragen
„Herr, was gibſt du für ein Lohn?
Hättſt das lieber bleiben laſſen:
Bei Gott findſt du kein Pardon".

In derſelben Viertelſtunde
Kam ein Engel von Gott geſandt,
Der thät ſo fröhlichen ſingen
Mit ein'm engliſchen Lobgeſang.

„Doctor Fauſt, thu dich bekehren,
Weil du Zeit noch haſt ein Stund!
Gott will dir noch jetzt mitteilen
Seine ewge wahre Huld."

Solang der Engel da geweſen
Wollt ſich bekehren Doctor Fauſt.
Er thät ſich alsbald umkehren,
Nicht anſehn den Höllengraus.

„Doctor Fauſt, thu dich bekehren!
Halte nur ja dieſes aus!"
‚Nach Gott thu ich nichts fragen
Und nach ſeinem himliſchen Haus.'

Der Teufel hatte ihn verblendet,
Malt ihm ab ein Venusbild.
Die böſen Geiſter verſchwunden
Und führten ihn mit in die Höll.

Dieſes Lied ſcheint anzunehmen, daß Fauſt ſich zuletzt habe nach Jeruſalem führen laſſen (wenn man nicht etwa eine größere Lücke dem Liede zuweiſen will) und daß dort ſein Tod durch nochmalige Verblendung des Teufels, der ſeine Sinnlichkeit gelockt, vonſtatten gegangen ſei. Freilich iſt die Annahme ſehr ſchwierig, denn Jeruſalem als heiligſte Stadt iſt dem Teufel die verhaßteſte von allen. Allein wenn er überhaupt hingeht, und das ſagt doch das Lied deutlich genug, ſo kann er von dort auch mit ſeinem Raube zur Hölle fahren. Ja, die Sündhaftigkeit Fauſts wird dadurch noch verſtärkt, daß ſelbſt die Erinnerungen dieſes heiligen Ortes ihn nicht zu gründlicher Umkehr vermocht; überhaupt wird die Gewalt der Sünde dadurch furchtbar gezeichnet. Aber dieſer Zug ſteht ganz einſam, er findet ſich in keiner andern der zahlreichen Sagen von Fauſt, nur eben in dieſem Liede. Von Papſt Silveſter II. wird erzählt, er habe mit dem Teufel den Vertrag gemacht, daß er nur zu Jeruſalem ſterbe und von ihm geholt werde; aber der Teufel habe ihn hintergangen. So viel über das Lied auf dem Kölner fliegenden Blatte, das ſo viel eigentümliches gibt.

Nun gibt es noch eine niederländiſche Sage, die ich ſchon zum Teil anführte und die merkwürdig genug iſt. Die Sage von Doktor Fauſt iſt nämlich dort, auf Schloß Waerdenberg bei Bommel in Holland, eigentümlich lokaliſiert worden. Die Sage lautet ſo (Joh. Wilh. Wolfs niederländiſche Sagen, No 266, S. 355):

Doktor Fauſtus war ein gar gelehrter Mann. Er ſaß auf dem Schloſſe Waerdenberg Tag und Nacht hinter den Büchern, um den Stein der Weiſen zu finden; kochte auch zuweilen im Burgkeller Tränklein von allerhand Art. Aber es mißglückten ihm all ſeine Köcheleien, und darob ward er unmutig und mißvergnügt. Da trat eines Tages der Teufel zu ihm und redete ihn alſo an: „Mein lieber

Freund Fauſt, was du auch anfangen magſt, das iſt vergebens. Wenn du mich aber in Dienſt nimmſt — und ich will dir ſieben Jahre lang dienen — ſo ſollſt du haben, was dein Herze begehrt." „Wohlan (ſprach Fauſt) es ſei! Darnach hab ich ſchon lange getrachtet." Und der Teufel ſprach weiter: „Willſt du das, dann mußt du zuvor mir eine Handſchrift darüber ausſtellen, mit deinem Blute geſchrieben." Das tat Fauſt ſogleich, und der Pakt war geſchloſſen. Von dem Augenblicke an gab es nichts Schönes in der Welt, das Fauſt nicht begehrt hätte. Alles mußte aus Amſterdam und Paris kommen; mitten im Winter verlangte er ſchöne Trauben, mitten im Sommer Schnee. Auf dem Schloßhofe blühte fortwährend eine große Hortenſie, der Garten war ſtets voll der koſtbarſten Blumen.

Aber dabei blieb er nicht ſtehen. Der Teufel mußte ihm auch eine Kutſche mit vier Pferden ſchaffen, die nimmer müde wurden. In kürzeſter Zeit war er in Konſtantinopel und ebenſo ſchnell wieder zurück. Wollte er nach Bommel, ſo hieß es nur: „Joſt, zur Stunde eine Brücke über die Wael und gleich hinterher wieder abbrechen!" und die Brücke lag da und verſchwand, wenn er hinüber war. In Bommel waren die Straßen damals ſchlecht gepflaſtert; aber Fauſtus rief nur „Joſt, vor den Pferden voraus! Alles ebnen und gleich wieder in vorigen Stand ſetzen! denn ich mag die Bommler nicht leiden."

Einmal iſt Doktor Fauſtus auch auf einer Tonne beſten Thielſchen Bieres vor den Augen vieler Gäſte aus der Tür geritten.

Joſten machte er den ganzen Tag zu ſchaffen, und wenn der ſich müde gearbeitet hatte und an die Ruhe dachte, dann ging Fauſtus und ſäete abends einen Scheffel Korn weit und breit in die Dornhecken und Joſt mußte in der Nacht alles wieder zuſammenleſen; oder er warf auch eine große Menge Mehl in den Graben des Schloſſes,

und Joſt mußte es wieder ganz rein und unverdorben daraus vorſuchen.

Das hielt Joſt vier Jahre lang aus, wurde aber dabei ſo mager, daß er ganz erbärmlich anzuſehen war. Endlich riß ihm der Geduldsfaden, und er ſprach zu Fauſt: „Ich will dir die vier Jahre umſonſt gedient haben; aber ich bitte dich, entlaß mich, denn länger halte ich es nicht aus.“ Darüber lachte Doktor Fauſtus und ſagte: „Biſt du es auch müde, ich bin's noch lange nicht.“ Und ſo mußte Joſt ihm auch noch die drei letzten Jahre dienen.

Als dieſe aber um waren, da faßte er den Doktor nachts punkt zwölfe bei den Haaren und fuhr mit ihm zu einem großen Fenſter des Schloßturmes, das noch heute zu ſehen iſt, hinaus und nach der Hölle. Er hatte ihn alſo durch die Gitter des Fenſters gezogen, daß das helle rote Blut daran klebte und gegen die Mauer ſpritzte. Man hat häufig verſucht, die Flecken abzuputzen, aber das vermag keine Menſchenhand, wie es auch kein Regen und kein Schnee vermag, und ſie werden bleiben, ſolange Schloß und Turm ſtehen.

In dieſer niederländiſchen Fauſtſage iſt der Ernſt gewichen, es iſt alles heiter märchenhaft geworden. Die Motivierung iſt nicht tief; es iſt ſo, weil es ſo iſt. Nicht um einen unbezähmbaren Wiſſensdrang zu ſtillen oder um die größten Genüſſe zu haben, ſcheint Fauſt des Teufels geworden zu ſein; vielmehr ſind es meiſt Launen, die er befriedigt: er ſpielt dem Teufel Poſſen. Wenn im Volksbuche eine Rettung Fauſts nicht denkbar iſt, wenn in dem letzterwähnten Liede er dieſelbe in letzter Stunde noch ſchnöde verſcherzt, ſo kündigt der ihm hier, der Plackereien müde, den Dienſt ſelber auf, und nicht wie im vorigen Liede, um ungleich wichtigerer Urſachen willen, die im Konflikte mit ſeiner teufliſchen Natur ſtehen. Dieſer Joſt iſt überhaupt mehr Hausgeiſt als Teufel; auch der Zug, daß er den Dienſt kündigt, ſtimmt dazu: der Hausgeiſt pflegt die

Menſchen, die übel mit ihm umgehen, zu verlaſſen. Dieſer Joſt hat zugleich etwas von dem dummen Teufel der Märchen; wenn er auch zuletzt ſein Ziel erreicht, ſo iſt er doch die Zeit ſeines Dienſtes über arg geprellt. Ob der Name Joſt vom Juſtus Fauſtus des Volksbuchs, dem Sohne Fauſts, entlehnt iſt, laſſe ich dahingeſtellt. Sehr abweichend ſind auch die ſieben Bundesjahre gegenüber den ſonſt ſtereotypen vierundzwanzig. Die Siebenzahl iſt hierin die gewöhnliche Zahl: auf ſieben Jahre werden Bünde mit dem Teufel und überhaupt mit übermenſchlichen Weſen gewöhnlich geſchloſſen. Das geht durch die ganze deutſche Sage. Wieland und ſeine Brüder waren ſieben Jahre mit Walkyrien vermählt. Noch in unſern Märchen ſpielen immer dieſe ſieben Jahre. Daher auch in der niederländiſchen Fauſtſage dieſe Zahl; vierundzwanzig kommen wohl in der deutſchen Sage bei ſolchen Gelegenheiten überhaupt zum erſten Male vor.

Zu dieſer ins Märchenhafte ſpielenden Geſtalt der Fauſtſage, wie wir ſie eben betrachteten, macht Sommer mit Recht die folgende Bemerkung. Wäre die Fauſtſage bei ihrem Entſtehen eine eigentümliche Schöpfung geweſen, ſo dürfte man in der zuletzt beſprochenen Faſſung derſelben eine jüngere Abſchwächung vermuten, weil ſie der früheren an Tiefe bei weitem nachſteht; und es wäre für Sagenbildung im allgemeinen lehrreich zu bemerken, wie auch dieſer ungeheure Stoff, der Himmel und Erde umſpannte, ſich faſt zum heitern anſpruchsloſen Märchen verflüchtigte. Da jedoch die Fauſtſage nur aus Vereinigung der verſchiedenartigſten älteren Elemente erwuchs, ſo iſt es ſehr wohl möglich, daß dieſe zweite Geſtalt gleichzeitig neben der erſten entſtand, daß das Märchen ebenſo früh wie die ernſtere Sage ſich Fauſten aneignete. Für das Alter dieſer zweiten Geſtaltung ſpricht, daß ſie an drei verſchiedenen Orten durchbricht, ohne daß ſich Spuren einer

älteren Aufzeichnung fänden. Geringere Verbreitung fand sie natürlich, weil in ihr, obwohl sie sehr schön ist, die tiefere Idee des Bundes mit dem Teufel und der dadurch erlangten übermenschlichen Gewalt aufgegeben ist.

Einen besonderen Sagenkreis bilden die angeblich von Faust verfaßten Zauberbücher.

Die Zahl der Zauberbücher, die teils mit fingierten Namen, teils mit Namen bekannter Persönlichkeiten kursierten, war sehr groß. Es gingen darüber die kurioseſten Sagen um. Schon Abel sollte ein Zauberbuch geschrieben haben, das er, in Voraussicht der Sintflut, in einem hohlen Steine verbarg. Nach der Sündflut, die zum Teil durch die Sünde der Zauberei hervorgerufen ward, fand es Hermes Triomegistus und später besaß dasselbe Thomas Aquinas. Henoch soll dreißig und mehr Zauberschriften verfaßt haben. Noah wird ein Buch über die natürliche Magie zugeschrieben; das entwandte ihm Ham, der ein arger Zauberer gewesen sein soll. Von Ham ging die Zauberkunde auf seinen Sohn Mesraim über, den man Zoroaster nannte. Nach andern hieß Ham selbst Zoroaster und Noah wäre identisch mit Azonach, der nach Plinius der Lehrer Zoroasters war Noch andere lassen Zoroastern zuerst die Magie erfinden und schreiben ihm eine Reihe magischer Schriften zu. Die Clavienta Salomonis ist eines der berühmteſten Beschwörungsbücher. Auch Alexander der Große, dann der Papst Johann VIII. oder die Päpstin Johanna sollen Bücher über Magie hinterlassen haben. Siehe darüber E. Sommer in seinem Artikel Faust in Ersch und Gruber, Bd. 42, S. 112.

Da man nun von allen nur irgend namhaften Zauberern alter und neuer Zeit Schriften kannte, die teils wirklich von ihnen verfaßt, aber natürlich ganz anders gemeint waren, wie die von Paracelsus, Tritheim, Agrippa, teils ihnen angedichtet wurden, wie mehrere dem Albert

von Bollstädt und dem Thomas von Aquino, so durfte natürlich auch Fausten, diesem so großen Zauberer, vielleicht dem allergrößten nach dem Volksglauben, es durfte auch ihm der Ruhm, seine Kunst in Schriften dargestellt zu haben, nicht fehlen. Schon bei Weier fanden wir eine Sage von Fausts Schriften, in der Erzählung vom Schulmeister zu Goslar, der den Teufel beschworen ex Fausti doctrina instructus. Dem Verfasser des ältesten Volksbuchs scheinen Schriften vorgelegen zu haben, die unter Fausts und seines Schülers Wagner Namen gingen und auch Beschwörungen enthalten haben mögen. Aber bloße Zauberbücher waren das nicht, es waren Erzählungen von Fausts Taten, vielleicht hier und da mit einer Beschwörung. Hätte es damals, Ausgang der achtziger Jahre des sechzehnten Jahrhunderts, schon solche Zauberbücher unter Fausts Namen gegeben, so würde der Verfasser des ältesten Faustbuchs sie gewiß, wenigstens vom Hörensagen, gekannt und sie zu erwähnen nicht unterlassen haben. Daß auf einigen dieser Bücher Jahreszahlen wie 1509, 1510, 1511 stehen, will nichts sagen; man wollte ihnen, außer dem Ansehen, welches sie durch Fausts Namen erhielten, noch das des Altertums verleihen. Sie sind höchstwahrscheinlich erst im siebzehnten Jahrhundert, nachdem das Volksbuch Fausts Ruhm vollendet hatte, untergeschoben worden. Auf was der Unsinn, den sie enthielten, eigentlich ruht, denn auch darin wird wohl mit Tradition sein, das mag ein anderer untersuchen, wenn es überhaupt der Untersuchung wert ist. Ja, auf manchen dieser Bücher steht, sie seien gedruckt im Jahre 1400, 1407 und wann sonst. Gedruckt sind welche in Horsts Zauberbibliothek, dann in Scheibles Kloster (die auf Faust bezüglichen Bd. 5, andere Bd. 2), auch Sommer bespricht ein paar in seinem schon mehrfach erwähnten Aufsatze. Sie haben verschiedene Titel: Doctor Fausti großer und gewaltiger Höllenzwang, drei-

facher Höllenzwang, vierfacher Höllenzwang, Doktor Fausts großer und gewaltiger Meergeist, und wie sie sonst heißen mögen. Nicht alle waren gedruckt, auch geschriebene gingen um, noch im achtzehnten Jahrhundert. Von verdächtigen Leuten sagte man, er habe Fausts Bücher gelesen. Noch gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts soll man einen einträglichen Handel mit dem Höllenzwange getrieben haben, indem man Abschriften desselben an die Bibliotheken, besonders an die österreichischen, bayrischen und schwäbischen Klöster verkaufte; der gewöhnliche Preis soll zweihundert Taler gewesen sein. Mehrere ansehnliche Bibliotheken standen im Rufe, das Original des Höllenzwanges als einen großen Schatz zu besitzen. Nach Zwickau kamen noch 1699 und 1700 Schatzgräber und forderten unter schweren Drohungen Fausts Bücher, die nach einer alten Sage sich auf der Zwickauer Bibliothek befinden. Auch lernten die Zwickauer Schüler aus Fausts Schriften das Mantelfahren und flogen auf ihren Schulmänteln über die Stadtmauer und um die benachbarten Teiche. So erzählt der Verfasser des seltenen Schriftchens „Historische Remarquen über D. Joh. Faustens Leben" (Zwickau o. J., in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts verfaßt). Noch Bahrdt nahm, um einer Geldnot abzuhelfen, einst zum Höllenzwange seine Zuflucht, wie in dessen Biographie (S. 188 fg.) zu lesen ist. Oft wurden die Gläubigen mit dem Höllenzwange durch angebliche Schatzgräber betrogen. Ein trauriger Vorfall ereignete sich in der Christnacht 1715 bei Jena, bekannt unter dem Namen die jenaische Christnachtstragödie, wo in einem Weinbergshäuschen ein Student und ein paar Bauern mit Hilfe des Höllenzwanges die Geister zur Hebung eines Schatzes zu zitieren suchen, während der Beschwörung aber durch die aus den glimmenden Kohlen, die sie dabei brauchten, sich entwickelnden Dämpfe teils getötet, teils tödlich krank wurden. Die Verunglückten, die beiden Bauern, wur-

den in Begleitung von Scharfrichtern und ihren Knechten auf einer Schinderschleife durch die Stadt nach dem Galgen geschleift und unter demselben eingescharrt. Die Geschichte machte damals ungeheures Aufsehen; natürlich glaubten die meisten nicht an die Erstickung durch Kohlendämpfe, sondern daß der Teufel sie erstickt habe, eine Folge des unrechten Gebrauchs des Höllenzwanges. Weil er so gefährlich ist, läßt ihn die Sage in mehreren Klöstern in besonderem Kasten an Ketten liegen. So liege er, glaubt man, noch jetzt in der Zellerfelder Kirche an einer eisernen Kette. Wenn man ihn dort vorwärts liest, so erscheint der Teufel; liest man ihn rückwärts, so entweicht er. Wer ihn vorwärts gelesen und rückwärts ihn nicht lesen kann, wird vom Teufel umgebracht. (Harrys Volkssagen Niedersachsens, 2. Abtlg., No. 13.)

Als Fortsetzung und Seitenstück zur Faustsage bildete sich, kann man wohl weniger sagen, als wurde gebildet, eine Sagenreihe um seinen Schüler Wagner, von der eine Sammlung zuerst im Jahre 1593 oder 94 erschien, im letzteren Jahre zwei Ausgaben in 4^0 und 8^0, „Gerapoli bei Constantinum Josephum". Eine neue Ausgabe bis auf weniges Unwesentliches ist 1714 wieder erschienen und steht im dritten Bande von Scheibles Kloster abgedruckt. Der Titel lautet:

Des durch seine Zauberkunst bekannten Christoph Wagners, weiland gewesenen Famuli des weltberufenen Erzzauberers D. Johann Faustens, Leben und Thaten, zum Spiegel und Warnung allen denen, die mit dergleichen verbotenen Künsten umgehen, von Gott abweichen und dem Satan sich ergeben. Weiland von Friedrich Schotus Tolet in teutscher Sprach beschrieben, und nunmehro mit einer Vorrede von dem abscheulichen Laster der Zauberei vermehret von P. J. M(arperger), Mg. d. K. P. S. d. W. Berlin 1714.

Die Sagen von Wagner scheinen nicht, wie die von Faust, auf lebendige Volkssage sich zu stützen, sondern nur durch die Erwähnung Wagners in den Volksbüchern von Faust veranlaßt und die Erfindung eines Einzelnen zu sein, da sich vor dem Erscheinen des Wagnerbuches in Geschichte und Sage von diesem Wagner durchaus keine weitere Spur findet. Auch sind die meisten ihm zugeschriebenen Taten nur Wiederholungen und oft zur Karrikatur entstellte Übertreibungen der Taten Fausts. Die zwei Stücke, die aus dem Wagnerbuche in das Faustbuch des Christlich Meinenden übergegangen sind, haben wir schon erwähnt. Sonst sind diese Geschichten für die Faustsage durchaus nicht ausgiebig und wir lassen sie also unerörtert.

Nur noch die Bemerkung, daß, wie Wagner der Famulus und Fortsetzer Fausts ist, so im Wagnerbuche dem Wagner ein Johann de Luna als Gesell beigegeben ist, der ihn überlebt und seine Taten weiterführt — so hätte sich diese Art Zauberromane weiter noch und ins Unendliche fortspinnen lassen, wie dies etwa mit den Amadisromanen in Frankreich geschehen ist.

Ich muß nun noch, der Vollständigkeit willen, einer Art französischen Fausts gedenken, der aber nicht wie der deutsche ein Gelehrter, sondern ein Militär war, nämlich der Marschall von Luxemburg, einer der Generale Ludwigs XIV.

François Henry Duc de Montmorency, Duc de Luxembourg, Marschall und Pair von Frankreich, geb. den 8. Januar 1628, gest. 4. Januar 1695, 67 Jahre alt, zu Versailles. Er focht sehr glücklich gegen die Republik der Niederlande und Wilhelm von Oranien (Wilhelm III. von England). Allgemein verhaßt machte er sich durch die Härte und beispiellose Grausamkeit, mit der er den Krieg führte. Die Memoiren jener Zeit erzählen schreckliche Dinge

von ihm. Zügellos raubten, plünderten, mordeten und schändeten seine Soldaten; mit der fühlloseſten Unmenschlichkeit behandelte er die unglücklichen Schlachtopfer des Krieges und oft hörte man ihn sagen, gern wolle er sich dem Teufel ergeben, wenn sein König nur immer siegreich gegen ihn sei. Erbittert über seine Mißhandlungen überantwortete das Volk nach seinem natürlichen, von seinem Könige schmerzlich beklagten Tode sein Andenken wirklich dem Teufel.

Aber schon bei seinen Lebzeiten gingen allerlei böse Gerüchte über ihn, man bezichtigte ihn, geheimen Künsten und Wissenschaften obzuliegen und daß er ein Pakt mit dem Bösen geschlossen habe. Man wollte wissen, dieses Paktum sei am 14. September 1669 abgeschlossen worden, im Jahre 1680 wollte man's entdeckt haben, wo er in der Bastille eine Haft aushalten mußte. Es gibt ein fliegendes Blatt mit der Jahreszahl 1680:

> Pacta und Gelübdnüs des in der Bastille zu Paris in Verhaft sitzenden Herzogs von Luxenburg, so er mit dem leidigen Satan getroffen. Aus dem französischen Original ins Teutsche übersetzet. Im Jahr 1680.

Abgedruckt in Vulpius Kuriositäten, Band 6, S. 23 bis 29. Ich kann nicht sagen, ob das fliegende Blatt wirklich aus dieser Zeit stammt, oder ob es zurückdatiert ist; es scheint wenigstens gleichzeitig zu sein. Es enthält nach kurzer Erwähnung der heroischen Aktionen, aber auch der unmenschlichen Greueltaten des Herzogs in den Niederlanden und seiner Gefangensetzung in die Bastille, 28 Punkte, die er mit dem Satan vereinbart habe. Luzifer solle ihm Geld, und zwar gutes, kein betrügerisches Teufelsgeld schaffen, in gewissen Zeiträumen, die stipuliert sind; er solle ihn fünfzig Jahre bei guter Gesundheit erhalten, nach Verlauf dieser Frist aber ehrlich sterben und begraben

werden lassen; er solle ihn bei allen, besonders auch bei den Weibern beliebt machen; er solle ihn selbander an alle Orte und Enden der Welt, wohin er verlange, sie seien so weit und abgelegen wie immer, unbeschädigt führen und ihn der Sprachen daselbst alsbald kundig machen, dann wieder unversehrt zurückbringen; er solle ihn geschickt machen, alle offenen und geheimen Feinde des Königs zu überwinden; er solle ihm einen Ring verschaffen, der ihn unsichtbar und unüberwindlich mache; er solle ihm über alles, was er ihn fragen werde, gewisse und gründliche Antwort erteilen; solle, so oft er seiner begehren werde, in angenehmer, keineswegs aber erschrecklicher Gestalt erscheinen und dergleichen mehr; — dahingegen gelobe er, nicht allein unterschiedliche Manns- und Weibspersonen in seine Gewalt zu liefern, sondern verleugne auch Gott, die heilige Dreifaltigkeit und kündige derselben den in der Taufe geschlossenen Bund gänzlich auf und ergebe sich dafür ihm, dem Teufel, mit Leib und Seele immer und ewiglich.

Ich habe schon früher bei Gelegenheit der Faustbücher auch eines Gespräches im Reiche der Toten erwähnt zwischen Franz Heinrich von Luxemburg und Doktor Johann Fausten, gedruckt Leipzig 1733. Hier erzählt zuerst der Doktor Faust seine Taten, nachher der Marschall von Luxemburg. Da kommen denn auch nun allerhand Exkursionen vor, die er mit dem Teufel von der Bastille aus, während seiner Gefangenschaft daselbst, machte, ohne daß man jedoch seine Abwesenheit merkte, denn er war immer durch einen Teufel, der seine Gestalt angenommen, vertreten. Er reiste inzwischen an den europäischen Höfen umher und machte die größten Zaubereien, stellte mit Teufels Hilfe Schlachten, Jagden, Schauspiele, Schlösser, Städte und Seen vor. In Venedig machte er während des Karnevals so ärgerliche und fürchterliche Vorstellungen, daß die Mönche vor Angst

in die Kirchen liefen und ihn zu beschwören und zu bannen suchten. In Rom verliebt er sich in eine Herzogin, da sie aber seine Neigung nicht erwidert, läßt er sie aus Rache durch einen Floh dermaßen peinigen, daß sie des Nachts ihr Kammermädchen um Hilfe rufen muß. In Paris schickt er dem Beichtvater des Königs, seinem Feinde, einen Geist auf den Hals, der ihn so beängstigt, daß er sich fünfundzwanzig Mann Soldaten zu seiner Bedeckung ausbittet, deren Verköstigung ihm sehr hoch zu stehen kommt. Die Weiber müssen ihm überall zu Gefallen sein usw.

Des Marschalls Tod, d. h. wie ihn der Teufel holt, wird verschieden erzählt. Nach den eben erwähnten Gesprächen im Reiche der Toten, kommt der Satan, als die Frist abgelaufen, in einem roten Mantel, schwarzer langer Peruque und einem mit einer Feder besetzten, verschamerierten Hut, gestiefelt und gespornt, bei der Schildwache vorm Palais an und will eingelassen sein. Die Schildwache weist ihn ab, da viel Fremde beim Marschall seien und heißt ihn morgen wiederkommen. Aber der Satan besteht darauf, daß er hinein müsse und gibt der Schildwache eine so nachdrückliche Maulschelle, daß sie das Gewehr hinfallen läßt und er frei durchpassiert, direkt nach des Marschalls Zimmern. Dem war des Satans Ankunft natürlich schrecklich genug, er hieß ihn in sein Kabinet gehen, wo jener ihm die Handschrift vorzeigte und die Stunde des Todes ankündigte. Voller Angst bat der Marschall wenigstens vor den Gästen, die er bei sich habe, nichts Tätliches mit ihm vorzunehmen, sondern gegen Abend auf dem vor der Stadt belegenen Lustschloß zu erscheinen. Das war der Teufel denn auch zufrieden, drohte fürchterlich, ihn nicht zu äffen, und entfernte sich. Der Marschall begab sich auch abends richtig dahin, wo der Satan sich einstellte, ihn packte, durchs Fenster in die Luft zog, jämmerlich peinigte, dann auf dem Schloßhofe ihn hin und her schleifte,

zertrat und zerquetschte, dann in den Garten schleppte und in hundert Stücke zerriß. Der Kammerdiener, der ihn begleitet und dem er von der Sache vorher gesagt, las die einzelnen Stücke sorgfältig zusammen in ein Tuch, trug sie ins Schloß in ein verstecktes Gemach, ritt dann schleunigst in die Stadt und erzählte dem dortigen Gouverneur, einem alten Freunde des Marschalls, die Begebenheit, der auch die Sache ganz geheim hielt, sogleich die nötigen Anstalten traf und unter dem Vorwande eines plötzlichen Stichflusses die Leiche prächtig zur Erde bestatten ließ.

Das ist die eine Erzählung vom Tode des Marschalls Luxemburg, der darin nach Rissel, oder vielmehr in der Nähe desselben aufs Lustschloß Vienne verlegt wird.

Eine andere Version erzählt das deutsche Volksbuch, das, ich weiß nicht ob jetzt noch, aber früher auf den Jahrmärkten feilgeboten wurde:

> Des Welt-berufenen Herzogs von Luxenburg, gewesenen Kgl. französischen Generals und Hof-Marschalls Pacten oder Verbündnis mit dem Satan und das darauf erfolgte erschröckliche Ende usw. Gedruckt zu Offenbach.

Das abgedruckt in Scheibles Kloster, Band 3, S. 849 bis 869. Es enthält diese Schrift zunächst eine Vorrede, in der gezeigt werden soll, daß es Teufel gebe und daß Bündnisse mit dem Teufel gemacht werden und wie man von solchen Bündnissen wieder frei werden könne. Darauf folgt ein Abdruck jener schon angeführten früheren Schrift, die die Jahreszahl 1680 trug und die 28 Punkte der Übereinkunft enthielt; dann werden die barbarischen Grausamkeiter des Marschalls erzählt, und endlich folgt sein erschreckliches und trauriges Ende. Das wird sehr weitläufig erzählt. In aller Kürze lautet es so:

Als der Tag des Ablaufs der Teufelsfrist vorhanden war, wurde der Marschall sehr traurig und lud zu seiner

Erheiterung eine Zahl Offiziere zu sich. Es war in Paris, in seinem Palais. Er hatte seine Garde vorsichtig verteilt, einen Teil an der ersten Pforte des Hofes, den andern an der andern Pforte des inneren Hofes, den dritten unter an der Treppe, und hatte aufs strengste befohlen, niemanden, er sei wer er sei, durchzulassen. Als es zwei Uhr nachmittag war, meldete sich bei der ersten Wache ein sehr großer Kerl, mit schwarzem Bart und Perücke, anständig gekleidet und erklärte, mit dem Marschall wegen dringendster Kriegsaffären zu tun zu haben. Man machte Meldung und der Marschall hieß ihn die Briefe, die er etwa habe, abzugeben und morgen wiederzukommen. Aber der Mensch wollte sich durchaus nicht abweisen lassen, und ging endlich mit der Erklärung ab, in einer Stunde werde er wieder erscheinen und jedesfalls mit dem Marschall persönlich reden. Der Marschall gab die gemessensten Befehle, falls er wiederkäme, ihm mit Gewalt entgegenzutreten. Das taten sie denn auch, als er sich einstellte; er aber zog alsbald seinen Degen, hieb rechts und links, doch ohne Verletzung, und endlich fiel die ganze vorderste Wache wie tot zu Boden. Dasselbe Spiel wiederholte sich bei der zweiten und endlich auch bei der dritten Wache. Nun ging der Teufel (denn er war es) die Treppe hinauf, durch den Saal und ohne weiteres in das Zimmer, in dem sich der Marschall mit den Offizieren befand. Hier hielt er eine barsche Anrede an den Marschall und forderte ihn auf zu folgen. Der Marschall, ebenso voll Furcht wie voll Scham, suchte gute Miene zum bösen Spiel zu machen, gab den schwarzbärtigen Kerl für einen ihm wohlbekannten Schalksnarren aus, der ihm wichtige Depeschen überbringe, und folgte ihm endlich zur Tür hinaus in sein Kabinet. Die Zurückgebliebenen schlichen ihm nach und sahen nun durchs Schlüsselloch die folgende Szene mit an und hörten das nicht eben erbauliche Zwiegespräch. Luxemburg bat

und flehte nur um einige Verlängerung der Frist, erst um ein halbes Jahr, dann um einen Monat, endlich noch um ein paar Tage; aber der Satan erklärte ihm rund, er habe ihm sechsunddreißig Jahre redlich gedient, nun sei es am Ende. Er stellte ihm seine Handschrift wieder zu und gönnte ihm nur noch eine halbe Stunde Frist, bis Glockenschlag fünf, als genau an welcher Zeit das Pactum vor sechsunddreißig Jahren geschlossen, und hieß ihn noch einen Brief an den König in Reichsangelegenheiten schreiben, den er in einer ganz unbekannten Sprache ihm diktierte. Als dieser fertig und versiegelt war, begann die Glocke eben fünf zu schlagen. Da rief der Teufel mit grausamer Stimme nach der Tür gewendet: „Hört, ihr Verwegenen, die ihr draußen vor der Tür stehet und horchet! Gottes Hand hält mich zurück, sonst wollte ich euch allen die Hälse brechen. Hier liegt ein Brief an euern König auf diesem Tische: den bringet morgen früh ihm hinüber; aber keiner unterstehe sich, selbigen zu öffnen, sonst soll ihm auf der Stelle der Hals von mir gebrochen werden." Worüber natürlich die Horcher an der Tür alle sich bekreuzigten und segneten und auf und davon über den Saal liefen. Indem hörten sie ein schrecklich Geschrei vom Luxemburg, zugleich auch einen grausamen Knall wie einen Kartaunenschuß, samt großer Erschütterung des ganzen Palastes, daß sie meinten, es würde alles untergehen. Nach Verlauf einer Stunde faßten sie sich ein Herz und gingen auf des Marschalls Zimmer. Aus diesem drang ihnen aber ein so greulicher Aasgestank entgegen, daß sie zurückweichen und erst tüchtig räuchern lassen mußten. Dann traten sie ein, fanden aber nichts als etliche Tropfen frisch Blut am Boden liegen, doch die Fenster samt den Fensterfäulen waren fort und auf dem Bette lag des Marschalls völlige Kleidung samt Peruque und allem, als wenn er da läge und schliefe. Wie sie aber genau zusahen, da war es hohl: Leib und Seele

war dahin. Den Brief nahmen sie und händigten ihn dem Könige ein.

Das ist das Ende des Marschalls von Luxemburg nach dem genannten deutschen Volksbuche.

Es ist nun nicht ohne Interesse zu wissen, wie diese doch dem Auslande angehörige Persönlichkeit, die aber freilich durch ihre Grausamkeit und den Ruf der Zauberei auch bei uns näher bekannt worden war, wie an diese im Volksmunde geradezu deutsche Sagen sich angesetzt haben, und zwar einige von den Sagenzügen, wie wir sie an mehreren Orten an die Gestalt Fausts angesetzt fanden, so daß wir hier in ganz junger Zeit (denn es wird dies erst im Anfange oder im Laufe wenigstens des achtzehnten Jahrhunderts geschehen sein) eine entstehende neue Sagenbildung verfolgen können. Kuhn hat aus dem Volksmunde zu Brodwin in der Uckermark in seinen märkischen Sagen und Märchen, S. 280 ff. darüber Mitteilung gemacht. Das Volk erzählt da folgendes.

Vorzeiten war einmal ein großer General, der hieß Luxemburg, und der hatte einen Bund mit dem Teufel geschlossen, daß er ihm eine bestimmte Zeit dienen solle. Das wurde aber dem Teufel gar bald leid, denn der Luxemburg quälte ihn so, daß er ihm endlich alle seine Briefschaften, mit denen er sich ihm verschrieben hatte, zurückgeben wollte. Aber jener nahm es nicht an, sondern fuhr fort, den Teufel tüchtig in Atem zu setzen. So wollte Luxemburg auch einmal eine große Reise unternehmen, doch wollte er nicht die gewöhnliche Straße passieren, sondern durch die Luft fahren, und da mußte ihm denn der Teufel eine Brücke bauen. Da es aber gar schnell ging und er dem Teufel auch vorher nichts davon gesagt hatte, so mußte der immer die Bohlen und Balken, über die Luxemburg eben gefahren war, hinten abreißen und sie vorne wieder anbauen, damit nur die Brücke nicht unter-

brochen wurde, denn sonst wäre der Kontrakt gelöst gewesen. Nur hin und wieder erlaubte ihm der General ein wenig Ruhe und dann fuhr er auf ebener Erde. Da geschah es auch einmal, daß ein Bauer auf einem Strohwagen hinter ihm herfuhr, und als der Teufel nun die Luftbrücke baute, da folgte er immer hinten nach, ohne daß er, da es Nacht war, gemerkt hätte, wo er sich befand. Einmal zwar wollten seine Pferde nicht recht vorwärts und er wußte nicht warum; allein er hieb mit der Peitsche tüchtig auf sie los, und da liefen sie wieder vorwärts; seine Peitsche jedoch blieb an einem Pfahle sitzen, so daß er sie in der Schnelligkeit im Stiche lassen mußte. Endlich gings wieder zur Erde hinab, und als ein Kreuzweg kam, bog der Bauer eine andere Straße ein. Da rief ihm Luxemburg nach: diesmal sei's ihm noch so hingegangen, aber er solle nicht wiederkommen. Der Bauer war ganz verwundert und wußte nicht, was jener wollte; als er aber nach einiger Zeit nach Hause zurückkehrte und ins erste Dorf kam, sah er an der Spitze des Kirchturms seine Peitsche, und da war es ihm denn klar, daß er müsse durch die Luft gefahren sein. So quälte denn Luxemburg den Teufel noch viele Jahre, bis endlich die Zeit des Bündnisses um war. Da kam der Böse an, ihn zu holen; Luxemburg aber hatte Wachen ausgestellt, die ihn nicht einlassen sollten; allein die schob der Teufel den einen zur Linken, den andern zur Rechten, so daß sie augenblicklich tot niederfielen. Darauf ging er ins Zimmer des Generals. Die Dienerschaft eilte nach, aber sie fand nichts mehr von beiden: nur des Generals hohle Haut lag am Boden.

*

Das alte Fauſtbuch iſt auch nach England gekommen, ich erwähnte es ſchon, und das iſt für die weitere Entwickelung des Stoffes von höchſter Bedeutung geworden, wir meinen ſeine **dramatiſche Geſtaltung,** eine Tat, die ſich an einen berühmten engliſchen Namen, an **Marlowe** knüpft.

Dieſer bedeutendſte unter den Vorgängern Shakeſpeares ward geboren im Februar 1563 zu Canterbury, wo ſein Vater das Schuhmacherhandwerk betrieb. Er beſuchte die Königliche Schule, dann ſeit 1581 die Univerſität ſeiner Vaterſtadt und erwarb daſelbſt 1583 das Baccalaureat, 1587 den Grad eines Magiſters der freien Künſte. Offenbar hatte man ihn zum gelehrten, wohl zum geiſtlichen Stande beſtimmt; war nun aber damals ſchon jener Skeptizismus in ihm rege, der ihn ſpäter bei den Puritanern ſo anrüchig gemacht, war es überwiegender Hang zur Poeſie, oder ſpielten beide Urſachen, — er verließ eine Laufbahn, die ihm Ausſichten auf ein ruhiges, ſorgenfreies Leben und bürgerliches Glück gewährte, um ſich in den ſeinerzeit nicht eben ſehr geehrten Stand eines Schauſpieldichters zu begeben, ja bald, wie das damals üblich war, mit dem Dichter den Schauſpieler zu vereinigen. Wenigſtens erzählt das letztere und wie es ihm dabei ergangen, die Strophe einer merkwürdigen Ballade, die kurz nach ſeinem Tode auf ihn gedichtet wurde:

> He had alſoe a player beene
> upon the Curtaine-ſtage,
> bud brake his leg in one lewd ſcene,
> when in his early age.

Er trat in ſeiner Jugend als Schauſpieler auf (damit iſt wohl gemeint die Zeit, ſobald er aus Canterbury nach London kam), brach aber in einem ſchlechten Stücke ein Bein und mußte offenbar infolge dieſes Beinbruchs weitere Schauſpielerverſuche aufgeben. Auch die Bühne iſt genannt,

auf der er auftrat, die Curtain-ſtage, die in den letzten fünfzehn Jahren des ſechzehnten Jahrhunderts der bevorzugte Schauplatz für dramatiſche Experimente geweſen zu ſein ſcheint, wo junge Dichter ihre Sporen verdient haben mußten, ehe ihren Stücken die Ehre der Aufführung in dem Black-friars und Globustheater zuteil ward. Dieſe Curtain-ſtage, auf welcher auch Ben Jonſon und Heywood ſich zuerſt als Dichter und Schauſpieler verſuchten, befand ſich unfern der Bühne in Shoreditch, welche kurzweg das Theater genannt wurde, und ſtand unter unmittelbarer Aufſicht des Lord-Mayors von London.

Gewiß ſchon vor Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien, wohl auch mit durch Not gezwungen, hatte Marlowe Verbindungen mit verſchiedenen Bühnen angeknüpft, wahrſcheinlich indem er ältere Stücke verbeſſerte und für die Aufführung einrichtete, wie damals junge Dramatiker (ſo auch Shakeſpeare) ihre Laufbahn zu beginnen pflegten; er muß ſich mit der Bühne und ihren Forderungen frühe vertraut gemacht haben, ſonſt hätte nicht ſein erſtes Stück gleich ſo einſchlagen und geradezu eine Umwälzung in der Theaterwelt hervorbringen können, daß man es als die Grundlage des Shakeſpareſchen Theaters betrachten muß. Es wurde in demſelben Jahre aufgeführt als Shakeſpeare nach London kam, der es gewiß gleich ſah und auf den es bleibend wirkte. Es iſt dies die Tragödie Tamerlan der Große, in zwei Teilen: ohne Frage ein bedeutendes Werk, das trotz mannigfacher Gebrechen alle engliſchen Tragödien, die ihm vorangegangen waren, übertraf, durch die Kraft, mit der die Ereigniſſe dargeſtellt ſind, das poetiſche Gefühl, das das ganze belebt, durch die blühende Diktion und den kraftvollen lebendigen Versbau. Es war auch das Stück, welches den reimloſen Vers (fünffüßige Jamben), den ſogenannten Blankvers im Drama einbürgerte, ihn zur vollen Geltung brachte, denn eingeführt war dieſer Blank-

vers schon durch die Tragödie Ferrex und Porrex (auch die Tragödie von Gorboduc genannt, einem fabelhaften britannischen Könige, 600 Jahre vor Christus, dessen Söhne jene beiden waren), die übrigens zwei Verfasser hat, Thomas Sackville und Thomas Norton — das erste Beispiel der Teilung der Arbeit, die später so allgemeiner Brauch wurde, daß die meisten Stücke fast aus der Blütezeit der altenglischen Bühne von verschiedenen Dichtern herrühren. Durch diesen Ferrex und Porrex wurde der Versuch gemacht, das monotone Reimgeklapper zu beseitigen, freilich nur erst Versuch und keineswegs ein ganz gelungener, der auch nur wenige und unglückliche Nachahmer fand. Erst Marlowe gab diesem Verse Ruhe, Fülle und dramatisches Leben und führte diese neue Kunstform gleich zu solcher Vollendung, daß man ihn getrost als den Schöpfer derselben bezeichnen kann.

Marlowe war noch recht jung, als er den Tamerlan schrieb, 22 und 23 Jahre alt. Der außerordentliche Sukzeß, den diese Jugendarbeit hatte und verdiente, entschied für seine Neigung vollends. Er wendete sich fortan fast ganz dramatischen Arbeiten zu. Nicht sehr lange nach dem Tamerlan brachte er seinen Faustus auf die Bühne, dessen Besprechung wir uns bis zuletzt aufsparen; nachher den Juden von Malta, geschrieben 1589 oder 90, ein Charakterbild, das seinerzeit ebenfalls großes Aufsehen machte und sicher nicht ohne Einfluß auf Shakespeares Shylock geblieben ist. So sind auch seine nächsten Tragödien Eduard II. und die Pariser Bluthochzeit Shakespearen Vorbilder für seine historischen Dramen geworden. Eduard II. hat Szenen, die Shakespeares würdig sind; so ist namentlich die Todesszene selbst von der Shakespeareschen in Richard II., die ihr nachgeahmt ist, nicht übertroffen. In allen diesen Stücken zeigt sich ein ungeheures poetisches Talent, sie sind reich an hohen Schönheiten, aber die Roheit ist nicht überwunden.

Es fehlt das Maß, das einem dramatischen Werke nur verliehen werden kann durch die reine sittliche Persönlichkeit des Dichters. Denn es ist ganz wahr, was Lessing gesagt hat, um ein wirklich bedeutender dramatischer Dichter zu werden, muß man erst ein bedeutender Mensch sein. Und das letzte fehlte eben Marlowe, darum auch sein großes Talent nicht zur höchsten Ausbildung gelangt ist. Was Goethe von Günther sagt, kann man auch auf ihn anwenden: er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben und seine Dichtung. Marlowe wird uns geschildert als ein wüster, zerfahrener Charakter ohne moralischen und religiösen Halt, wie wir es nennen, ein wüstes Genie. Freilich muß man nicht alles glauben, was seine Feinde, die religiösen namentlich, ihm nachgesagt haben, daß er seine ganze Zeit unter Saufgelagen und Ausschweifungen aller Art verbracht. Wer in nicht ganz sieben Jahren sechs große fünfaktige Dramen schreibt (übrigens hat er noch mehr geschrieben, nur diese sind auf uns gekommen) und dazu noch einen Band voll anderer Gedichte, der kann sein Leben nicht blos verlumpt und verludert haben; solche starke Geistestätigkeit erfordert auch Zeiten starker Sammlung und Entsagung. Aber seine leidenschaftliche unbändige Natur brach immer wieder durch, und diese Leidenschaft war es, die ihn endlich vollends zu Falle brachte. Freilich muß man dabei auch bedenken, daß damals die Schauspieler und Bühnendichter in London von der besseren Gesellschaft gänzlich ausgeschlossen waren und daher in Kreisen ihre Zerstreuungen suchen mußten, in denen eben nicht Mäßigung, Sitte und guter Ton zu herrschen pflegte. So war schon einer seiner dramatischen Genossen, nächst ihm der bedeutendste von Shakespeares Vorgängern, Robert Green durch ein wüstes Leben erbärmlich verkommen und endlich schmählich untergegangen. Er hatte sich bei einem Saufgelage mit Nash (auch einem

der damaligen dramatiſchen Poeten) in Hering und Wein übernommen, das gab ihm den letzten Stoß: er ſtarb in Zerknirſchung und nacktem Elend, im Auguſt 1592. Noch kein Jahr nach dieſem Falle war verfloſſen, als Marlowe womöglich noch ſchrecklicher ums Leben kam. Eiferſucht ſoll die Urſache geweſen ſein. Er hatte einen Liebeshandel mit einem Mädchen, und glaubte ſich in ihrer Gunſt durch einen andern bedroht. Einmal — es war im Dorfe Deptford bei London am 1. Juni 1593 — kam der Argwohn zum Ausbruch. Er geriet in Streit mit ſeinem Rival — bei Tiſch oder beim Triktrakſpiel —, der ſich ſo ſteigerte, daß ſie handgemein wurden. Jener zog einen Dolch, Marlowe parierte den Stoß, aber nicht feſt genug, ſo daß ihm der Stahl des Gegners durchs Auge ins Gehirn drang. Unter furchtbaren Schmerzen gab der Getroffene nach wenigen Stunden ſeinen Geiſt auf. So nahm im Frühlinge ſeiner männlichen Kraft, dreißig Jahre alt, einer der begabteſten und hoffnungsvollſten Dichter, die England hervorgebracht, ein ſchmähliches Ende. Er wußte ſich nicht zu zähmen, und ſo zerrann ihm ſein Leben wie ſeine Dichtung. Unzweifelhaft iſt, daß, wenn ihn der Tod nicht ſo unverhofft in ſeiner Laufbahn gehemmt und er ſich durch Zeit und Mäßigung hätte ſchulen laſſen wollen, er noch ganz andere Zeugniſſe ſeines Genius niedergelegt und näher an Shakeſpeare herangereicht hätte als irgendein anderer ſeiner Landsleute. Die Puritaner aber, die ihn ſchon bei Lebzeiten als Gottesleugner verſchrien, bemächtigten ſich nun auch dieſes ſeines ſchmählichen Todes und deuteten ihn als eine ſichtbare Fügung Gottes, der an einem ſo verruchten Sünder ſein himmliſches Strafgericht vollzogen.

Im Todesjahre Marlowes 1593 begann nun Shakeſpeare, der bisher nur als Schauſpieler und Umarbeiter älterer Stücke ſich gezeigt hatte, ſeine Laufbahn als ſelbſtändiger dramatiſcher Dichter. Auch er war kein Tugendheld

gewesen, auch er war an den schwindelnden Abgründen des Lebens vorbeigegangen, doch ohne sich selbst verlierend, hinabzustürzen. Die Erfahrungen einer stürmischen Jugend kamen dem Manne zugute, der ohne sie nimmermehr solche Blicke in die Tiefen der menschlichen Seele getan hätte. Durch Leben und schreckliches Ende seiner Genossen gewarnt, durch die Vorsehung sichtlich geschützt, vollendete er in sich jene harrmonische Natur, die in sittlicher Hoheit den Werken des Genius allein wahre Weihe, Ausbildung und Gewähr ihrer Dauer verleiht. Er trat als lachender Erbe die Hinterlassenschaft seiner Vorgänger an, er vermehrte und vergrößerte sie zu einem geistigen Gute der Menschheit, das noch lange nicht aufgezehrt ist, wie viele auch schon daran gezehrt haben. Wo wir aber den Erben bewundern, dürfen wir der Erblasser nicht vergessen.

So viel von dem unglücklichen Marlowe. Seine Werke haben in England eine schöne Ausgabe erhalten durch Dyce: The works of Christopher Marlowe with notes and some account of his life and writings by the rev. Alexander Dyce. London, William Pickering 1850. 3 Bände. Nun zu seinem Faustus, der für uns Deutsche so wichtig geworden ist.

Von dieser Tragödie gibt es mehrere alte Drucke. Der älteste ist v. J. 1604: The tragical history of D. Faustus, as it hath bene acted by the light Honorable the Earle of Nottingham his servants, written by Christ. Marl. London 1604. 4°. Dieser älteste Druck mit einigen notwendigen Besserungen späterer Ausgaben bei Dyce vol. 2 p. 3—84.

Die nächste Ausgabe ist von 1616 in 4°. The tragical history of the life and death of Dr. Faustus, written by Ch. Marl. 1616. 4. Nur abgedruckt 1624 und 1631 mit dem Zusatze in beiden with new additions. Dieser

Text ist mehr oder weniger verändert und enthält einige gänzlich neue Charaktere und Scenen. Dyce 85—156.

Wieder eine neue Ausgabe (der 5. Druck) enthält eine dritte Rezension des Textes, wieder mit neuen Zusätzen und Szenen. Er erschien 1663. 4°. Bei Dyce als comparatively modern edition nicht verglichen.

Diese wiederholten Ausgaben und Änderungen rechtfertigen die Behauptung, daß von allem was Marlowe für die Bühne geschrieben, sein Faustus mit seinen Teufeln und alle dem tragischen Beiwerk das größte Aufsehen nicht nur augenblicklich gemacht, sondern lange Zeit behauptet hat. Es war also fast hundert Jahre nach dem es geschrieben, noch ein Zugstück, das man den Anforderungen der Zeit gemäß zurechtgestutzt hatte.

Dann sank das Stück zur Farce herab, wahrscheinlich wurde es Zauberposse. Davon werden Ausgaben von 1697 und 1768 genannt. (Vgl. Peter, Die Literatur der Faustsage. Leipzig 1857, S. 20.)

Die zweite Textrezension, die wir anführten, welche die Ausgaben von 1616, 24 und 31 geben, hat vielfache Änderungen und Zusätze, offenbar nicht vom Autor. Nun erwähnen schon früher ein paar alte Rechnungen solche Zusätze: im Jahre 1597 erhielt Thomas Decker für Zusätze zum Faust zwanzig Schilling, und im Jahre 1602 W. Birde und Sermwell Rowley ebenfalls eine Summe für Zusätze, aber eine ungleich größere. Das war nach dem Tode des Verfassers, der schon 1593 erfolgte. Nun fragt sich, hatte die Ausgabe von 1604 schon diese Zusätze, oder war sie die Ausgabe, die den Text nach der Niederschrift des Dichters gab. Daß die Ausgabe von 1616 eine stark veränderte ist, unterliegt keinem Zweifel. Man kann aber auch annehmen, daß die Ausgabe von 1604 nur die geringen Zusätze von Decker enthielt, für die viel weniger bezahlt worden war, die von 1616 aber die weitern und

teurern der beiden andern von 1602. Jedesfalls scheint es, daß die älteste Ausgabe von 1604 den Marlowes eigener Niederschrift bei weitem am nächsten kommenden Text enthält. Für unsern Zweck ist diese Frage, die sonst äußerst wichtig sein muß, nicht von großem Belang.

Wann ist nun Marlowes Faust gedichtet worden: das ist wichtiger. Die erste nachweisbare Aufführung fand statt am 30. September 1594, also über ein Jahr nach des Dichters Tode. Das kann aber nicht die wirklich erste sein. Sie hat sicher schon bei seinen Lebzeiten stattgefunden. Aber wann dann? Das ist in Ermangelung aller und jeder Nachrichten darüber schwer zu sagen. Doch uns hilft hier etwas anderes. Wir haben eine Nachricht, daß eine „Ballade vom Leben und Tode des Doktor Faustus des großen Zauberers" a ballad of the life and death of Doctor Faulstus the great congerer (d. i. conjurer) am 28. Februar 1588 die Druckerlaubnis erhielt. Da aber solche Balladen damals meist auf Lieblingsdramen oder auf neuen Dramen, die Aufsehen gemacht hatten, beruhten, so ist es höchstwahrscheinlich, daß diese vom Stücke unsers Autors hergenommen war, das sonach noch vor dem letzten Februar 1588 aufgeführt sein mußte. Wir haben eine alte Ballade über Faustus, es ist höchstwahrscheinlich die hier erwähnte. Dyce teilt sie mit hinter den beiden Bearbeitungen des Marloweschen Stücks vol. 2 p. 157—59. 20 Strophen vierzeilig; die erste:

All Christian men, give ear a while to me
How I am plung'd in pain, but cannot die:
I liv'd a life the like did none before
Forsaking Christ, and I am damn'd therefore.

Ihr Christenmenschen alle, hört mich an,
Der ich von Qual umringt nicht sterben kann:
Ich lebte, wie's noch keiner je versucht:
Christus verließ ich und bin drum verflucht.

Es ist die ganze Ballade in Form einer Klage Fausts abgefaßt, aber nicht etwa des lebendigen Faust, sondern vielmehr des toten, denn er erzählt zugleich seinen Tod. Es ist gewissermaßen eine Stimme Fausts aus der Unterwelt zur Warnung. Die Ballade enthält durchaus nichts gegen das Marlowesche Stück, sie kann also recht gut auf ihm beruhen, d. h. es kann die sein, die am letzten Februar 1588 die Druckerlaubnis erhielt.

Also damals war Marlowes Stück schon über die Bühne gegangen. Nun ruht Marlowes Stück offenbar auf dem ältesten Faustbuche von 1587; das müßte also übersetzt und in dieser seiner englischen Fassung dem Dichter Grundlage seines Stückes geworden sein. Nun haben wir auch eine solche Übersetzung, aber sie führt keine Jahreszahl. Merkwürdig ist dabei nur die Schnelligkeit, mit der das deutsche Volksbuch, das zur Herbstmesse 1587 erschienen war, nach England gekommen, da übersetzt und gedruckt sein sollte; die Schnelligkeit, mit welcher Marlowe sein Stück entworfen, ausgearbeitet, einstudiert und auf die Bretter gebracht hätte. Unmöglich ist es aber keineswegs, wenn man beides erwägt, das Zeitgemäße dieser gewaltigen Sage und das ungemein rasche Produzieren der damaligen englischen Dichter, die nur immer neues auf neues zu bringen bemüht waren. Übrigens ist Marlowes Stück auch kühn genug hingeworfen und Bühnenschwierigkeiten haben ihm eben keine Skrupel gemacht. Sie brauchten ihm auch keine zu machen, denn bei der damaligen unglaublich einfachen Einrichtung der Bühne, wo man fast keine Dekorationen und sonstiges Beiwerk hatte, machte auch der häufige Szenenwechsel keine Störung. Der ganze Schmuck der Bühne bestand in einer Teppichbekleidung. Ein hellblauer Teppich, von der Decke herabhängend, zeigte an, daß es Tag, ein dunkler Teppich zeigte an, daß es Nacht sei. In ähnlicher Weise wurden alle übrigen Veränderungen

angedeutet. Wo die Szene spielte, das wurde angedeutet durch ein vorgeschobenes Brett, auf dem der Name des Orts der Handlung geschrieben stand. Das Publikum war gewöhnt, das Fehlende durch seine Phantasie zu ergänzen, und durch Nebendinge ungestört, folgte es dem Gange des Stücks selbst. Freilich mußte dann die innere Gewalt des Stückes um so stärker sein, wenn sie durch keine äußern Hilfsmittel unterstützt wurde. Also Bühnenschwierigkeiten brauchten Marlowen kein Kopfzerbrechen zu machen, und auch sonst ist das Ganze, wie schon gesagt, kühn und rasch genug hingeworfen.

Wenn nun aber sich herausstellen sollte, daß bis zum Februar 1588 noch keine englische Übersetzung des deutschen Faustbuchs existierte, wie dann? Denn es ist doch nicht anzunehmen, daß Marlowe Deutsch verstanden, also des deutschen Originals sich hat bedienen können. Aber auch das würde nicht stören. Denn er hätte können entweder von einem bekannten Engländer, der Deutsch verstand, oder von einem Deutschen, deren sich so manche der Handlung willen in London aufhielten, sich die Hauptsachen übersetzen, vielleicht brauchte er sie sich blos vorlesen zu lassen, machte sich Notizen und arbeitete dann sein Stück. Das sind auch Möglichkeiten, das ist durchaus nicht undenkbar. Man muß nur bedenken, wie ungeheuer die englischen Dramatiker auf fremde Stoffe brannten. Mit welcher Hast mußte sich wohl Marlowe über diesen neuen Stoff herstürzen, der so gewaltig die Gemüter in Deutschland aufregte, von dem man gewiß längst gesprächsweise in England durch Deutsche wußte, noch ehe das Faustbuch erschien, wie mußte sich nun, da es erschienen, eine leidenschaftliche Natur wie Marlowe darüber stürzen, schon damit ihm kein anderer seiner dramatischen Genossen den Stoff wegnähme. Das alles muß man erwägen: dann kommt man zu der Überzeugung, daß durchaus kein Grund vorliegt zu einer

reellen Bestreitung der Annahme, daß Marlowes Faust bereits im Laufe des Februar gegeben worden, also im Anfange des Jahres 1588 oder noch ganz am Ende 87 gedichtet ist.

Gehen wir nun zum Inhalte der Tragödie über. Zugrunde liege der Text der Ausgabe von 1604, den Dyce voranstellt, wobei die hauptsächlichen Abweichungen des vermehrten von 1616 mit angegeben werden sollen. Nach dem letzteren ist der Faustus ins Deutsche übersetzt zuerst von Wilh. Müller mit einer recht hübschen Vorrede von Achim von Arnim, Leipzig 1818, dann von Adolf Böttger, Leipzig 1857.

Nach dem Prologe des Chors, der einen kurzen Blick auf die darzustellende Tragödie, ihr Sujet und ihren Charakter wirft, wobei von Fausts Herkommen und Studien geredet wird (genau nach den Angaben des ältesten Faustbuches), sehen wir Faustus, Doktor und Lehrer der Theologie zu Wittenberg, im Studierzimmer in seine Studien vertieft. Er geht die Philosophie, die Medizin, die Juristerei und die Theologie durch, deren keine ihn befriedigen kann. Er sagt der Bibel Valet und preist die Nekromantenbücher, die dem Forscher allein die Welt des Genusses, der Macht und des Ruhmes zu eröffnen imstande sind. Durch Magie ein Reich zu besitzen so weit des Menschen Geist reicht, sehnt er sich, und so schickt er den eben eintretenden Famulus Wagner zu seinen Freunden Valdes und Cornelius, die ihm seine Sehnsucht sollen befriedigen helfen. Da treten von entgegengesetzter Seite ein guter und ein böser Engel auf. Der erste warnt vor der Zauberei und ermahnt ihn, bei der Theologie zu bleiben; der andere bestärkt ihn in seinem Vorsatze, durch Magie zum Herrn der Elemente sich zu machen. Sie verschwinden, und Fausts Worte zeigen, daß er die Warnung des guten nur zu sehr in den Wind geschlagen: außer sich durch den Gedanken seines bevor-

stehenden Glückes, schwärmt er von den irdischen Herrlichkeiten und Reichtümern, die er durch die Geister gewinnen will. Bald treten Valdes und Cornelius ein. Faust bittet sie um Unterricht in der Magie, den sie ihm bereitwillig zusagen: gleich nach der Mahlzeit soll er beginnen. Entschlossen, noch selbige Nacht die Beschwörungen zu versuchen, geht Faustus mit ihnen ab. In dem treten zwei Studenten auf, die ihren Lehrer vergebens im Hörsaale erwartet. Wagner belehrt sie, daß sein Herr drinnen mit Valdes und Cornelius speise; es setzt hierbei einige Hiebe gegen die Puritaner. Erschrocken und Böses ahnend — denn die beiden sind als Zauberer berüchtigt — beschließen die Studenten, zum Rektor sich zu begeben und ihm Anzeige von diesem Umgange zu machen: vielleicht daß sein ernster Rat Fausten noch retten könne.

Es ist Nacht. In einem Walde, von Zauberkreisen und magischen Figuren umgeben, sehen wir Fausten unter Donner seine Beschwörung halten. Ein Teufel erscheint, aber in so häßlicher Gestalt, daß Faust ihn schleunigst weggehen und als Franziskaner wiederkommen heißt. Es geschieht: Mephistophilis (so lautet hier der Name) tritt als Franziskaner wieder ein, und nun meldet ihm Faust sein Anliegen: er solle sein Diener werden, der ihm alles was er befehle, ins Werk richte. Der Teufel entschuldigt sich, daß er, als ein Knecht Luzifers, erst dessen Erlaubnis zur Zusage bedürfe. Auf verschiedene Fragen läßt er sich über dieses seines Herrn und seiner Mitengel Fall und Verdammnis aus, wodurch Mephistophilis so erschüttert wird, daß er weitere Fragen einzustellen bittet. Faust lacht ihn aus über seine Weichherzigkeit. Mit dem Verlangen vierundzwanzigjähriger Dienstzeit entläßt er ihn an Luzifer. Mitternacht solle er wiederkommen in seine Behausung und ihm seines Meisters Willen kund tun. Nun schwärmt er wieder im Vorgefühle baldiger überirdischer Macht: seine

eine Seele dafür hinzugeben dünkt ihn Kleinigkeit: hätte er mehr Seelen als Sterne sind, er wolle alle freudig um solchen Preis missen.

Es folgt eine komische Szene zwischen Wagner und dem Clown, dem Rüpel, welcher letztere in Dienst genommen wird. Wagner sucht sich eine gewisse Würde zu geben und bedient sich allerhand lateinischer Brocken, aber mit Schnitzern. Um den Clown zu schrecken, ruft er ein paar Teufel — man sieht, er hat von seinem Meister schon etwas gelernt — und verspricht auch jenem (dem Clown) die Teufelsbeschwörung zu lernen.

Hierauf erblicken wir Fausten wieder in seinem Studierzimmer. Er schwankt, es kommt ein Anflug von Reue über ihn. Da erscheinen die beiden Engel abermals, warnend und verlockend, aber der böse siegt. Es ist Mitternacht. Faust ruft den Mephistophilis, und dieser erscheint alsbald mit der Erlaubnis Luzifers zum Dienste, wofern Faust ihm die Seele mit seinem Blute verschreiben wolle. Er versteht sich dazu; aber das Blut erstarrt ihm, daß der Geist Feuer bringen muß, es aufzutauen. Da sieht er auf dem geritzten blutenden Arme das Homo fuge. Bestürzt wankt er in seinem Entschlusse, wird aber bald wieder durch Teufel erheitert, die ihn umtanzen und allerlei Schmuck zu Füßen legen. So schreibt er zu Ende und übergibt dem Teufel den förmlichen Kontrakt. Unter folgenden Bedingungen: 1. daß er (Faust) ein Geist in Form und Wesen werde; 2. daß Mephistophilis sein Diener werde und ihm gehorche; 3. daß er für ihn schaffe was er begehre; 4. daß er immer unsichtbar um ihn sei; und 5. daß er ihm jeden Augenblick, wann er wolle, erscheine in welcher Gestalt er es ihm heißen werde; unter diesen Bedingungen verschreibt er Luzifer, dem Fürsten des Orients, seine Seele, sie nach Ablauf von vierundzwanzig Jahren hinzuholen, wohin er wolle. Das ist der Kontrakt, den er Mephistophilis über-

gibt. Nun will er sich aufs Fragen legen, zunächst nach der Hölle. Aber die Antwort des Geistes lautet so wenig erbaulich, daß er lieber im Sinnenrausche sich betäuben mag und rasch das schönste Mädchen von ganz Deutschland zur Ehe begehrt. Mephistophilis versucht es zuerst mit einer Teufelin, verspricht ihm aber bald ein für allemal die schönsten Frauenzimmer zum Genusse, nur an Heirat, diesen zeremoniellen Spaß, solle er dabei nicht denken. Zugleich überreicht er ihm ein Zauberbuch, durch das er Gold, Wind und Wetter, auch gepanzerte Männer zu seinem Schutze, beschwören könne. Das genügt aber Fausten nicht. Er verlangt Aufklärungen über die Bahnen der Gestirne, über die Pflanzen auf der Erde, über alle Zauber und Geheimnisse; und wie er sich in Betrachtungen über den Himmel verliert, dessen Freuden ihm nun geraubt seien, erwacht sein Gewissen, und es treten wiederum die beiden Engel auf, der gute ihn zur Umkehr ermahnend, der böse ihn in seinem Treiben bestärkend. Aber er kann nicht bereuen. So forscht er seinen Geist weiter über den Himmel aus, bis er ihm die Frage vorlegt, wer die Welt erschaffen. Mephistophilis versagt die Antwort, und als Faust in ihn dringt, entweicht er. Da regt sich die Reue mächtiger und mit ihr kommen wieder die beiden Engel, der böse drohend, der gute ermunternd, und wirklich hört Faust diesmal auf die Stimme des guten und ruft nach dem Erlöser. Dagegen rüstet sich stärker die höllische Macht: mit Mephistophilis erscheinen alsbald Luzifer und Beelzebub in eigener Person. Sie stehen schrecklich vor ihm und mahnen ihn an sein Versprechen. Faust wird eingeschüchtert und bittet um Verzeihung. Nun führen sie ihm, zur Belustigung, die sieben Todsünden vor. Im alten Faustbuche führt Belial ihm die sieben vornehmsten höllischen Geister in ganz erschrecklichen Gestalten vor, die sich dann vor seinen Augen in Tiere, allerlei Ungeziefer ver-

wandeln. Dadurch muß Marlowe auf den Gedanken der sieben Todsünden geführt worden sein. Was er aber eigentlich damit gewollt hat, kann ich nicht einsehen. Genug, sie erscheinen und lassen sich ziemlich humoristisch aus; vielleicht sind es diese Späße, die Marlowe zur Fiktion ihrer Erscheinung vermocht haben. So erscheint der Stolz, die Habsucht (sie ist von einem alten Filz in einem ledernen Beutel geboren), der Neid. Dieser sagt, sein Vater sei ein Schornsteinfeger, seine Mutter ein Austernweib; er könne nicht lesen, darum wünsche er alle Bücher verbrannt; er sei mager, weil er andere müsse essen sehn; er wünscht, daß eine Hungersnot über die Welt käme, daran alle stürben, er aber allein am Leben bliebe, dann wolle er einmal fett werden. Dann tritt der Zorn auf, dann die Schwelgerei. Sie nennt ihren Stammbaum: ihr Vater war ein gewisser Schinken von Speckland, die Mutter eine Oxhoft von Burgunder; Paten waren Peter Pökelhering und Martin Martinsochs, die Frau Pate aber eine alte Edeldame Margarete Märzenbier; ihre Eltern sind tot und haben ihr eine magere Pension hinterlassen, sie hat davon des Tags nur dreißig Mahlzeiten und zehn kleine Imbisse, viel zu wenig, die Bedürfnisse der Natur nur zu befriedigen. Dann erscheint noch die Faulheit und zuletzt die Unzucht. Fausten hat dies Schauspiel so viel Freude gemacht, daß er die Hölle, in der, wie Luzifer sagt, noch mehr solcher Belustigungen sind. zu sehen begehrt. Luzifer verspricht, ihm seinen Wunsch um Mitternacht zu erfüllen, wo er ihn dazu abholen lassen werde. Das wird aber im Stücke selbst nicht dargestellt. Neu ist es, daß Luzifer ihm inzwischen ein Buch gibt, durch welches er sich unsichtbar machen könne.

Nun kommt im zweiten überarbeiteten Texte eine Szene (die in der Ausgabe von 1604 fehlt) zwischen Robert und Dick, den Stallknechten. Sie haben eins von Fausts Zauberbüchern erwischt und wollen nun auch beschwören.

Es will aber nicht vorwärts damit, sie können nichts rechtes zusammenbuchstabieren, und so entschließen sie sich denn lieber ins Wirtshaus zu gehen.

Der Chorus tritt auf und erzählt, wie Faust, die Geheimnisse der Astronomie zu schauen, zu den Bahnen des Himmels aufgestiegen sei. Heimgekehrt, habe ihn die Begierde, fremde Länder zu sehen, nach Rom getrieben. Jetzt befinde er sich beim Papste, wo eben heute Sankt Peters Fest gefeiert werde. Faust tritt mit Mephistophilis auf. Sie sind auf ihrer Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien eben in Rom angekommen, im Palaste des Papstes selbst, und lassen den Festzug der versammelten Kirchenfürsten an sich vorübergehen.

Hier ist in der spätern Ausgabe mit Zusätzen eine längere Szene eingeschaltet. In der Prozession geht Raimund König von Ungarn und der päpstliche Prätendent Bruno, der vom Kaiser zum Papste bestimmt war, ohne die kanonische Wahl, wird in Ketten mitgeführt. Der Papst steigt tatsächlich über den Rücken des gefangenen Bruno auf den päpstlichen Thron und schickt zwei Kardinäle nach dem Konsistorium, um in den Dekretalien die über Anmaßung päpstlicher Gewalt verhängte Strafe nachzulesen. Faust und Mephistophilis schlagen die beiden Kardinäle mit Schlaf und nehmen selber ihre Gestalt an. Sie berichten dem Papste, daß auf diesem Vergehen der Scheiterhaufen stehe und erhalten Bruno zur Verwahrung in die Engelsburg. Statt ihn aber dahin abzuführen, erfahren wir aus Mephistophilis' Munde, daß er ihn bereits auf raschem Zauberrosse nach Deutschland habe entkommen lassen. Faust und Mephistophilis machen sich unsichtbar, um dem Bankett beizuwohnen, das der Papst eben gibt. Während der Papst sich dazu niedersetzt, erscheinen jene beiden abgeschickten Kardinäle, die indes wieder munter geworden sind. Sie wollen den Spruch des Konzils verkünden, werden aber

abgefertigt, daß sie es ja schon getan und auch den Gefangenen Bruno erhalten hätten. Von dem wissen sie nun vollends nichts, und der Papst, zornig, läßt sie in Fesseln legen. Dies die eingeschobene Szene.

Nun kommt das Bankett, das auch die erste Ausgabe hat. Faust treibt dabei unsichtbar seine Possen: er redet laut, ohne daß man sieht, wer redet, er reißt dem Papste die Schüsseln aus der Hand, wenn er essen und sich zulangen, den Becher, wenn er trinken will, endlich schlägt er den Papst sogar, daß dieser entrüstet über den unheimlichen Unfug samt seinen Gästen den Saal verlassen muß. Mönche sollen nun den Spuk bannen und austreiben, aber auch ihnen wird so arg mitgespielt, daß ihnen nichts übrigbleibt, als sich schleunig davon zu machen.

Wiederum tritt der Chorus auf und meldet, daß Fausts Ruhm in alle Lande erschollen sei und daß er sich nun am Hofe des Kaisers Karls V. produzieren werde. (In der späteren Ausgabe fehlt diese Rede des Chorus.) Eh' das Produzieren jedoch Statt hat, spielt noch eine komische Szene mit Robin dem Pferdeknechte und Ralph (Dick in der späteren Ausgabe). Robin hat eins von Fausts Zauberbüchern gestohlen und ist ganz glücklich darüber was er mit Hilfe desselben sich und seinem Kameraden für Lust verschaffen werde. (Auch dieser Beginn der Szene fehlt in der zweiten Ausgabe, sie fängt gleich mit dem Folgenden an.) Sie haben sich entfernt, und kommen bald wieder mit einem Becher, den sie in einer Weinschenke ausgeführt haben Aber der Wirt ist ihnen auf der Ferse und verlangt den Raub zurück. Als er ziemlich zudringlich wird, machen sie sich durch Zauber erst unsichtbar, dann beschwört Robin mit Hilfe des Buchs den Mephistophilis, der auch augenblicklich erscheint, doch den Spaß mißversteht und sie beide, den einen in einen Affen, den andern in einen Hund verwandelt.

Nun kommt die Szene Faust am Hofe des Kaisers; aber auch das ist verschieden genug dargestellt in der ersten und der spätern Ausgabe.

In der ersten tritt vor uns der Kaiser mit Fausten und Gefolge. Er macht dem Schwarzkünstler große Komplimente über seine Kunst und fordert ihn auf, Alexander den Großen und seine Gemahlin erscheinen zu lassen. Faust macht ihm bemerklich, daß er sie in leibhaftiger Gestalt nicht vorführen könne, wohl aber Geister, die ihre Gestalt angenommen. Er schickt Mephistophilis hinaus und dieser tritt alsbald wieder ein mit Alexander und seinem Gemahl (and his paramour). Der Kaiser überzeugt sich auch, ob letztere das bekannte Mal im Nacken habe, und als er es erblickt, ist er vollkommen zufriedengestellt. Ein Ritter, der während der Szene seine ungläubigen Bemerkungen nicht hat unterdrücken können, erhält zur Stärkung des Glaubens an die Kunst Fausts ein Hirschgeweih auf den Kopf, das ihm aber, nachdem der Kaiser und sein Hof tüchtig darüber gelacht, Mephistophilis auf Befehl wieder abnimmt. Der Kaiser dankt verbindlichst für die Zauberstücke, und beide, Faust und Mephistophilis, machen sich rasch nach Wittenberg wieder fort.

In der spätern Ausgabe ist diese Hofszene viel weiter ausgesponnen und auch die Rache jenes Ritters mit angebracht. Man muß sich vorstellen, daß die Handlung in einem Hofe der kaiserlichen Burg vorgeht. Kavaliere (Martin und Friedrich) treten auf, die die Ankunft des Kaisers mit dem Wittenberger Doktor ankündigen. Sie fragen nach ihrem Freunde Benvolio, der schlaftrunken vom gestrigen Gastmahle am Fenster erscheint und die Geschichte vom Fenster aus mit ansehen will. Der Kaiser kommt und fordert Fausten auf, Alexander und seine Geliebte hervortreten zu lassen. Benvolio macht seine Bemerkungen: er will Aktäon werden, wenn das möglich ist;

Faust entgegnet ihm, er wolle schon die Diana spielen und ihm Hörner besorgen. Jetzt folgen die Erscheinungen. Kaiser Alexander tritt von der einen Seite auf, von der andern König Darius, sie begegnen sich, fechten, Darius fällt, Alexander ersticht ihn, nimmt ihm die Krone ab und setzt sie seiner Geliebten auf, die ihm eben entgegentritt. Dann neigen sich beide vor dem Kaiser, der sich erhebt und sie umarmen will, aber von Faust zurückgehalten, nur noch nach dem Male am Halse der schönen Frau sieht. So wie die Gestalten verschwinden, hat auch schon Benvolio sein Hirschgeweih am Kopfe, den er zum Fenster herausstreckt: er schläft, man weckt ihn; Faust droht, nun auch ihn den Aktäon weiterspielen zu lassen und eine Koppel Hunde auf ihn zu hetzen. Als er ihn so zum Spaße geängstigt, nimmt er ihm das Geweih wieder ab. Der Kaiser entläßt Fausten mit den verbindlichsten Worten. Benvolio aber hat Fausten Rache für die Verhöhnung geschworen, und die will er nun ausführen. Er hat sich mit seinen Freunden und Soldaten in einen Hinterhalt am Wege gelegt, wo Faust vorbei muß. Er stürzt auf Fausten zu, überfällt ihn und schlägt ihm den Kopf ab; aber das ist ja ein falscher Kopf, denn Faust hat die Sache gemerkt. Während sie ihre Witze mit dem anscheinend toten Faust machen, wird der wieder lebendig und zitiert zu ihrem Schrecken Teufel, die sie für ihr Vergehen arg züchtigen müssen. Nun kommen ihre Bewaffneten, um sich Fausts zu bemächtigen, aber er zaubert ihnen ein Heer aus Bäumen entgegen, daß sie entsetzt, während Mephistophilis noch Feuer unter sie wirft, davonlaufen. Benvolio, Friedrich und Martin treffen nun wieder zusammen, Haupt und Gesicht blutig und mit Schlamm beschmiert, zum Zeichen, was die Teufel mit ihnen vorgenommen, dazu Hörner auf dem Kopfe: sie kommen überein, sich verborgen zu halten, bis ihnen die Zeit die widrige Gestalt nehmen werde. Das ist die Hof-

ſzene mit ihren Folgen in der ſpätern vermehrten Ausgabe des Stücks.

Die folgende Szene ſpielt in Fauſts Hauſe zu Wittenberg. Es iſt eine Vereinigung der beiden Geſchichten des Fauſtbuchs, wo Fauſt dem Roßtäuſcher ein Pferd verkauft, das im Waſſer zu Stroh wird, und der andern, wo der Jude Fauſten das Bein ausreißt. Das iſt ſo kombiniert. Fauſt verkauft einem Roßtäuſcher ein Pferd, warnt ihn aber, es ins Waſſer zu reiten. Der Roßtäuſcher kommt ganz triefend in kurzem zurück und iſt außer ſich über die Verwandlung ſeines Pferdes; er findet Fauſten ſchlafend, will ihn erwecken und zieht ihm dabei das Bein aus. Erſchreckt macht er ſich aus dem Staube.

Wagner tritt auf und meldet ſeinem Herrn, der Herzog von Vanholt (Anhalt) ließe ihn zu ſich entbieten, ihm einige Zeit ſeine Geſellſchaft zu widmen. Reiſebegleiter mit allen Bedürfniſſen warteten bereits ſeiner. Er ſagt zu und bricht auf. Die folgende Szene zeigt ihn ſchon in Vanholt, vom Herzog und der Herzogin höchſt gnädig aufgenommen. Der letzteren verſchafft er — es iſt im Januar — durch Mephiſtophilis, den er abſchickt, reife Weintrauben.

Dieſe in der erſten Ausgabe kurz genug gehaltene Szene am Hofe von Vanholt iſt in der zweiten viel weiter ausgeſponnen und mit andern Szenen reich verſetzt. Da iſt es nämlich ſo. Sobald Fauſt die Einladung nach Vanholt angenommen hat, tut ſich eine andere Szene auf. Robin, Dick, jener Roßtäuſcher und ein Kärner treffen ſich in einer Bierſchenke, fangen an zu zechen und erzählen ſich ihre Händel mit Fauſt. Der Kärner erzählt einen Streich von ihm, wie er, als er ein Fuder Heu nach Wittenberg gefahren, ihm begegnet ſei und gefragt habe, wieviel er ihm geben ſolle für ſo viel Heu als er aufeſſen könne.

Er habe drei Kreuzer verlangt, dafür habe ihm Faust aber sein ganzes Fuder verzehrt. Der Pferdephilister erzählt nun seine Geschichte zum Gaudium der Gesellschaft: endlich kamen alle überein, zumal auch Dick neulich von einem seiner Teufel in einen Affen verwandelt worden ist, sie kommen überein, Fausten aufzusuchen. Nun spielt die Szene am Hofe von Vanholt. Faust hat eben der Herzogin die schönen Trauben gegeben und sie sich verbindlichst bedankt, als es ziemlich ungestüm an der Tür klopft. Es sind jene Gesellen aus der Bierschenke, die mit aller Gewalt den Doktor Faust sprechen wollen und sich durchaus nicht abweisen lassen. Faust bittet den Herzog, sie eintreten zu lassen, da sie ganz gut zu einem Spaße seien. Die vier Kerle treten nun ein und fangen mit Fausten einen Disput an, zuerst der Pferdephilister, der durchaus darauf besteht, daß Faust nur ein natürliches Bein noch habe, sich aber des Todes verwundert, als er sich von der Wirklichkeit beider überzeugt. Die Kerle haben indes Bier verlangt, und Faust hat ihnen mit des Herzogs Bewilligung die Wirtin her besorgt, die es ihnen verabreicht. Während sie so zechen, verführen sie ein fürchterliches Geschrei, bis endlich Faust einen wie den andern, die Wirtin zuletzt auch noch, in der Rede verstockt, daß ihnen das Wort im Munde stecken bleibt und sie mit offenen Mäulern zur Tür hinauswanken. Hierzu ist offenbar die Geschichte von den lärmenden vollen Bauern, die Faust in der Schenke zum Schweigen brachte, mit verwendet. Ohne Frage eine recht gelungene Kombination, wenn sie auch nicht von Marlowe selber herrührt.

Die nächste Szene ist wieder Fausts Wohnung. Wagner erzählt uns, daß sein Herr bald zu sterben denke, er habe ihm alles sein Hab und Gut vermacht, Haus und Geräte und dazu zweitausend Dukaten. Aber mit diesen

Sterbegedanken kontraſtiere doch das Saufen und Bankettieren, dem er ſich ergeben, wie er denn jetzt auch wieder mit Studenten beim Abendſchmauſe ſitze.

Fauſt mit den Studenten tritt auf. Sie bitten ihn, zum Schluſſe ihres Geſprächs über ſchöne Weiber, ihnen die allerſchönſte nun auch vorzuführen, die Helena nämlich von Griechenland. Er willfahrt und läßt ſie vorübergehen, ſo ſchön wie ſie damals war, als Paris mit ihr entfloh. Entzückt über dieſe Schönheit entfernen ſich die Studenten.

Ein frommer Greis kommt, Fauſten zur Aufgabe der Zauberei und zur Buße zu ermahnen. In der Tat iſt ſeine Zurede nicht ohne Erfolg. Fauſt fühlt Reue, und Mephiſtophilis, dem die Sache bedenklich wird, weiß ihm einen Dolch in die Hand zu ſpielen, damit er ſich in der Verzweiflung erſteche, ehe er ihm etwa entriſſen werde. Doch der Alte hält ihn vom Selbſtmorde zurück und gibt ihm tröſtliche Ausſicht auf die rettende Gnade. Kaum aber hat er den Rücken gewandt, ſo ſetzt der Teufel Fauſten mit den härteſten Drohungen zu, er muß ſich ihm nochmals mit ſeinem Blute verſchreiben (dieſer Akt wird aber nicht dargeſtellt, ſondern blos erwähnt), ja er kann ſich ſo weit vergeſſen, jenem Greiſe, der ihn eben zum Heile führen wollte, die Teufel auf den Hals zu hetzen. Nun verlangt er noch die Helena zur Geliebten:

Noch eins, dienſtbarer Geiſt, laß mich erflehn,
Zu ſtillen meines Herzens heiße Sehnſucht.
Gib mir die himmliſch ſchöne Helena,
Die neulich ich geſehen, zur Geliebten,
Daß ich in ihr'n Umarmungen erſticke
All die Gedanken, die mich von euch wenden.
Und Luzifern den Schwur getreulich halte.

Mephiſtophilis erfüllt ihm ſein Verlangen im Augenblick, und Helena erſcheint. Entzückt ſtürzt Fauſt auf ſie zu, umfängt und küßt ſie und ſpricht:

War dies das Antlitz, das einſt tauſend Schiffe
Ins Meer trieb, Iliums hohe Zinnen ſtürzte?
O Helena, dein Kuß mach' mich unſterblich!
Ihr Mund ſaugt mir die Seel' aus — ſieh, da fliegt ſie.
Komm, Helena, gib mir die Seele wieder!
Hier will ich ruh'n, die Lippen nur ſind Himmel,
Und Schlamm iſt alles, was nicht Helena.
Ich will dein Paris ſein und dir zulieb
Soll Wittenberg ſtatt Troja untergehn,
Mit deinem Menelaus will ich kämpfen,
Auf meinem Helmbuſch deine Farben tragen,
Ja, will Achillen in die Ferſe ſchießen
Und dann rückkehr'n zu dir, zu deinem Kuſſe.
O, du biſt ſchöner als der Abendduft
In tauſendfachen Sternenglanz gekleidet,
Biſt ſtrahlender als Jupiter in Flammen,
Da er der armen Semele genaht,
Biſt lieblicher weit als des Himmels Herrſcher
In Arethuſens weichem Azurarm.
Du, keine ſonſt, ſollſt meine Liebe ſein.

Nach dieſen Worten, nichts als Genuß denkend, entfernt er ſich mit ihr.

Nun kommt eine kurze Szene im Zimmer jenes Greiſes, der Fauſten bekehren wollte. Er bejammert Fauſts Unbußfertigkeit; da treten Teufel ein, ihn zu plagen, aber ſie müſſen entweichen, er bekennt ſich laut zu Gott: ſie vermögen nichts über ihn. Dieſe kurze Szene fehlt in der zweiten Ausgabe.

Statt deſſen hat ſie eine andere, die die erſte nicht kennt. Unter Donner kommen Luzifer und Beelzebub mit

Mephistophilis, sich an der Qual Fausts, mit dem es zu Ende geht, zu weiden. Er erscheint eben mit Wagner, just haben sie das Testament unterzeichnet: Wagner ist voll freudiger Dankbarkeit.

Studenten treten auf. Sie gewahren Fausts tiefe Melancholie, sie forschen nach dem Grunde, er erzählt ihnen von seinem Pakte mit der Hölle, der nun ablaufe; sie mahnen ihn, Gott anzurufen, aber er kann nicht mehr weinen, der Teufel fängt die Tränen ein, wie sie ausströmen; er kann nicht beten, die Zunge ist ihm gefesselt; nicht die Hände aufheben, sie werden ihm festgehalten. Mitleidig wollen die Studenten ihn nicht verlassen; er bittet sie, wenigstens ins Nebenzimmer zu treten und da zu verweilen und sich nicht schrecken zu lassen, wenn sie Lärm hören. Mit dem Versprechen, für ihn zu beten, daß sich Gott seiner Seele erbarme, nehmen sie Abschied.

Nun hat die spätere vermehrte Ausgabe wieder ein Einschiebsel, das recht schön ist. Mephistophilis kündigt Faustus an, daß seine Wohnung in der Hölle zurecht gemacht ist. Er freut sich seiner Verführung, verhöhnt ihn und überläßt ihn der Verzweiflung. Jetzt treten, seine Qual zu vergrößern, der gute und böse Engel noch einmal auf. Der gute bedauert, daß Faust ihm nicht gefolgt, daß er ewiger Freuden sich verlustig gemacht. Unter wunderbarer Musik senkt der Himmelsthron sich herab, der dem Gerechten zuteil geworden wäre. Der gute Engel spricht:

O welche Himmelsseligkeit verlörst du!
Welch unaussprechlich Glück, welch endlos Heil!
Bliebst du der süßen Gotteslehre treu,
Die Hölle hätte Macht nicht über dich.
Wärst du den treuen Pfad gewandelt, sieh,
In welcher Strahlenglorie säßest du
Auf diesem Thron, den lichten Heil'gen gleich,

Der Hölle Sieger. Das haſt du verloren.
Weh Fauſt! dein guter Engel muß dich laſſen,
Der Schlund der Hölle gähnt, dich zu erfaſſen.

Engel und Himmelsthron verſchwinden; da tut ſich die Hölle auf und der böſe Engel nimmt das Wort:

Nun, Fauſt, laß deinen Blick mit Grauſen ſtarren
In dieſes weite ew'ge Marterhaus.
Hier braten Furien die verdammten Seelen
Am Spieß, dort ſieden ſie in Blei die Leiber.
Lebendge Viertel ſchmoren hier auf Kohlen
Und ſterben nie. Dort jener Feuerſtuhl
Iſt für die Sattgequälten, auszuruhn.
Die dort man mit den Feuerklößen ſtopft,
Sind Schwelger, die nur leckre Biſſen liebten
Und lachend ſahn am Tor den Armen ſchmachten.
Doch das iſt alles nichts, du ſollſt voll Graun
Zehntauſend ärgre Martern jetzo ſchaun.
Nein, ſollſt ſie fühlen, ſollſt ſie koſten all.
Wer liebt die Luſt, den bringt die Luſt zu Fall.
Bis dahin laß ich, Fauſtus, dich noch gehn:
Bald wirſt du zitternd in der Hölle ſtehn.

Die Hölle und der böſe Engel verſchwinden. Die Glocke ſchlägt elf. Das iſt die eingeſchobene Stelle.

Nun überläßt ſich Fauſt einer wüſten Verzweiflung.

O Fauſt!
Jetzt haſt du nur noch eine Stunde Friſt
Und dann biſt du verdammt in Ewigkeit.
Steht ſtill, ihr ewig regen Himmelsſphären.
Und hemmt die Zeit, daß Mitternacht nicht kommt.
Natur, ſchlag auf dein ſchönes Aug' und gib
Beſtändgen Tag! Es dehne dieſe Stunde

Zum Jahr, zum Mond, zur Woche, nur zu einem Tage,
Daß Fauſt bereu' und ſeine Seele rette!
O lente lente currite, noctis equi!
Es rinnt die Zeit, die Sterne drehn ſich fort,
Die Uhr hebt aus, der grimme Teufel naht,
Und weh! verdammt iſt Fauſt. Ich will empor
Zum Himmel auf. Wer reißt mich nieder? wer?
Sieh, wie da oben flutet Chriſti Blut!
Ein Tropfen kann mich retten — o mein Chriſtus!
Ich ruf ihn an. O hilf mir, Luzifer!
Wo iſt es jetzt? 's iſt weg.
Und ſieh, ein droh'nder Arm, zornige Brau'n!
Ihr Berg' und Hügel, kommt und fallt auf mich
Und bergt mich vor des Himmels ſchwerem Groll!
Nicht? —
Nun denn, ſo ſtürz ich häuptlings in die Erde.
Tu auf dich, Erde! Willſt mich nicht verſchlingen?
Ihr Sterne, die mir die Geburt regiert,
Die mich dem Tod, der Hölle preisgegeben,
Jetzt zieht mich auf gleich einem Nebeldunſt
In jener ſchwarzen Wolke ſchwangern Schoß,
Daß mein Gebein aus ihres Schlundes Dampf
Sie ſpeie, wenn die Wolken ſie zerreißen.
Doch meine Seele laßt gen Himmel ſteigen!

Es ſchlägt halb zwölf. Fauſts Unruhe und Verzweiflung ſteigert ſich immer mehr.

Die eine Hälft' iſt hin, bald auch die andre.
Gott, muß die Seele für die Sünde leiden,
So ſetz ein Ende für die ſtete Qual!
Laß tauſend Jahr mich in der Hölle leben,
Ja hunderttauſend, aber dann erlös mich!
Ach! den Verdammten iſt kein Ziel geſetzt.

Warum bist du kein seelenloses Wesen?
Warum ist diese deine Seel' unsterblich?
O Seelenwandrung des Pythagoras!
Wenn diese Seele von mir flög' und sich
Zu einem Tier verkehrte!
Glücklich sind alle Tiere, denn sie sterben
Und ihre Seelen fließen in die Lüfte; —
Doch meine lebt zur ewgen Höllenqual.
Verflucht die Eltern, welche mich erzeugten! —
Nein, Fluch dir selber, Faust; Fluch Luzifern,
Der um des Himmels Freuden dich betrogen!

Jetzt schlägt es zwölf. In fürchterlicher Angst wünscht er noch, daß sein Leib in Luft zerfließe, damit er Luzifern entgehe, daß seine Seele zu einem Wassertropfen zusammenschmelze und in den Ozean falle, daß keiner sie finde; da treten unter Donner und Blitz die Teufel ein, vergebens schreit er nach Gott, sie holen ihn ab.

Das ist die Schlußszene in der ältesten Ausgabe, worauf nur noch die Worte des Chorus folgen. In der zweiten, vermehrten, treten die Studenten noch einmal auf. Es ist eine schreckliche Nacht gewesen, wie noch nie, sie haben ein furchtbares Geschrei gehört, sie wollen nach Faust sehn: — da finden sie seine Gebeine zerrissen und zerstückt umherliegen. Der Teufel hat ihn geholt, das ist klar; aber wie schrecklich er auch geendet, er, der einst seiner Weisheit wegen die Bewunderung der deutschen Schulen gewesen, soll ein ehrenvolles Begräbnis haben, alle Studenten sollen in Trauerkleidern seiner Leiche folgen.

Der Chorus beschließt die Tragödie, indem er also spricht:

Gebrochen ist der Zweig, der hochauf strebte,
Verbrannt Apollons grüner Lorbeersproß,
Der manngfach grünt' in dem gelehrten Manne.

Faust ist dahin. Betrachtet seinen Sturz!
Sein Mißgeschicke mag den Weisen warnen
Verbotner Weisheit grübelnd nachzugehn.
Zur Tiefe lockt der Vorwitz, dem's behagt,
Das zu erforschen, was uns Gott versagt.

Das ist das Skelett des Marloweschen Faustus. Auf die einzelnen Feinheiten desselben haben wir uns nicht näher einlassen können, hier wo es uns nur um eine Skizze, um den Gang der Handlung zu tun ist. Aber das ist schon aus dieser Skizze ersichtlich, daß es kein unbedeutendes Stück ist, daß es namentlich in früherer Zeit, wo der Zauberglaube in der Luft lag, eines ungeheuern Eindrucks sicher war, wie denn auch die vielen Drucke und immer neuen Veränderungen eine immer rege Teilnahme des Volkes daran bezeugen.

Marlowe hat sein Stück, wie wir uns aus der Erzählung des Ganges der Handlung überzeugt haben werden, ganz genau nach dem alten Faustbuche gearbeitet, so genau, wie man nur irgend damals zu arbeiten pflegte. Mit verhältnismäßig wenig eigenen Zutaten und Veränderungen, die aber, wo sie eintreten, allemal bedeutend sind und ein ausgesprochen tüchtiges dramatisches Talent zeigen, mit wenig eigenen Zutaten (die wir übrigens nachher noch besonders ins Auge fassen müssen) szenisierte und dialogisierte er den vorliegenden Stoff kühn hin, er machte sich, wie schon gesagt, eben keine Bühnenskrupel; entwickelte aber dabei eine Feinheit und sehr häufig einen Glanz der Diktion, die heute noch unsere Bewunderung erregen. Aber sein größtes Verdienst, ganz abgesehen von der Art und Weise seiner dramatischen Behandlung, über die mancher vielleicht auch anders denken könnte, sein größtes Verdienst um der Folgen willen bleibt für uns immer die bloße Wahl des Stoffes, der glückliche Griff, den

er bei ihm tat, daß er diesen Stoff überhaupt ins Bereich des dramatisch Möglichen versetzt hat.

Ein Lieblingsstück des englischen Publikums, wie es Marlowes Faust war und so lange Zeit hindurch blieb, mußte nach den damaligen Verhältnissen seinen Weg auch außerhalb Englands machen. Nichts war natürlicher als daß die englischen Komödiantentruppen, die Deutschland seit dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts durchzogen, an den Höfen der Fürsten und in Städten spielten, und deren Kunstwanderungen noch weit ins siebzehnte Jahrhundert hinein dauerten, daß diese, die die Dramen Shakespears und seiner Vorgänger nachgewiesenermaßen auf ihrem Repertoir hatten, auch das berühmte Marlowesche Stück aufnahmen, zumal ja die Ereignisse auf deutschem Boden vorgingen, die Sage in Deutschland entstanden und hier unendlich populär war. Diese Übersiedelung braucht uns durch keine Zeugnisse bestätigt zu sein, wir glauben ihrer kaum zu bedürfen. Da die deutschen Schauspielertruppen, die sich bald nach dem Vorbilde jener englischen bildeten und neben ihnen auftraten, auch deren Stoffe darstellten, so konnte der Faust des englischen Dichters einem deutschen um so leichter den Anstoß zu eigener Gestaltung dieser nationalsten Sage geben, und daß dies wirklich der Fall gewesen sein muß, werden wir weiter unten dartun. Von engherziger nationaler Selbstsucht frei, sehen wir in dieser Erscheinung nicht eine Schmälerung unseres eigenen Ruhmes, sondern einen schönen geistigen Austausch, gewissermaßen eine gemeinsame brüderliche Arbeit zweier verwandter Völker. Wir schufen aus der Fülle unseres Bewußtseins die Sage, die jene dramatisch gestaltet uns wiedergaben, ein Impuls für unser Volksschauspiel, das ohne die Grenzen unseres Vaterlandes zu überschreiten, in um so heimlicherer gemeinsamer Liebe gepflegt ward, bis der größte Dichter der neuern Zeit das Feuer seines

Genius entzündete, und eine reiche Gegengabe spendete, die auch für die verwandte Nation über der Nordsee drüben eine Quelle weiterer Entwickelungen werden wird und zum Teil schon geworden ist.

Das älteste Zeugnis, das wir bis jetzt kennen für das Dasein eines **deutschen Volksdramas Faust** ist vom Jahre 1676, wo der altorfische Professor Konrad Dürr des Dr. Johannes Faustus der Sage zugleich als einer dramatischen Gestalt Erwähnung tut, in seiner vom 18. Juli 1676 datierten Epistola ad Georgium Sigismundum Führerum (gedruckt in Schelhorns amœnitates literariæ V, 50—80), wo er S. 70 vom fictitius et scenicus Johannes Faustus spricht. Sieben Jahre später spricht der wittenbergische Theologe Neumann in seiner historischen Untersuchung über den Zauberer Faust von diesem als von einem Manne, dessen Berühmtheit daher datiere, daß er so häufig auf die Bühne und das tragische Theater gebracht worden sei. Disquisitio historica prior de Fausto præstigiatore 1683 cap. 3 pag. 8: adeo quidem obscuram satis vitam transegit præstigiator, nisi in scenam toties atque theatrum tragicum fuisset productus. Diese Stelle lautet in Hilschers Übersetzung (M. J. G. Neumanns curieuse Betrachtungen des sogen. Dr. Faustens aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt von M. M. Dresden und Leipzig 1702) S. 149: So hat demnach dieser Zauberer sein Leben ziemlich obscur zugebracht, und man würde noch weniger von ihm wissen, wenn er nicht von den Comödianten so gar vielmal aufs Theatrum wäre gestellet worden. Ebenso spricht ein späteres Zeugnis aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts von theatralischen Vorstellungen, die schon im 17. Jahrhundert über Leben und Untergang dieses Zauberers in Städten und auf dem Lande zum Schrecken des Volkes gegeben worden seien. (Historische Remarquen über D. Joh. Faustens Leben etc. Zwickau, o. J. p. 3). Am Schlusse des 17. und zu Anfange des

18. Jahrhunderts beschwerte sich die Berliner Geistlichkeit über die nur zu heftig wirkende Szene in der Tragödie Faust, wo dieser Gott und Christum abschwört, und richtete deshalb eine eifrige Bitte an Kurfürst Friedrich III., baldigen König Friedrich I., die auch Philipp Jacob Spener mit unterschrieb. (Franz Horn, Die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen II, 270.) Wir können, ohne uns einer Irrung schuldig zu machen, annehmen, daß noch damals wie anfänglich der Faust von Schauspielern dargestellt worden ist, noch nicht lediglich von Puppenspielern, eine Degradation, die er erst, während des gänzlichen Verfalles des volksmäßigen deutschen Schauspiels, durch den Umstand erfuhr, daß öfter dieselben Prinzipale bald Schauspielertruppen bald Marionetten-Theatern vorstanden, und Stücke, die sie zu der einen Zeit mit jenen aufführten, zu einer andern mit diesen darstellten. Als dann im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts, hauptsächlich infolge der Gottschedschen Theaterreform, die Wandertruppen allmählich ihre Hand von den altüberlieferten Volksdramen abzogen, blieben diese, wenigstens eine Reihe von ihnen, zuletzt das ausschließliche Eigentum der Marionettenspieler. Es ist sicher, daß Lessing auf der Bühne Franz Schuchs in Berlin im Jahre 1753 den Faust noch von Schauspielern gespielt sah (übrigens war Franz Schuch der Prinzipal, der die alten Stücke am längsten spielte); daß aber Goethe den Dr. Faust nur als Puppenspiel kannte, ist uns ausdrücklich bezeugt.

Hätten diese beiden zu einer ausführlichen Beschreibung des Stücks, wie sie es damals gesehen, sich herbeilassen wollen und einige Stellen nur aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben, wir wüßten dann doch etwas Gewisses über den damaligen Stand des Textes und könnten uns dadurch vielleicht weiter helfen, um auf die ursprüngliche Gestalt des Volksdramas und die Zeit seiner Entstehung einen noch sichereren Schluß machen zu dürfen, als es uns

jetzt erlaubt ist. So müssen wir uns mit bei weitem späteren Texten oder nur Referaten über spätere Aufführungen begnügen, die je später je mehr dem Verdacht immer größerer Abweichung von der ursprünglichen Gestalt unterliegen.

Unsere eigentlichen Nachrichten über den Gang und die Handlung des Puppenspiels Faust datieren erst aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts: der Forschung bleibt es aufbehalten, das wirklich Alte daran zu erkennen. Seit genannter Zeit, wissen wir, besuchte die Schütz-Dreherische aus Oberdeutschland stammende Gesellschaft mit ihrem Marionettentheater abwechselnd auch Mittel- und Niederdeutschland, namentlich Berlin. Im Jahre 1807 siedelte sich Schütz in Potsdam an und stand später der Gesellschaft allein vor. Sie hatte einen reichen Vorrat guter alter Stücke, die sie ganz vortrefflich spielte; Doktor Faust jedoch war und blieb das Haupt- und Zugstück, das den Ruhm der übrigen nicht aufkommen ließ. Ein Referat über diesen Faust, wie er 1807 und 1808 aufgeführt ward, zugleich wörtliche Mitteilung der zwei ersten Szenen hat der ausgezeichnete von der Hagen gegeben im neuen Jahrbuche der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Altertumskunde, Bd 4, S. 214—218. Auf eben diesem Schütz-Dreherschen Texte scheint auch Franz Horns Bericht (die Poesie und Beredtsamkeit der Deutschen, 2. Bd. Berl. 1823, S. 265—284) zu beruhen. Als Emil Sommer das Stück in Berlin im Jahre 1844 sah, war der alte Schütz schon tot: seine Skizze (in Ersch und Grubers Enzyklop. Art. Faust, S. 114 fg.) weicht auch mannigfach von den vorigen ab. Nach diesen Meldungen und aus eigener Erinnerung (er sah das Stück wiederholt in den zwanziger Jahren in Berlin von obenbenannter Gesellschaft aufführen) versuchte Karl Simrock in Bonn das alte Spiel herzustellen und zu ergänzen: (Doctor Johannes Faust,

Puppenspiel in vier Aufzügen, hergestellt von Karl Simrock, Frkf. a. M. 1846) sinnig und geschickt wie alles, was dieser treffliche Kenner unserer volkstümlichen Literatur zutage gibt, wenn wir ihm auch keineswegs in allem, zumal nach dem, was wir weiteres davon wissen, beistimmen können. Ein anderer Text als jener Schütz-Dreherische, oder den Sommer meint, ohne Frage nur ein abgeschwächter Nachklang des ursprünglichen, ist der des früheren Mechanikus Geißelbrecht aus Wien, der als Marionettenspieler Deutschland durchzog, in Berlin, Frankfurt, Weimar und andern Städten spielte. Seine Bühne zeigte überhaupt keine so alte Überlieferung wie die von Schütz-Dreher, sie war mehr modernen Stücken gewidmet, obwohl das Hauptstück auch hier immer noch Faust blieb. Nachdem dieser Geißelbrechtsche Text einmal in Berlin im Jahre 1832 in wenigen Exemplaren gedruckt war, auch von der Hagen in der Germania 4, 219—224 darüber kurz gehandelt, ist er dann mit in Scheibles Kloster 5, 747—782 aufgenommen worden. Eben daselbst stehn auch Texte vom Ulmer, Augsburger und Straßburger Puppentheater (S. 783—883), die alle von den früheren und von einander abweichen, viel neu dazu gemachtes, aber auch manches recht altes enthalten. Wieder von anderen Fassungen sprechen Rosenkranz (Zur Geschichte der deutschen Literatur, S. 100 ff.) und Leutbecher (Über den Faust von Goethe, S. 98—109). Zollers kurze Nachricht (in den Bildern aus Schwaben) von einer Darstellung des Faust durch Zigeuner, kann hier, so interessant sie sonst sein mag, nicht in Betracht kommen, da sie wesentlich in die Don Juan-Sage hinüberspielt. Etwas mehr ausgiebig (obwohl sehr bedeutend alteriert) sind die Darstellungen, die Heinrich Heine in den zwanziger Jahren von Kunstvagabonden, also doch noch damals von Schauspielern, sah; die eine in einem Winkeltheater auf dem sogenannten Hamburger Berge

zwiſchen Hamburg und Altona; die andern in einem hannöverſchen Flecken zur Zeit eines Pferdemarktes: er handelt darüber in ſeinem Tanzpoem Doktor Fauſt, S. 67—72. Dann iſt im Jahre 1850 ein Text erſchienen (Das Puppenſpiel von Doktor Fauſt, Leipzig, Avenarius und Mendelsſohn, 1850, als 1. Bd des Kaſperletheaters), wie ihn damals der Puppenſpieler Boneſchky in Leipzig ſpielte; ein höchſt dankenswerter Beitrag, nur daß dieſer Text keineswegs ſo alt iſt, wie es der ungenannte Herausgeber gern haben möchte. Neben dieſen reich, wenn auch nicht durchaus rein fließenden Quellen habe ich ſelber das Glück gehabt, eine neue eröffnen zu können, die in ihrer Eigentümlichkeit ebenſo intereſſant wie lehrreich iſt. Ich habe ſie im fünften Bande des weimariſchen Jahrbuches (das ich mit Hoffmann von Fallersleben herausgegeben), im zweiten Hefte desſelben mitgeteilt (auch in einem Separatdrucke: Das Puppenſpiel Doktor Fauſt, Weimar 1856) mit einer Einleitung über die Geſchichte des Stückes, ſein Alter, urſprüngliche Geſtalt und ſeinen Zuſammenhang mit Marlowes Doktor Fauſtus. Bei mannigfachen Abweichungen vom Urſprünglichen bietet dieſer von mir gegebene Text doch eine ſo augenſcheinliche Fülle des Alten, wie kaum einer der bisher bekannten, in gewiſſem Sinne eine ſolche breite Ausführung, wie man ſie ſelten aufgezeichnet findet, da man ſich nur zu oft, namentlich in komiſchen Szenen, dem Extemporieren zu überlaſſen pflegt. Es ſtanden mir zur Konſtituierung des Textes zwei Niederſchriften des Puppenſpiels zu Gebote, die eine höchſt wahrſcheinlich noch aus dem erſten Decennium des 19. Jahrhunderts ſtammend, die andere, eine datierte, vom Jahre 1824, beide auf durchaus gleichem Grunde ruhend, nicht allein in der ſzeniſchen Abteilung und Darſtellung, ſondern auch geradezu den Worten nach, nur daß hie und da, bald in dieſem, bald in jenem, Auslaſſungen bemerkt wurden (wie das beim Aufſchreiben

aus dem Kopfe so leicht möglich ist), die sich dann aber jedesmal durchs andere Manuskript wünschenswert ergänzen ließen. Ich werde mich nicht täuschen, wenn ich glaube, daß dieser von mir veröffentlichte Text die Erkenntnis des alten Volksschauspiels wesentlich gefördert hat.

Wenn ich es nun unternehmen würde, den Gang der verschiedenen vorhandenen Überlieferungen oder wenigstens der hauptsächlichsten doch, wie diese Stücke einzeln verlaufen, anzugeben, so würde man doch kein anschauliches einheitliches Bild des Stückes erhalten, die bunte Verschiedenheit der einzelnen Fassungen mit ihren mannigfach veränderten Motiven würde mehr verwirren als belehren. Statt dessen glaube ich weit Dankenswerteres zu tun, wenn ich aus den voneinander so sehr abweichenden Überlieferungen das Alte und wirklich Echte herauszulesen mich bemühe, es zu einem einheitlichen Ganzen zusammenbaue und so Gang und Handlung des alten Volksdramas, nachmaligen Puppenspieles Faust darstelle, so wie ich mir, nach eingehender Beschäftigung und Nachsinnen über diese Sache, wie ich mir denke, daß es gewesen sein muß. Ich maße mir dabei nicht an, eigene Erfindung walten zu lassen, eigene Motive unterzulegen; ich spüre aber der Erfindung des alten Poeten nach und dem in seinem Werke waltenden Genie, das ich zur Geltung, zur Wirksamkeit, aus der Zerstückelung und Verwirrung heraus zur Einheit und Klarheit gebracht wissen möchte. Mit einem Worte, ich gehe nicht poetisch, sondern rein philologisch zu Werke: und ich denke, auf diesem still betrachtenden und prüfenden Wege wird etwas herausspringen.

Wenn ich bedenke, daß Lessing seinem Faust ein Vorspiel vorausschicken wollte, daß Goethe ein solches Vorspiel als Prolog im Himmel wirklich hat (ganz abgesehen davon, daß ihm bei gefaßtem Plane dann die Exposition

des Hiob willkommneren Anhalt bot), endlich bedenke, daß in zweien heute noch gäng und gäben Texten des Puppenspiels (dem vom Ulmer und Straßburger Theater) sich wirklich Vorspiele finden, so kann ich mit gutem Gewissen die Vermutung vorbringen, daß auch das alte Volksdrama ein solches Vorspiel besessen haben müsse, in das vielleicht manches, das erst der eigentlichen Exposition gehörte, mit hineingearbeitet war. Gestützt wird diese Vermutung über die Gestalt des Faust noch dadurch, daß überhaupt dergleichen Vorspiele bei den Tragödien des siebzehnten Jahrhunderts beliebt gewesen zu sein scheinen. So hat z. B. der alte deutsche Hamlet (offenbar der Shakespearsche, welcher sehr frühzeitig, wie ich einmal gezeigt habe, ganz im Anfange des Jahrhunderts nach Deutschland, versteht sich durch die englischen Komödianten gekommen sein muß), es hat diese deutsche Bearbeitung des Hamlet auch ein Vorspiel im Geschmacke der damaligen Zeit. Die Nacht tritt auf in einer gestirnten Maschine, und nach einer Eingangsrede, die sie hält, in der sie die Furien zu erscheinen aufruft, kommen diese und fragen, was ihr Begehren sei. Die Nacht erzählt ihnen, daß der König des Reichs sich in seines Bruders Weib verliebt, ihn ihr zu Gefallen ermordet habe und jetzt eben sein Beilager halte. Sie befiehlt den Furien, im Reiche herumzufliegen, die Blutsfreunde ins Netz der Laster zu verwirren, Uneinigkeit auszustreuen, und kurz, zu machen, daß die, welche in der Mordsee schwimmen, darin ersaufen. Die Furien versprechen es, verschwinden, und nach einer kurzen Musik geht das Trauerspiel selbst los. Das ist das Vorspiel zu Hamlet, und dergleichen scheinen auch sonst viele tragische Stücke gehabt zu haben, unter anderen unser Faust. Es ist dabei gewiß etwas mit Teufeln oder Furien gewesen. Auch in Lessings Vorspiele ist es eine Versammlung von Dämonen, die in einem Dome unsichtbar auf den Altären

sitzend, über ihr Treiben ratschlagen. Verschiedene ausgeschickte Teufel erscheinen vorm Fürsten Beelzebub, um Rechenschaft von ihren Taten zu geben. Die geringe Mühe, die sie die Verführungen gekostet, gibt Gelegenheit von einem Menschen namens Faust zu reden, bei dem die Arbeit wohl nicht so leicht werden dürfte, aber um so höher der Preis sein, wenn sie wirklich gelänge. Der Teufel, der ihn zu verführen übernimmt, macht seinen Plan: der Wissensdurst soll Fausten stürzen. Anderer Anlage, wenn auch auf dasselbe hinauslaufend, ist das Vorspiel von den zwei genannten Puppenspielen. Es führt uns in die Unterwelt. Charon, der die Seelen über den Höllenfluß zu setzen hat, ist ungehalten, daß er jetzt so wenig Beschäftigung und Verdienst finde. Er macht deshalb Lärm, und Pluto, der Höllenfürst, erscheint, um ihn über sein ungebührliches Betragen zur Rede zu setzen und zu strafen. Aber von der Wahrheit seiner Beschwerde betroffen, ruft er ein Heer von Teufeln zusammen, schilt sie über ihre Lässigkeit und sendet sie alsbald zur Verführung der Menschen aus. Im Ulmer Texte geschieht dabei Fausts namentlich keiner Erwähnung; es heißt nur, die Teufel sollen in alle Welt fahren und die Menschen alles üble lehren: die Sekten untereinander falsch disputieren, die Juristen das Vorderste zum Hintern kehren, die Kaufleute falsch Gewicht und Maß führen, die Frauenzimmer hoffärtig und unkeusch sein, die Studenten auf den Universitäten fressen, saufen, raufen, schwören und zaubern; im andern Texte aber, dem Straßburger, wird Faust als besonders wünschenswertes Ziel der Verführung hingestellt. Die Teufel machen sich schleunig fort, den Befehlen ihres Meisters Gehorsam zu tun.

Wenn hier Charon und Pluto, also antike mythische Gestalten, aufgeführt werden, so darf uns das nicht wundern. Man sagt nicht zu viel, wenn man sie für damals

als einigermaßen populäre Gestalten bezeichnet, die auf gelehrtem Wege ein vom Volke geduldetes Bürgerrecht erhalten hatten. Gerade sie weisen aufs siebzehnte Jahrhundert; im achtzehnten wären sie wohl kaum eingeführt worden.

Daß aber das Vorspiel, das wir der Tragödie Faust zuweisen möchten, das wir in ein paar Fassungen des Puppenspiels gefunden haben, durchaus nicht etwa von neuem Datum sein kann, zeigen außer dem eben angeführten Grunde auch ein paar Alexandriner, die der Ulmer Text gibt, wenn er den Charon sagen läßt:

Nun will ich fröhlich sein und will mich nicht mehr kränken,
Weil Pluto will durch Gunst mirs Schiff voll Seelen schenken.

Eine Wahrnehmung, die wir weiter verfolgen werden, und die uns über das Alter des Stückes, wie ich denke, einen willkommenen Aufschluß geben wird. Doch davon später. Jetzt zu unserer nächsten Aufgabe zurück. Vom Vorspiele zum eigentlichen Stück. Wie müssen wir uns nun Gang und Entwickelung desselben vorstellen?

Erster Akt. Faust, Doktor der Theologie und Professor zu Wittenberg, sitzt in seinem Studierzimmer vor einem aufgeschlagenen Folianten. Er klagt, er habe nun alle Wissenschaften durchstudiert, zuletzt mit dem größten Eifer die Theologie getrieben, und doch könne keine seinen Wissensdurst löschen, keine ihn zur Wahrheit und zum Frieden führen. Daher sei er entschlossen, es mit der schwarzen Kunst zu versuchen und sich mit der Hölle zu verbinden, denn die werde ihm gewiß helfen. Da ertönt zur Rechten eine zarte Stimme, die ihn bei Namen ruft und ermahnt, am Studium der Theologie zu halten, und das der Nekromantie zu verlassen. Es ist die mahnende Stimme

eines Engels, seines Schutzengels. Doch alsbald erschallt ein rauher Ruf von der Linken, der ihn auffordert, die Theologie zu verlassen, zur Nekromantie zu greifen und so der vollkommenste und glücklichste aller Sterblichen zu werden. Es ist ein Geist aus dem plutonischen Reiche, der ihm diese Lockung zuspricht. Sie ist zu verführerisch; er beharrt auf seinem Vorsatze. Wehklagend verhallt die Stimme zur Rechten, während die zur Linken ein rasendes Gelächter aufschlägt. Die Hölle jubiliert. Faust stutzt, — doch in dem Augenblicke tritt sein Famulus Wagner ein und läßt weiteren Betrachtungen keinen Raum. Er meldet, es seien zwei Studenten draußen, die ihn zu sprechen wünschten: sie hätten ihm einen Traktat, den Schlüssel zur Nekromantie, zu überreichen. Faust gerät in laute Freude darüber, da er das Buch trotz aller Mühe bis jetzt nicht habe erlangen können. Der Famulus benutzt diese Stimmung als günstige Gelegenheit, ihn um Erlaubnis zu bitten, einen Diener für die Hausarbeit annehmen zu dürfen, damit er ungestörter seinen Studien obliegen könne. Ohne weiteres erhält er die Erlaubnis. Faust ist zu glücklich, daß ihm ein Zufall gerade zur rechten Zeit das Buch zuführe. um das er bisher vergebens an die Professoren aller Universitäten geschrieben. Es von den Überbringern persönlich in Empfang zu nehmen und ihnen seine Verbindlichkeit auszusprechen, geht er ab.

Nun belebt sich die Szene auf eine komische Weise, indem der Hanswurst ins Zimmer tritt, der, den Ranzen aufgehockt, einen fahrenden Bedienten vorstellt. In einem langen Monologe tischt er allerhand lustige Geschichten und Reiseabenteuer auf, mit behaglicher Breite und gutem Mutterwitze, nicht ohne Beimischung derber Unflätereien, wie sie dieser stehenden Figur so eigentümlich waren. Dazu gibt ihm noch der aufgeschlagene Foliant neuen Stoff, aus dem er eine Reihe unsauberer Witze herauszubuchstabieren

weiß. Endlich aber währt ihm die Zeit doch zu lange, und in der Meinung, daß er hier in einer Kneipe sei, macht er seinem Unmute über die schlecht bestellte Wirtschaft Luft, poltert, lärmt und schreit, und ist nicht wenig erstaunt, als Wagner entrüstet herbeieilt und ihm begreiflich macht, daß er am unrechten Orte sei und hier nicht um Geld verköstigt werden könne. Doch ergibt er sich bald in seinen Fehlgang und zeigt sich bereit, wenn es denn einmal nicht anders sein könne, auch wohl ohne Geld eine gute Mahlzeit anzunehmen. Wagnern gefällt der launige Kerl, und da er ihm seinen Stand ansieht, zudem erfährt, daß er herrenlos sei, so sucht er, eingedenk der Erlaubnis seines Herrn, ihn zum Bedienten anzuwerben. Hanswurst geht darauf ein, nur daß er bei der Dingung statt zwanzig Gulden Lohn und dreißig Kreuzer Trinkgeld, die Wagner bietet, umgekehrt auf dreißig Kreuzer Lohn und zwanzig Gulden Trinkgeld besteht. Nun muß er von seiner Familie und Herkommen erzählen und seinen Namen nennen, was er nicht ohne Humor tut; dagegen verlangt er auch Namen und Stand Wagners zu erfahren und zeigt sich wenig erbaut, daß dieser nicht selber der Herr ist, noch weniger aber darüber, daß sein eigentlicher Herr Faust heiße, denn mit Fäusten, meint er, sei schlecht fahren; er kenne sie nur zu gut; auf einer Dorfkirmse sei er einmal unter sie geraten, da habe er vier Wochen lang blaue Flecken davon gehabt. Überhaupt scheint es ihm in diesem Hause nicht recht geheuer; schon will er wieder fort, als ihn Wagner doch noch zu begütigen und zum Bleiben zu bewegen weiß. Im Abgehen heißt er ihm noch Tische und Stühle beiseit setzen und ihm dann in die Küche folgen. Das tut auch Hanswurst wie ein anderer Eulenspiegel, beseitigt die Stühle zum Fenster hinaus, wirft die Tische um und läuft dann mit lautem Lachen der Küche zu, um sich dort von seinen Mühsalen zu erholen.

Zweiter Akt. Dieser enthält die Teufelsbeschwörung Fausts und als Widerspiel derselben die des Hanswurst. In einem mit Totenköpfen und Gerippen seltsam ausgezierten Zimmer sitzt Faust. Er hat den Traktat vor sich, den ihm die Studenten gebracht. Sonderbar, er hat sie nicht selber gesehen; als er kam, waren sie fort, hatten den Traktat zurückgelassen und waren in der ganzen Stadt nicht aufzutreiben. Doch er macht sich über das seltsame Verschwinden keine weiteren Gedanken. Er hat aus dem Traktat bereits so viel gelernt, daß er die höllischen Geister zitieren kann. Er tritt in einen Zauberkreis mit allerlei magischen Zeichen und beginnt die Beschwörungen. Bei der ersten hört man ein fernes Schnurren, bei der zweiten wird der Lärm stärker, bei der dritten endlich erscheinen unter Donner und Blitz die höllischen Geister in widrigen häßlichen Gestalten. Faust fragt sie nach Namen und Geschwindigkeit. Sie nennen sich verschieden: Vitzlibutzli, Auerhahn, Huribax, Asmodus usw., mit ebenso verschiedenen Geschwindigkeiten: wie der Bach, der vom Felsen stürzt, wie das Schiff auf dem Meere, wie der Vogel in der Luft, wie der Pfeil, wie der Wind, wie die Kugel aus dem Rohr und dergleichen. Keiner ist Fausten recht und schnell genug, bis auf den letzten, der geschwind ist wie des Menschen Gedanken. Ihn will Faust zum Diener, doch er weigert sich, ohne die Erlaubnis seines Höllenfürsten Pluto auf weiteres einzugehen. Diese muß er erst holen und verspricht, kommende Mitternacht wieder zu erscheinen. Er verschwindet, und auch Faust geht ab.

Machen wir hier einen Augenblick Halt, um einer Vermutung Raum zu geben, die, wenn sie sich zur Gewißheit steigern ließe, diesen Auftritt in seiner eigentlichen Gestalt gewaltig wirksam zeigen würde. Man sieht nicht recht ein, was die Teufel, so wie sie im Puppenspiele auftreten, sollen; um die Geschwindigkeit kann sich's doch

unmöglich allein gehandelt haben. Hier muß die Überlieferung verwirrt und lückenhaft sein. Ich vermute, im alten Volksdrama traten hier bei der Beschwörung die Teufel als Repräsentanten der sieben Todsünden auf, und die Schnelligkeit, die sie angaben, stand im Verhältnisse zu den Wirkungen ihrer Verführung; sie bezeichneten somit dann auch die schnelle Befriedigung der Wünsche dessen, der sich ihnen ergeben hatte. Aber sie vermochten Fausten nicht zu fesseln und zu verlocken, ein gemeiner Sünder konnte er nicht werden; nur der Geist, der ihn zum Herrn der Elemente machen, ihn über die Schranken des Raumes erheben konnte, nur der war gut für ihn, der selber so schnell war wie des Menschen Gedanken. Durch diese Auffassung bekommt, wie mir scheint, die Stelle erst ihre wahre Bedeutung. Sie scheint eine Stütze daran zu erhalten, daß auch bei Marlowe die sieben Todsünden auftreten, freilich in anderer Beziehung und zu anderem Zwecke.

Kaum hat Faust sich entfernt, so tritt, ihn suchend, von der andern Seite der Hanswurst, der Bediente, auf. Erstaunt sieht er sich den Zauberkreis an, den er zuerst für ein Schneidermaß hält, dann aber doch merkt, was er zu bedeuten habe, hineintritt und (wie er es in Fausts Buche gelesen zu haben sich erinnert, furchtlos das Perlicke spricht, das die Geister zitiert. Wirklich erscheinen sie auf der Stelle und lagern sich um den Kreis, um ihm zu Leibe zu gehen, wenn er herausschreite. Zum Unglücke aber hat er das Wort vergessen, durch das er sie wieder loswerden kann, bis es ihm endlich doch noch einfällt und er mit Perlacke sie alle vertreibt. Darüber freut er sich unbändig, und indem er schnellzüngig beide Worte wiederholt, zwingt er sie, unaufhörlich hin und wieder zu fahren, bis er, der Sache müde, sie mit dem letzten Perlacke wegbleiben läßt. Doch braucht er noch alle Vorsicht; damit sie ihm ja nichts anhaben können, nimmt er den Zauberkreis vom

Boden, wickelt ſich hinein und geht auf dieſe Weiſe geſichert ab.

Dritter Akt. Es iſt Nacht. Fauſt allein im Zimmer erwartet ſeinen Geiſt. Er ſucht die trüben und reuigen Gedanken, die in ihm aufſteigen, durch die Notwendigkeit ſeines Schrittes, der ihm einzig den Weg zur Vollkommenheit zeige, niederzudisputieren. Es ſchlägt zwölf und eine rauhe Stimme wird hörbar. Sie ruft Fauſten und fragt, in welcher Geſtalt er ſeinen Geiſt ſehen wolle. „In welcher Geſtalt immer (ruft dieſer), nur nicht als Teufel.“ Und ſogleich tritt der Geiſt als Löwe vor. Fauſt weiſt ihn ab und er erſcheint als Bär. Auch dieſen mag er nicht, und ſo erſcheint er zuletzt als ſchöngekleideter Jüngling, nennt ſich Mephiſtopheles und meldet, daß er von Pluto die Erlaubnis, ihm zu dienen, erhalten habe. Nun kommt es zum Akkord und Fauſt legt ihm ſeine Bedingungen vor: er will alle Herrlichkeiten und Wiſſenſchaften der Welt, verborgene Gelehrſamkeit und Beantwortung aller Fragen, Ruhm, Schönheit, Fülle jedes Genuſſes, gedankenſchnelle und gefahrloſe Beförderung von einem Orte der Welt zum andern, ihn als Diener jeden Augenblick, in welcher Geſtalt er befehle, ſeines Winkes gewärtig, und das volle vierundzwanzig Jahre, das Jahr zu dreihundertfünfundſechzig Tagen gerechnet. „Das iſt ja eine halbe Ewigkeit“, ruft Mephiſtopheles; doch er will darauf eingehen, wenn Fauſt ſeine Punkte annehme. Es ſind folgende: er ſoll Gott und den chriſtlichen Glauben abſchwören und fortan keine Kirche mehr betreten, ſich während der ganzen Zeit weder waſchen noch kämmen, noch Haare und Nägel verſchneiden, und ſich niemals verheiraten. Dabei wolle er den Leuten vorſpiegeln, daß er der fleißigſte Kirchengänger ſei, der erſte hinein und der letzte heraus, daß er ſtets ſchön und ſauber ausſehe und daß er an Liebesgenuß mit Jugend und Schönheit nie Mangel leide. Dafür müſſe er

ſich ihm mit ſeinem eigenen Blute verſchreiben, nach Ablauf dieſer Friſt mit Leib und Seele des Teufels zu ſein und zu bleiben. Fauſt willigt in die Bedingungen ein und der Kontrakt wird ausgefertigt. Die Unterſchrift fehlt noch, die er mit ſeinem Blute vollziehen ſoll. Der Teufel berührt nur ſeine Hand, eine Ader geht auf und Blut quillt heraus, das ein H und F bildet und das Fauſt ſogleich als Homo fuge deutend, für eine Mahnung ſeines Schutzgeiſtes anſieht. Aber der Teufel weiß ihn zu beruhigen. Ein Tropfen Bluts fällt auf die Schrift und ſogleich ſteht ſein Name da, als ob er ihn mit eigener Hand geſchrieben. In dieſem Augenblicke überfällt ihn ein unausſprechliches Bangen und eine unwiderſtehliche Mattigkeit läßt ihn in Schlaf ſinken. Da ertönt eine zauberiſche Muſik, Mephiſtopheles ſtürzt mit Geſchrei fort und der Schutzengel erſcheint, in lichtes Gewölk gehüllt, einen Palmzweig in der Hand, die mahnenden Worte ſingend:

Fauſte, jene Himmelsgaben,
So dir mitgeteilet ſein,
Die da alle Menſchen haben,
Heilen, lindern Todespein.
Du biſt als ein Menſch geboren,
Willſt ſo ſchändlich ſein verloren?
Traue nicht des Teufels Liſt,
Welche dir ſo nahe iſt!

Ewig in dem Himmel leben
Iſt der Sel'gen größte Freud'.
In der Hölle zittern, beben
Die Verdammten allezeit.
Fauſt, laß ab von dem Beginnen,
Wenn du willſt der Höll' entrinnen!
Fauſt, wach auf vom Sündenſchlaf!
Kehre um, verlornes Schaf!

Der Schutzengel schwebt hinweg, da schleicht sich der Verführer wieder herbei und singt:

Fauste, was willst du einschranken
Deinen freien frohen Sinn?
Von dem Vorsatz tu nicht wanken!
Lust und Freud' ist dein Gewinn.
Du kannst stets in Freiheit schweben
Und dem Glück im Schoße leben.
Faust, wach auf und fahre fort,
Schicke Pluto den Akkord!

Faust erwacht. Er hat einen ahnungsvollen Traum gehabt, der ihn nachdenklich zu machen droht. Aber der Böse redet es ihm aus, spottet über seine wirren Gespinste der Phantasie und erklärt sie aus natürlichen Ursachen. Faust glaubt ihm und willigt ein, daß der Akkord abgeholt werde. Es kommt ein Rabe geflogen, nimmt ihn vom Tische und fliegt damit wieder zum Fenster hinaus. Jetzt überkommt Fausten eine tiefe Reue. Die ganze Wucht seiner Tat fällt ihm ins Gewissen, zerknirscht stürzt er zu Boden und klagt sich händeringend seines Verbrechens an. Das wird dem Teufel doch bedenklich, er läßt ihn erst etwas austoben, dann bietet er ihm zur Zerstreuung an, was er nur wolle. Die Aussicht auf volle Befriedigung seiner Wünsche richtet Fausten wieder allmählich auf. Eine weite Reise an den Hof eines Fürsten kommt in Vorschlag, wo er sich im Glanze des Ruhmes sonnen soll. Er willigt ein, und Mephistopheles gibt ihm einen Zaubermantel, den er nur auszubreiten, daraufzutreten und das Wort „wohlauf" auszusprechen brauche, um in wenigen Augenblicken am gewünschten Orte, zunächst in Parma, zu sein. Faust bittet noch, seinen Diener (den Hanswurst) nachkommen zu lassen und geht schleunigst fort, sich auf die Reise zu begeben.

Jetzt ist Mephistopheles allein und kann sich ungestört seiner teufelischen Freude überlassen, daß er diesen Mann, an dem die Kunst aller Laster vergeblich gewesen, daß er den nun ganz in seinem Netze habe. Doch (meint er) solle er nicht die einzige Beute, auch sein Diener müsse des Teufels sein.

Indem kommt der Gegenstand der letzten Bemerkung herbei, seinen Herrn suchend, den er nirgends finden kann. Er ist nicht wenig erstaunt, einen Unbekannten anzutreffen, der sich seines Herrn geheimen Sekretär nennt, großer Künste sich berühmt und in der Meinung, Hanswursten zu fangen, tausend Taler gegen des Bedienten Seele wettet, daß er alles könne. So viel will ihm aber Hanswurst gar nicht abnehmen, es soll nur um ein paar Batzen gehen, und er gibt ihm nun einige Rätsel und Fragen derb komischer Natur auf. Der Teufel weiß sie nicht zu beantworten — hier zeigt er sich als dummer Teufel — und so muß er sich zur Bezahlung bequemen; er ist geprellt, während er spekulierend den andern um seine Seele prellen wollte. Nun will er's auf eine andere Art versuchen. Er fragt den Bedienten, ob er zu seinem Herrn wolle, und als dieser bejaht, verspricht er ihn hinzubringen, nur solle er ihm geben, was er im Leibe habe. Hanswurst, auf etwas anderes zielend, bedauert, jetzt nicht imstande zu sein, doch wolle er bei erster Gelegenheit seiner gedenken. Der Teufel bedeutet ihm, daß er die Seele meine, die er ihm verschreiben solle. Er macht weitere Ausflüchte, bis er endlich darein willigt, ihm wenigstens zu versprechen, sein eigen sein zu wollen. Das (meint Hanswurst) könne ihn unmöglich in Gefahr bringen, da er das, was er ohne Zeugen gelobt, ja immer abzuleugnen vermöge. Nun läßt Mephistopheles ein feuriges Luftpferd kommen, das den Hanswurst auf sich nimmt und durch die Luft auf und davon und seinem Herrn nachträgt.

Vierter Akt. Die Szene ist der Garten am Schlosse des Herzogs zu Parma. Ein Kammerherr, Carlos mit Namen, tritt auf und ergeht sich in allgemeinen Betrachtungen, aus denen er durch die plötzliche Erscheinung Hans Wursts gerissen wird, der von einem feurigen Drachen aus der Luft herabpurzelt, weil er gegen das ausdrückliche Verbot, gesprochen hatte. Erstaunt geht Carlos auf ihn zu und fragt, wer und woher er sei. Der Luftreiter versichert, daß er über diese Punkte das tiefste Schweigen habe geloben müssen: keine Menschenseele solle aus ihm herauskriegen, daß er aus Deutschland komme, Hans Wurst heiße und bei einem Hexenmeister in Diensten stehe. Neugierig möchte nun Carlos den Namen seines Herrn gern wissen; den will er aber durchaus nicht sagen, läßt sich jedoch herbei, ihn mimisch darzustellen, indem er die geballte Faust hinhält. Jener errät, was er meint, und ist über die Maßen erfreut, denn von diesem deutschen Wundermanne hat auch er gehört, und bittet den Hanswurst, gegen ein gutes Trinkgeld ihm doch einige Proben seiner Kunst zu geben, da er ohne Zweifel bei einem solchen Herrn Bedeutendes müsse gelernt haben. Hanswurst, ohne alle Verlegenheit, erbietet sich, falls es ihm gelegen, ein großes Wasser herbeiströmen zu lassen, das sie beide verschlinge, oder ein ungeheures Feuer hervorzurufen, das sie beide verzehre, oder daß ein Mühlstein aus der Luft sie tausend Klafter tief in die Erde schlage. Ängstlich bedeutet ihm der Kammerherr, daß es ihm um derartige gefährliche Kunststücke keineswegs zu tun sei, sondern daß er mit einem minder halsbrechenden gern zufrieden sein wolle, am liebsten wäre ihm ein kleines zierliches physisches Stück. Hanswurst versteht „ein viehisches Stück" und bietet ihm ohne Umstände an, einen Rauch ohne Feuer und Schwefel machen zu wollen, erhält im voraus ein gutes Trinkgeld, beginnt sich zu drehen und zu bewegen und mit allerhand Hokus-

pokus das verlangte in optima forma zu leisten. Außer sich über den Hohn und Zynismus des gemeinen Menschen fährt Carlos mit den heftigsten Worten auf ihn los, will ihm tätlich zu Leibe, und setzt ihm, als er sich lachend aus dem Staube macht, zornig nach.

Jetzt tritt die Herzogin von Parma auf. Sie gibt sich als höchst unglücklich zu erkennen. Ihr Gemahl, dem sie erst seit einigen Wochen verheiratet, ist in tiefe Schwermut versunken, so daß nichts ihm sein heiteres Gemüt wiederzugeben vermag. Vergebens hat sie Feste über Feste, Komödien, Bälle, Jagden und Feuerwerke veranstaltet, sich in Ergötzlichkeiten aller Art erschöpft, sie ist am Ende und weiß nichts neues mehr zu erdenken. Höchst erwünscht kommt daher die Nachricht, die ein Diener ihr bringt, der berühmte Doktor Faust sei angekommen und wünsche sich bei Hofe zu produzieren. Sie gibt ihm auf der Stelle Audienz, er tritt auf und wird mit Auszeichnung empfangen, da er nicht minder schön und galant als berühmt ist. Auch auf ihn macht die Dame im Glanze jugendlicher Schöne und Fürstlichkeit einen tiefen Eindruck. Freundlichst gibt er ihr zum voraus gleich auf der Stelle Proben seiner Kunst. Es erscheinen nacheinander Goliat und David, Judith und Holofernes mit dem assyrischen Lager, die keusche Römerin Lukretia, Simson der Starke und Delila, König Salomo und die schöne Helena von Griechenland. Mit feinem Takte läßt der Dichter den galanten Doktor namentlich die drei letzten vorführen, die ihrer Liebeshändel wegen in einem etwas anbrüchigen Rufe stehen. Die Dame ist überaus gnädig, sie wünscht, den Künstler sogleich ihrem Gemahle vorzustellen und bittet ihn, bei Tafel zu erscheinen. Faust verspricht dann noch ganz andere Künste zu zeigen, er wolle das Zimmer verwandeln, bald in eine Einöde, bald in eine spiegelglatte See, bald in einen zauberisch lachenden Frühlingsgarten. Als die Herzogin mit huld-

vollen Worten sich entfernt hat, schwelgt er im voraus im Genusse der hohen Ehre, die ihm bevorstehe, der Gunst, die seiner in den Armen der Schönheit warte, und beeilt sich ihr zu folgen. Aber Mephistopheles vertritt ihm den Weg und macht den Träumen ein rasches Ende, indem er erklärt, daß sein Aufenthalt hier keinen Augenblick sicher sei; Hanswurst habe ihn verraten, wie er seine Werke mit Hilfe der Hölle verrichte, er zitiere selbst mit seinem Perlicke Perlacke lustig die Teufel; zudem rege sich in der Brust des melancholischen Herzogs, der die warmen Worte seiner Gemahlin übel empfunden, bereits die Eifersucht. Man habe ihn offen töten wollen, doch das habe er (Mephistopheles) verhindert, nun warte seiner der Giftbecher bei Tische, an dem er keine Gewalt habe, da die hohe Geistlichkeit eingeladen sei; doch solle es ihm nicht leid tun, er wolle ihn schon anderweitig entschädigen: in Konstantinopel, im Serail des Kaisers, solle er die Herzogin vergessen. Sie gehen ab, um vor den Augen des Volks sich über die Stadt in die Luft zu schwingen und nach Konstantinopel zu ziehen.

Eben fahren sie in die Höhe, als der Hanswurst erscheint und in komische Klagen ausbricht, daß sie ihn im Stiche gelassen. Er hat doppelt Eile, da ein Kellner und eine Kellnerin von der Kneipe ihm nacheilen, in der er tüchtig gegessen und getrunken, aber keinen Heller bezahlt hat. Rasch zitiert er einen Teufel, der ihn fortschaffen soll, aber mit aller Bequemlichkeit: das ist die Bedingung. Ein bequemes Ruhebett erscheint, auf dem ein allerliebstes junges Frauenzimmer liegt, von welcher der erstaunte Hanswurst erfährt, sie sei seine Schwester. So interessant ihm die Sache ist, so will er doch nicht mit ihr fahren, ebensowenig mit einer zweiten, die in ähnlicher Weise erscheint und die seine Großmutter sein will. Von Gliedern seiner Familie, die mit der Hölle auf gutem Fuße stehen, will er

nichts wissen, und zieht es vor, sich lieber allein wieder nach Wittenberg transportieren zu lassen, wo inzwischen ein Nachtwächterposten erledigt ist, zu dem ihm der Teufel zu verhelfen verspricht.

Fünfter Akt. Faust ist wieder in Wittenberg. Zwölf Jahre sind seit dem Abschlusse des Bündnisses mit dem Bösen verflossen, zwölf Jahre hat er in den Gaben des Satans geschwelgt, geschwelgt in Ruhm und Genuß, aber Befriedigung nicht gefunden. Daß er dieses Scheingenusses wegen die ewige Seligkeit verscherzt habe, fällt ihm jetzt schwer auf die Seele. Reue packt ihn. Es ist Nacht. Einsam irrt er, zerknirscht und ruhelos, durch die Straßen. Er will beten, aber er kann nicht, da er den, zu dem das Gebet gehen soll, abgeschworen. Er fühlt, daß Beten eine Gnade sei, daß es aber für ihn keine Gnade gebe. Doch faßt er sich wieder: wo Reue sei, kehre auch die Gnade ein, habe er nur rechte Reue, so werde er auch noch der Gnade teilhaftig. Dieser Vorgang beunruhigt den Teufel, die Möglichkeit von Fausts Umkehr tritt ihn an. Er kommt auf ihn zu und fragt, warum er sich denn jetzt keinen Genuß, keine Freuden mehr gönne. Faust verlangt keine sinnliche Ergötzung, aber an den Punkt des Vertrags erinnert er ihn, durch den er auf alle seine Fragen eine wahre und klare Antwort ihm zu geben gehalten sei. Er fragt nach dem Himmel. „Ist denn (fragt Faust) die himmlische Freude wirklich so groß, wie sie uns Menschenkindern geschildert wird?" „Mein Faust (entgegnet Mephistopheles), die himmlische Freude ist sehr groß. Siehe, so groß ist sie, daß, wenn alle Menschenkinder vom Anbeginn der Welt zusammenkämen und schrieben von nun an bis an der Welt Ende, so wären sie doch nicht imstande, nur den tausendsten Teil dieser Freude so zu beschreiben, wie sie wirklich ist." „Und was würdest du tun", fährt Faust zu fragen fort, „wenn du noch könntest ein Kind der Seligkeit

werden?" Mephiſtopheles: „Rede nicht von unmöglichen Dingen! Aber wenn es noch möglich wäre, daß ich ein Kind der Seligkeit könnte werden, und es wäre eine Leiter vom Erdboden bis an das blaue Firmament, und die Sproſſen wären mit tauſend und abermal tauſend Schermeſſern beſetzt, und ich könnte alle menſchlichen Empfindungen auf einmal fühlen, und wenn ich auch ſo klein zerſchnitten würde wie der Sand am Meere, ſo wollte ich doch mit Freuden dieſe Leiter beſteigen." Da überkommt Fauſten eine tiefe Sehnſucht nach der Wonne der Seligen, die Möglichkeit der Rettung durchzuckt ihn und er fragt ſeinen Geiſt: „Sage mir, könnte ich nicht auch noch ein Kind der Seligkeit werden?" Der Teufel, ſcheu und zitternd, ſtammelt ein „Ich weiß nicht" hervor; als aber Fauſt heftiger in ihn dringt und ihn die Wahrheit zu ſagen hoch beſchwört, entflieht er. Da bricht die Reue im Sünder auf, klagend ſtürzt er auf ſeine Knie nieder, es öffnet ſich die Seele im Gebet:

Sieh, großer Weltregent, hier Fauſt vor deinen Füßen!
Er will was er getan, auf ſeinen Knien büßen,
Bereuen ſeine Schuld und große Miſſetat,
Die, mächt'ger Schöpfer, dich ſo ſehr erzürnet hat.

O brecht, ihr Augen, brecht in lauter Tränengüſſen,
Ach, daß es möglich wär' mit blutbeſtrömten Flüſſen!
Und zeigt der ganzen Welt in Fauſtens Beiſpiel an,
Was doch uns Sterbliche für Unglück treffen kann!

Aber jetzt gilt es. Der Verführer ruht nicht. Er iſt wieder herangetreten und verſpottet Fauſten, daß er wie ein altes Weib auf den Knien liege. Er verſpricht ihm, was ſein Herz begehre, köſtliche Kleider wie ein Kaiſer — aber Fauſt fällt ihm abwehrend in die Rede:

Hinweg mit deiner Kleiderpracht,
Die nur mein Herz befleckt,
Weil unter deinem Goldbrokat
Doch nichts als Gift und Schwefel steckt!

Jetzt wird es dem Teufel doch zu ernst; er entfernt sich, um ein letztes Mittel anzuwenden. Faust inzwischen, immer noch kniend, betet weiter:

Zuvor in Purpurkleider Pracht
Prangt her der stolze Prasser;
Nun sitzt er in der Höll' und schmacht
Nach einem Tröpflein Wasser.

Lazarus war erst arm und bloß,
Ließ sich von Hunden lecken;
Nun sitzt er Abraham im Schoß,
Läßt sich den Himmel schmecken.

Judas hat zwar durch bloßen Kauf
Sein Glück und Heil verschwendet;
Doch nahm der Herr den Schächer auf,
Der sich zu ihm gewendet.

So wend' auch ich mich zu dem Heil:
Ach, Herr, gedenke meiner!
Schenk' mir noch deinen Gnadenteil!
Denn ohne dich hilft keiner.

Da erscheint Mephistopheles wieder in Begleitung eines schönen reichgekleideten Weibes. „Hier bring' ich dir (ruft er) die schöne Helena von Griechenland, um deren willen Troja ist zerstört worden, die du so oft beschworen und angestaunt, hier bring' ich sie dir leibhaftig, daß sie dich beglücke und dein eigen sei." Faust: „Mein eigen sein? Auf dieser obern Welt. Wie steht es aber in der unendlichen Ewigkeit?" Mephistopheles: „Da ist noch lange hin. Sieh

dich nur ein einziges Mal um, wie schön sie ist!" „Ist sie es denn wirklich?" fragt Faust und sieht sich um. Aber in diesem Momente ist auch alle Reue und Buße dahin. Geblendet von ihrer Schönheit, springt er auf, schließt sie in die Arme und geht berauscht mit ihr ab. Da lacht Mephistopheles hinterdrein und spricht: „Da sieht man, daß es wahr ist, was das gemeine Sprichwort sagt: Was der Teufel selbst nicht kann, das stellt er durch ein Weibsbild an." Aber schon kehrt Faust wütend zurück, er ist schrecklich betrogen: die vermeinte Helena hat sich in seinen Armen in eine höllische Schlange verwandelt. Er will wieder beten, er kann es nicht. Doch das Maß des Schreckens füllt sich erst, als der Teufel ihm ankündigt, er werde ihn noch heute um Mitternacht holen: er habe sich ihm verpflichtet, vierundzwanzig Jahre, das Jahr zu dreihundertfünfundsechzig Tagen gerechnet, zu dienen, doch er habe ihm Tag und Nacht gedient, also sein Versprechen schon in zwölf Jahren gelöst. Die Frist sei heute um. „Betrügen ist mein Handwerk", so schließt er und überläßt Fausten einer wüsten Verzweiflung.

Es schlägt neun. Eine Stimme ruft Fauste, præpara te ad mortem! Händeringend und bebend bricht Faust zusammen: seine Worte sind wüst wie seine Seele:

Fauste, bereite dich! Zu was? Zu Qual und Jammer.
Der Teufel ruft dir schon in seine Folterkammer.
Faust, Faust, bereite dich! Das will was Großes sagen:
Die Teufel wollen dich zu allen Teufeln tragen.
Es zittert Hand und Fuß, es bebet Leib und Geist.
Mein Herze sagt mir schon, was Præpara te heißt.
Ja, ja, ich bin bereit, der Hölle zuzueilen,
Denn mein Gewissen fühlt die Schärf' der Donnerkeilen.
So kommt, ihr Teufel, denn! Führt Faust zur Höllen hin,
Dieweil ich schon bereit zu der Verdammnis bin.

Es schlägt zehn und zugleich ertönt die Stimme: Faulte, accusatus es! Immer fürchterlicher ringt er mit den nahen Höllenqualen:

Nun bin ich schon verklagt, verklagt von meinen Sünden.
Wo werd' ich, armer Faust, Trost, Rat und Hilfe finden?
Vor Angst wird mir zu klein die weit und breite Welt.
Hier liegt der Höllenhund, der ins Gewissen bellt.
Lernt, Sünder, lernt von mir des Satans Netze fliehen,
Wenn er euch nicht wie mich soll nach der Hölle ziehen.
O hartes Donnerwort! Hört was der Satan sagt!
Faust, Faust, du armer Faust! Du bist vor Gott verklagt!

Jetzt dringt plötzlich in grellem Kontraste mit Fausts jämmerlichem Zustande aus dem Innern des benachbarten Hauses die keifende Stimme eines bösen Weibes hervor, die mit einer andern wohlbekannten wetteifernd, einen nicht eben gelinden ehelichen Zwist verkündigt. Es ist Hanswurst, jetzt wohlbestallter Nachtwächter, der in den Stand der Ehe getreten und mit einem zänkischen faulen Weibe gesegnet worden ist. Sie hat sich zu Bette gelegt, ohne dem Manne die zu seinem Berufe so nötige Laterne anzuzünden: daher der Wortwechsel, der eben zu Tätlichkeiten fortzuschreiten droht, als der Ehemann sich noch rasch genug, gewiß früherer Prügel eingedenk, aus dem Staube macht. Er erscheint auf der Bühne, ruft die Stunde ab und singt dabei ein Lied, das wenigstens zeigt, wie sein Hauskreuz ihn eben nicht grämlich gemacht hat. Es ist so in dem Stile, den wir von früher her von ihm gewohnt sind, wenn auch nicht so unsauber, doch auch nicht übermäßig zart. Es ist das Lied:

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen,
Die Glocke hat zehn geschlagen.
Bewahrt das Feuer und auch das Licht,
Daß der Stadt kein Schade geschicht!

Das er dann verschiedentlich variiert, indem er von Jungfern und Junggesellen, von Witwern und Witfrauen handelt, gute Lehren erteilt und namentlich die letztern sehr beklagt. Er entfernt sich wieder, ohne Fausten bemerkt zu haben.

Nun schlägt es elf und die Stimme ruft: Fauste, judicatus es! Faust schrickt auf:

Nun bin ich schon gewiß, das Urteil ist gesprochen
Und über mich der Stab mit Ach und Weh gebrochen.
Halt, Richter, halte ein! verschone deinen Knecht! —
Ach, ach, es ist umsonst: sein Urteil ist gerecht.
Ich selben habe mich dem Teufel übergeben:
Das bricht mir auch den Hals. O unglückseligs Leben,
So ich geführet hab! Ich werd' beklaget nicht.
Der Himmel ruft mir zu: Faust, Faust, du bist gericht!
Er hat mich selbst gericht. O angsterfüllte Stimme!
Bei deren Widerhall ich wie ein Wurm mich krümme!
Ach, Schöpfer, kann es sein, so richte mich doch nicht!
Doch dein Wort ist gerecht: ich hab mich selbst gericht.

Nun erscheint der Nachtwächter von neuem, singt wieder und stößt diesmal, finster wie es ist, auf Fausten, der zusammengesunken im Wege liegt. Er beleuchtet die Gestalt, erkennt seinen früheren Herrn, merkt an seiner Verzweiflung, was die Glocke geschlagen hat, und ohne weiteren Gefühlen Raum zu geben, benutzt er die Gelegenheit, gewissermaßen noch vor Torschluß, seinen rückständigen Lohn zu fordern. Faust erkennt die Schuld an, aber außerstande zu bezahlen (so wenig hat er vom Teufel gehabt), kommt ihm in der letzten Konvulsion der Verzweiflung ein Gedanke bei, durch den er sich zu retten wähnt, ein Betrug, wie er selbst gesteht, der erste in seinem Leben. Er bietet dem Nachtwächter seine Kleider an, die ihn hinlänglich bezahlt machen würden, dafür solle er ihm die seinigen

geben. Aber der merkt nur zu gut, wo das hinaus will, und bedankt sich für den Tausch, durch den er dem Teufel nicht Gelegenheit geben möge, einen Irrtum zu begehen und den Falschen zu erwischen. Indem er seinem früheren Herrn noch bittere Wahrheiten sagt und gute Lehren gibt, die freilich für diesmal zu spät kommen, trägt er ihm in bitterer Ironie auf, ihm seine Großmutter schönstens zu grüßen, die in der Hölle Nr. 11 sitze, gleich rechts beim Eingange; — so geht er ab. Man muß diese letzte Kommission nicht etwa als bloßen Hohn nehmen. Im Gegenteil, es ist ein feiner Zug des Dichters. Der unflätige Kerl weiß, daß seine Verwandten in der Hölle sitzen, wie wir auch früher schon das von seiner Schwester erfuhren; er weiß, daß sie gewissermaßen Familienquartier drin haben, aber er hütet sich für seine Person gewaltig, zu partizipieren. Verschmitzt wie er ist, betrügt er den Teufel und macht sich hinterdrein noch über ihn lustig.

Jetzt schlägt es zwölf. Es ertönt der furchtbare Ruf: Faulte, in aeternum damnatus es. Bis die Glocke ausgeschlagen, hat Faust noch Zeit: er beginnt zu fluchen und zu verwünschen:

In Ewigkeit verdammt zu jenen Finsternissen!
Was werd ich, armer Faust, alldort empfinden müssen!
Verflucht hab ich gelebt, verflucht fahr ich dahin:
Mein Ende ist also wie ich gewesen bin.
Verflucht sei alle Kunst und alle Wissenschaft,
Verflucht sei alles Tun, sobald es lasterhaft!
Verflucht sei Faustens Leib, die Seele sei verflucht!
In alle Ewigkeit —

Indem erscheint der Teufel im Geleite der Furien. Faust bittet ihn, noch einmal am Grabe seines Vaters beten zu dürfen. „In der Hölle hast du Zeit zu beten (entgegnet ihm der Teufel); dort magst du über dein

Leben jammern und heulen, bis die Ewigkeit über dir grau wird.“ Und unter Flammen versinken sie. Der Nachtwächter erscheint noch einmal, um die zwölfte Stunde abzurufen. Wohl merkend, was vorgegangen ist, hält er eine kurze Betrachtung und singt abgehend als Schluß sein Lied:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sagen,
Mit dem Teufel seid ihr schlecht beschlagen:
Er hält nicht, was er auch verspricht,
Bis er euch den Hals zerbricht.

So etwa haben wir uns Gang und Handlung des alten Volksdramas Faust zu denken. Noch heute fühlen wir die Gewalt desselben als Puppenspiel und wir können uns wohl erklären, wie ein solches Stück zwei Jahrhunderte der Liebling des Volks bleiben und für zwei seiner größten Geister der Impuls zu eigenen Schöpfungen werden konnte. Wir fühlen noch heute seine Gewalt, die sich aber nicht mit der messen läßt, welche es im siebzehnten Jahrhundert und noch zu Anfang des 18. geübt haben muß. Es geht uns so zu sagen die Atmosphäre ab, in der es jung geworden und aufgewachsen ist: wir meinen den Glauben an Zauberwerke und Teufelsbünde, der damals fast in allen Schichten der Gesellschaft gleich verbreitet und eingewurzelt war: Nachzuckungen des Heidentums, die dann je schwächer und schwächer wurden, wenngleich sie sich bis heute noch nicht ganz verloren haben.

Ich habe den Gang des Stückes angegeben und glaube nicht, daß es überhaupt in wesentlichen Punkten anders gewesen sein wird. Namentlich was das größte daran ist, der letzte Akt, muß so und nicht anders gewesen sein; das bezeugen die verschiedenen Fassungen, die wir überliefert bekommen haben, die in aller ihrer Zerbrochenheit und Verrenktheit auf ein solches Ganze hinweisen.

Auch die Reden Fausts in den letzten Stunden, die ich nach dem von mir veröffentlichten Texte des Puppenspiels gegeben habe, finden willkommene Bestätigung in dem Texte vom Augsburger Puppentheater, wo sie, wenn auch nicht Wort für Wort so, doch fast ganz so sich finden.

Diese Reden sind in Alexandrinern. Alexandriner finden sich aber auch noch in andern Stellen des Trauerspiels. So sahen wir im Vorspiele, das wir demselben zuschreiben zu müssen glaubten, ein paar zutage treten; und nicht in diesem allein kommen in den verschiedenen Texten welche zum Vorschein. Ich habe die einzelnen zerbrochenen Reste aus der Zerstreuung gesammelt, in der Einleitung zu meinem Puppenspiele Doktor Faust, im fünften Bande des weimarischen Jahrbuchs, S. 252 ff., im Separatdrucke S. 12 ff. Das läßt uns einen interessanten Aufschluß über die poetische Form des alten Volksspiels Faust tun: es war also einem großen Teile nach in Versen und zwar in Alexandrinern abgefaßt. Einem großen Teile nach, nicht ganz, denn wir sahen auch lyrische Maße, Strophen, z. B. im dritten Akte in der Verschreibungszene, wo der Schutzengel singt und der Teufel ihm erwidert; auch im letzten Akte im reuigen Gebete Fausts. Und daß ein Teil in Prosa war, versteht sich von selbst, nämlich alle Szenen, in denen der Hanswurst auftritt. Es bot also das Volksdrama in seiner ursprünglichen Gestalt auch in dieser Beziehung einen reichen und angenehmen Wechsel dar.

Die Alexandriner anlangend, so fragt es sich nun, seit wann sie in unserm Volksdrama sind; waren sie integrierender Teil desselben von allem Anfange an oder sind sie erst später hineingekommen, d. h. mit andern Worten, hat der Dichter des Stücks sie geschrieben, oder sind sie erst später, vielleicht nach und nach durch einen umarbeitenden Schauspieler hineingekommen, etwa um das Stück damit aufzuputzen. Ich wüßte keinen Grund, der

solch eine Umformung nötig oder wünschenswert gemacht haben könnte, ja, sie ist geradezu unwahrscheinlich, wenn man bedenkt, welche Hindernisse sich einer solchen Neuerung in einem der beliebtesten und allgemein verbreiteten Volksschauspiele in den Weg stellen mußten. Daher halte ich dafür, daß von allem Anfange an, vom Dichter selbst, der Alexandriner den eigentlich pathetischen Stellen zuerteilt war.

Dies angenommen, kommen wir der Entstehungszeit unsers Dramas näher auf die Spur. Diese kann nicht vor das Auftreten des alexandrinischen Verses fallen, der, wenn auch von einigen vorher geübt, doch erst durch Martin Opitz wirklich eingeführt und seit der Mitte der zwanziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts in Deutschland eingebürgert ward. Seine Anwendung im Volksdrama setzt aber immer schon längere Übung und Bekanntschaft voraus, so daß wir gut und gern in die dreißiger Jahre vorwärts gehen können. Etwa zwischen der Mitte dieser und dem Jahre 1676, wo, wie wir sahen, der Faust der Sage bereits als dramatische Gestalt erwähnt wird, müßte sonach unser Volksschauspiel entstanden sein. Und weiter würde ich es, meinem Gefühle nach, näher an die dreißiger als an die siebziger rücken: ich glaube, es ist in den vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts entstanden.

Es ist entstanden, das kann doch nur bei einem nach einheitlichem Plane gearbeiteten Werke wie ein Drama und wie auch dieses Drama ist, heißen: einer hat es gedichtet. Wer ist der eine? Darüber fehlt uns alle und jede Nachricht. Der Name des Dichters, der es wohl verdient hätte, im Munde der Nachwelt fortzuleben, wie sein Werk fortlebt, ist unbekannt. Aber das können wir behaupten, daß er ein Mann von gelehrter Bildung, ein Studierter war. Schon die mehrfach eingereihten lateinischen Stellen

sprechen dafür, ebenso aber auch die Anwendung des Alexandriners, der zwar eine große Ausbreitung, ich möchte fast sagen Popularität hatte, aber doch nur gelehrte Popularität, wie denn die Poesie damals, die dramatische vor allem, in gelehrten Händen war. Es muß ein Mann gewesen sein von einer Bildung etwa wie Marlowe, der Verfasser des englischen Faust, wie Marlowes Zeitgenossen, die Vorgänger Shakespears alle. Nun zeigt aber unser Volksdrama Faust nicht nur Bühnengeschick, es zeigt mehr als das, zeigt einen bedeutenden Bühnenverstand, trotz Marlowe, auf dessen Faust unser Stück ruht, wie wir gleich näher sehen werden, gerade in den Abweichungen von Marlowe, in den bedeutenden Eigentümlichkeiten, zeigt sich der dramatische Verstand unseres Dichters. Was hindert uns anzunehmen, daß er vielleicht gar selber Schauspieler oder doch Schauspieler gewesen war. Das ist sehr leicht möglich: und dann wäre er auch in diesem Punkte ein anderer Marlowe. Die Schauspieler des siebzehnten Jahrhunderts wie auch des achtzehnten, rekrutierten sich fast durchgängig aus der gelehrten Jugend, aus den Studenten. Es kam auch vor, daß sie dem Komödiantenwesen, wenn sie es eine Zeitlang getrieben, ob aus Not oder Neigung getrieben, daß sie ihm dann wieder Valet sagten und in einen geordneten bürgerlichen Beruf eintraten; ja, Theologen selbst waren früher mitunter Schauspieler, wie denn der nachmalige dänische Hofprediger Lassenius auch eine Zeitlang als Komödiant sich umhergetrieben hatte. Doch nun genug der Vermutung über den Dichter unseres Volksdramas.

Ich habe früher schon eine Rede laut werden lassen und soeben wieder, daß der Impuls zu unserm Volksdrama Faust durch den Faustus des Engländers Marlowe gekommen sei. Diese Rede zu beweisen, liegt mir nun ob.

Einen Zusammenhang des deutschen und englischen Faust hat, soviel ich weiß, zuerst vermutet Ludwig Tieck im ersten Bande seines deutschen Theaters, in der Einleitung, vom Jahre 1817. Ihm folgte in demselben Jahre (denn die Vorrede ist datiert vom November 1817) Achim von Arnim in seiner Vorrede zur Übersetzung des Marloweschen Faust von Wilhelm Müller. Aber beide haben keinen Beweis geliefert, es war eine Vermutung, wenn gleich eine richtige. Diesen beiden haben andere es nachgesprochen, wie denn nichts leichter und bequemer als Nachsprechen ist. Aber Emil Sommer, überhaupt der beste der über die Faustsage geschrieben, hat nicht nachgesprochen; er sagt über diesen Gegenstand gar nichts, er wollte die Sache wahrscheinlich selber erst noch untersuchen. Anstalten zu einem strikten Beweise jenes Zusammenhanges sind meines Wissens zuerst von mir selber gemacht worden (in der Einleitung zu meinem Texte des Puppenspiels im fünften Bande des weimarischen Jahrbuchs), wenigstens habe ich meine Gründe keinem andern entnommen; ich glaube aber auch nicht, daß ein anderer sie schon vorgebracht hat.

Wenn wir aber von einer Entlehnung des deutschen Dichters aus dem Werke des englischen sprechen, so kann nicht das in Frage kommen, was beiden, dem Engländer und dem Deutschen, mit dem Volksbuche, aus dem sie schöpften, oder doch schöpfen konnten, gemeinsam ist; sondern die eigenen Zutaten des Engländers sind es, die wir ins Auge fassen müssen. Finden wir diese eigenen Zutaten des Engländers, oder eine Reihe von ihnen wenigstens, in unserm deutschen Volksdrama wieder, was ist dann natürlicher, ja notwendiger als der Schluß, daß sie aus jenem in dieses gekommen, aus dem früheren in das nachweislich spätere, daß also wirklich ein Zusammenhang der Entlehnung dieses von jenem stattgefunden haben müsse,

dessen Möglichkeit durch die Vermittlung der englischen Komödianten schon dargetan worden ist. Also nun zum Beweise.

Gleich der Anfang, der erste Monolog Fausts im Studierzimmer, ist beiden gemeinsam. Man werfe hier nicht ein, daß der in den Puppenspielen von dem breiter gehaltenen Marlowes abweiche, daß namentlich die Steigerung durch die vier Fakultäten in jenem nicht zu finden sei. Was diese Steigerung anlangt, so behaupte ich getrost, sie war ursprünglich darin: wir hören noch Anklänge in manchen Texten, und daß Goethe sie hat (der Marlowen damals durchaus nicht kannte), ist immerhin bemerkenswert und macht ihre Existenz auch in dem Puppenspiele, das er gesehn, höchst wahrscheinlich. Auch könnten die lateinischen Stellen dieses Monologs bei Marlowe zu den freilich verschiedenen des Puppenspiels immerhin der Anstoß gewesen. Doch wie dem auch sei; diese Einzelheiten gebe ich dran; nur den Monolog als solchen und seinem wesentlichen Inhalte nach, der Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens, der Unbefriedigtheit, mit dem schließlich ausgesprochenen Vorsatze, zur Magie zu greifen, halte ich fest.

Eine weitere höchst merkwürdige Übereinstimmung, die am Faustbuche nicht den geringsten Anhalt hat, liegt in der Stimme des guten und bösen Engels. Unwesentlich ist, daß bei Marlowe die Engel selbst aufzutreten geheißen sind — wer bürgt uns dafür, daß es immer geschehen — und daß sie bei ihm einige Male mehr angewendet als im deutschen Stücke, wo sie nur zweimal sich vernehmen lassen. Die Idee geht uns an, die Erfindung, zu der das Volksbuch durchaus keinen Anlaß gab. Man kann sagen, es lag nahe, das für und wider ratschlagende Gewissen zu personifizieren und es außerhalb der handelnden Persönlichkeit als wirkende Mächte hinzustellen. Es liegt überhaupt vieles nahe, wenn es einmal gemacht ist.

Drittens finden sich mehrere im wesentlichen übereinstimmende oder doch ganz verwandte Züge in der Gestalt des Hanswurſts und der von Marlowe gebrauchten komischen Personen, woran selbstverständlich im Volksbuche nicht zu denken ist. In unserm deutschen Stücke erscheint Hanswurst als fahrender Bedienter und wird von Wagner in Dienst genommen, ganz so der Clown bei Marlowe unter allerlei Späßen. Ferner hat die Teufelsbeschwörung, die der Hanswurſt im zweiten Auftritte des zweiten Aktes hält, ihr Analogon im englischen Stücke: ich meine jene Stelle, wo die Stallknechte Robin und Ralph, um sich vorm Wirte zu retten, dem sie den Becher gestohlen, den Mephistophilis zitieren. Und sollte die Buchstabierprobe Hanswurſts, da wo er über Fausts Bücher gerät, nicht eine Erinnerung an das Buchstabieren Robins im Zauberbuche sein? (Vgl. in meiner Ausgabe des Puppenspiels die Anm. 24. 28. 38).

Das sind die Hauptgründe, nun noch einige Nebengründe.

Eine vielleicht nur zufällige Zusammenstimmung, aber doch nennenswert, liegt in der Redensart Fausts, als er mit Helena abgeht, „Ich will dein Paris sein", die in dem „I will be Paris" usw. Marlowes sich findet, nur daß hier der Gedanke weiter ausgeführt ist.

Nun eine Vermutung, die, wenn sie sich bestätigen könnte, für sich allein schon den innigsten Zusammenhang zwischen Marlowe und dem deutschen Dichter außer allen Zweifel setzen würde. Nämlich im Texte vom Ulmer Puppentheater (Scheible 5, 799) wird in der Stelle, wo Faust Alexander den Großen und seine Gemahlin erscheinen läßt, diese letztere Padamera genannt. Was soll dieser Name und aus welchem andern könnte er verderbt sein? Im ältesten deutschen Volksbuche wird sie nicht genannt, daher auch nicht im englischen, wo schlechthin von Alexander and his paramour die Rede ist, wie auch bei Marlowe.

Sollte nun wohl gar aus dieſem paramour Padamera geworden ſein? Paramour — Padamer: die Endung iſt hinzugeſetzt. Die engliſchen Komödianten, wenn ſie deutſch ſpielten, oder deutſche, die das Stück von ihnen gelernt, könnten das paramour zwiſchen der deutſchen Rede mit gebraucht haben, ganz wie das franzöſiſche amour, und es wäre dann mißverſtanden als Eigenname gefaßt worden. Der Verfaſſer des deutſchen Stücks fand den vermeintlichen Eigennamen ſchon vor und nahm ihn in ſein Stück auf. Doch will ich dieſe paramour Padamera für weiter nichts als eine Vermutung genommen wiſſen.

Nun noch etwas. Wie iſt Parma, wo der vierte Akt unſeres Volksdramas ſpielt, hereingekommen, da weder Volksbücher noch ſonſtige Sagen auch nicht den mindeſten Anlaß zur Verlegung einer Szene dahin geben, ja dieſen Namen überhaupt nie nennen. Man könnte daran denken, daß Parma durch den Zauberer Geronimo Scotto, der daher ſtammte und in der zweiten Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts in Deutſchland ſein Weſen trieb, geläufig geworden, geläufiger vielleicht noch durch Margaretha von Parma, dann durch Aleſſandro Farneſe, den Gouverneur der Niederlande, der 1592 ſtarb. Und dieſes letztern tut auch Marlowe Erwähnung, aber ganz nebenbei, wo er Fauſten die Worte in den Mund legt (Marlowe works 2, p. 11 und 92).

> I'll levy ſoldiers with the coin they bring
> And chaſe the prince of Parma from our land
> And reign ſole king of all the provinces.
>
> Soldaten werb ich mit der Geiſter Gold,
> Den Prinz von Parma jag ich aus dem Land,
> Herrſch' unumſchränkt als König der Provinzen.

Sollte dieſe Erwähnung Parmas den deutſchen Dichter vermocht haben, eine Szene dort ſpielen zu laſſen, die er

wohl aus Rücksicht weder an den deutschen Kaiserhof (wie im Volksbuche und bei Marlowe) noch an einen der sonstigen deutschen Fürstenhöfe legen wollte oder zu verlegen wagte? Freilich wär' es sonderbar genug, daß jene Erwähnung Anlaß dazu gewesen sein sollte. Ich will es auch nur angeführt haben, ohne ihm Bedeutung beizulegen.

Wichtiger als diese Nebengründe ist noch einer, den ich fast den Hauptgründen beigesellen möchte. Es ist das Stundenschlagen in der letzten großen Szene, viel ausgebildeter in unserm Stücke, aber doch wohl erst durch das Elf-, Halbzwölf- und Zwölfschlagen bei Marlowe hervorgerufen.

Bei solchen Übereinstimmungen glaube an Zufall, wer es kann: ich sehe darin einen Einfluß des englischen Dramas aufs deutsche, aber nicht etwa einen späteren, der Änderungen bewirkte, sondern einen ursprünglichen, der bei der Entstehung und Gestaltung des deutschen Stücks sich geltend gemacht hat. Mit andern Worten, der deutsche Dichter hatte das englische Stück vor Augen, der Impuls ist ihm durch den Engländer geworden, dessen Werk er auch sonst mannigfach und gut zu benutzen verstanden hat.

Nun zeigt aber das deutsche Stück gegenüber dem englischen und auch gegenüber dem Faustbuche bedeutende Abweichungen. Was zuerst in die Augen fällt: es hat sehr wenig eigentliche Zaubertaten. Marlowe hat eine Reihe solcher Geschichten mit hereingebracht: das Traubenholen im Winter am Hofe zu Vanholt, die Geschichte mit dem Roßtäuscher, dessen Pferd zu Stroh wird, das Beinausreißen, wie Faust die zechenden und laut schreienden Kerle zum Schweigen bringt. Überhaupt schließt sich Marlowe viel mehr ans alte Faustbuch an: sein Umgang mit den Studenten, denen er die Helena vorführt, die dann auch bei seinem Tode nahe sind und ihn bestatten, der fromme Greis, der ihn warnt, die Taten Fausts am päpstlichen

Hofe: das alles ist im deutschen Stücke weggeblieben: es ist ungleich einfacher und runder. Drei volle Akte sind ausgefüllt mit dem Leben Fausts bis er sich verschrieben hat und bis seine Reise in fremde Länder beginnt. Nur ein einziger Akt, der zu Parma spielt, enthält Zaubereien, aber durchaus keine solchen, die auf Betrug eines andern aus sind, wie z. B. jener Handel mit dem Roßtäuscher. Faust sagt auch geradezu im letzten Akte, als er in konvulsivischer Verzweiflung auf den Gedanken kommt, mit dem Nachtwächter die Kleider zu tauschen, das sei sein erster Betrug. Der deutsche dramatische Dichter hat hierin seinen Helden durchaus rein gehalten; auch daß er noch der Schuldner seines Bedienten ist, zeigt, wie wenig er in dieser Hinsicht, in Sachen Geldes und Reichtums vom Teufel gehabt hat oder auch hat haben wollen. Das ist durchaus festzuhalten, darin hat der deutsche Dichter den Sagenstoff mit großem Bewußtsein und mit ungleich mehr Tiefe und Einfachheit benutzt als sein englischer Vorgänger. Zwischen dem vorletzten und letzten Akte liegen nun freilich fast volle zwölf Jahre. Sollte hier eine Lücke ins Puppenspiel gekommen sein? Sollte das alte Volksdrama hier noch einen Akt gehabt haben, der von andern Taten Fausts handelte? Ich glaube kaum, denn es hätte doch die Erinnerung daran nicht so ganz schwinden können, daß nicht in irgendeinem Texte ein Rest davon noch vorhanden wäre. Es kam dem Dichter nur darauf an, anzudeuten, nicht wirklich viel Einzelheiten vorzuführen. Es war ihm genug, daß er durch die Erwähnung der Fahrt nach Konstantinopel die Perspektive weiterer Taten eröffnete, die er vielleicht gerade deshalb, weil Faust unbefriedigt durch alle blieb wie zuvor, nicht vorführen zu dürfen glaubte. Es genügte ihm für seine Intentionen die Zeit und das Resultat derselben im Beginn des letzten Aktes durch Fausts eigene Worte zu konstatieren. Marlowe gibt mehr eine

dramatisierte Historie, unser Dichter sucht sich das Wesentliche aus, alles übrige schiebt er beiseite und überläßt dem Zuschauer sich hinzuzudenken was er mochte.

Weiter hat der deutsche Dichter (wenigstens höchster Wahrscheinlichkeit nach) die Gestalt des Famulus Wagner nur im ersten Akte verwendet: er läßt ihn nachher ganz fallen, er erwähnt ihn nicht mehr. Auch bei Goethe wird Wagners nur zuerst gedacht, er kommt nachher nicht weiter vor: erst im zweiten Teile nimmt er diese Gestalt wieder auf. Marlowe führt ihn, dem Faustbuche getreu, bis zu Fausts Ende auf, dessen Erbe er wird. Mir scheint, der deutsche dramatische Dichter hat hier mit viel mehr Weisheit gehandelt, als der englische. Im Faustbuche mag er seinen Platz haben, in der Erzählung, in der epischen Darstellung. Er ist ein Verbindungsglied, das die Sage weiterführt. Im Wesen der epischen Sage liegt es, sich weiter fortzuspinnen. Der Vater hat einen Sohn: an den setzt sich wieder ein Sagenkreis an; der Lehrer und Meister einen Schüler: man ist neugierig zu wissen, wie der sich zu den Werken des früheren gestellt, inwieweit er sie fortgeführt oder nicht fortgeführt. Das breite Behagen, ich möchte fast sagen die liebenswürdige Plauderhaftigkeit des Epos redet davon; aber das Drama nicht. Das hat andre Zwecke, das kann diese Breite nicht brauchen, sie ist ihm störend und hinderlich; wo sie sich findet, muß es dieselbe zu entfernen suchen. Es muß sich seinen einzelnen Mann aufs Korn nehmen, oder es sind eine Reihe von Dramen notwendig, die in Verbindung stehen, eine Trilogie, ein dramatischer Zyklus. Die Tragödie stellt den Untergang des Sünders dar, an dem seine bösen Taten endlich ausgehen, er verfällt der Strafe. Aber am Schlusse darf nicht eine neue Aussicht auf böse Saat eröffnet werden, deren Lohn nicht abzusehen ist. Faust kommt um, aber er darf keinen Schüler hinterlassen, der gleiches oder ähnliches

wie er zu unternehmen bereit ist, der durch den Tod seines Meisters nicht zur Umkehr genötiget wird. Oder er ist wirklich ein Verstockter, der das Schicksal herausfordert, dann muß er ebenfalls umkommen, sogleich oder im Laufe der Begebenheiten, d. h. es bedarf dann einer neuen Handlung, eines zweiten Stückes. Darin, meine ich, ist der deutsche Dichter weiser gewesen; er hat mehr Bewußtsein oder Ahnung von tragischer Notwendigkeit gehabt als der Engländer, der naiv hin dramatisiert hat. Darum hat der deutsche Dichter Wagnern fallen lassen.

Es wäre aber nicht notwendig gewesen, plötzlich von ihm zu schweigen, er hätte ihn anders abtreten lassen können, daß wir erfahren hätten, wo er denn eigentlich hingekommen wäre. Er hätte sein Mißfallen an der veränderten Lebensweise Fausts, an dessen Zaubertreiben zu erkennen geben können und sich so, im Bewußtsein, daß es nicht gut ausgehe, von ihm trennen. Und das geschieht auch in der Tat in einem der Texte des Puppenspiels, im Geißelbrechtschen. Faust, der früher in einer erbärmlichen Hütte gewohnt, hat durch Teufelskunst Reichtümer erlangt und wohnt nun in einem herrlichen Palaste. Wagner sehnt sich nach der Armut zugleich und der Reinheit des früheren Zustandes zurück. Er hält es unter den Kostbarkeiten nicht aus, ermahnt seinen Meister, und da dieser nicht auf ihn hört, geht er von ihm. Ich zweifle, ob solch eine Szene im alten Volksdrama war; sie war auch gar nicht nötig.

Ganz eigentümlich unserm deutschen Drama sind auch die durch Teufels Betrug von vierundzwanzig auf zwölf herabgesetzten Dienstjahre, daß der Teufel, weil er Fausten auch die Nächte gedient, die bedungene vierundzwanzigjährige Dienstzeit in zwölf Jahren abgeleistet habe. Der Dichter hat diesen Zug ganz im Sinne der Volksanschauung gebildet. Ihr nach kommt es öfter vor, daß der Teufel

durch Zweideutigkeit des Vertrags die sich mit ihm einlassen, zu hintergehen sucht. So verlangt Alexander VI. vom Teufel, er solle ihm elf Jahre und acht, also neunzehn Jahre dienen; der versteht aber darunter elf Jahre und acht Monate. Papst Gregor VII. schließt einen Bund auf dreizehn Jahre, aber der Teufel berechnet ihm dazu die zwei, die er ihm schon früher gedient. Gerberten (Silvester II.) verspricht der Teufel, so lange zu dienen, bis er zu Jerusalem Messe halten werde; erst als ihm der Teufel bei der Messe erscheint und ihm sein Ende ankündigt, daß die Kirche, in welcher er Messe gelesen, Jerusalem genannt werde. In unserm Volksdrama ist dieser Betrug des Teufels äußerst wirksam, indem es den Vater der Lüge in seiner ganzen Lügenglorie hinstellt.

Schon aus diesen genannten Abweichungen von Marlowe, die wir getrost als Vorzüge bezeichnen können, erhellt, daß, wie immer dem Dichter des deutschen Volksdramas der volle Ruhm der Originalität abgehen mag, wie sein Stück mancherlei Feinheiten, namentlich wohl den Glanz der Marloweschen Diktion entbehrt hat, daß es denn doch jenem gegenüber als ein Fortschritt zu bezeichnen ist. Das leuchtet an den beiden hervorragendsten Eigentümlichkeiten hervor. Zuerst die ganz eigentümliche Gestalt der komischen Person, die nicht etwa einen bloßen Possenreißer zur Belustigung des großen Haufens abgibt, sondern in allem ein fein angelegtes und scharf durchgeführtes Gegenstück zum Helden der Tragödie bildet: die platte, wohlfeile, beschränkte, gemeine Alltäglichkeit, unflätig und verschmitzt, daß der Teufel sein Recht an ihr verliert — gegenüber der überschwänglichen Natur Fausts, die von unersättlichem Wissensdrange getrieben, die Tiefen alles Menschlichen und Göttlichen zu ergründen und zu beherrschen trachtend, elend zugrunde gehen muß. Und dann das zweite, was ich als ganz besonders hervorragend be-

zeichne, ist der letzte Akt, die teuflisch vernichtete Reue (durch die Helena) und das nun urplötzlich mit Riesenschritten hörbar nahende Gericht, dessen der Verlorene in Verzweiflung harrt, wobei jener Gegensatz, Faust und Hanswurst als Nachtwächter, ganz unvergleichlich spielt. Freilich lag in dem Elf- und Halbzwölfschlagen bei Marlowe schon eine gute Andeutung: aber was hat der deutsche Dichter daraus gemacht! Nicht weniger als ein förmliches Gerichthalten, das im Hintergrunde unsichtbar vorzugehen scheint und nur um so wirksamer ist als wir die Richter nicht sehen, nur ihren unabänderlichen Spruch hören. Der Sünder wird gemahnt, sich fertig zu machen, er wird angeklagt, der Spruch fällt: — noch ist eine Hoffnung, daß er am höchsten Throne der Gnade Bestätigung nicht erhält, — aber hier gibt es keine Gnade mehr gegen den, der sie selber so freventlich verscherzt hat, — er ist in alle Ewigkeit verdammt.

Ich glaube mich keiner Übertreibung schuldig zu machen, wenn ich behaupte, daß dieser letzte Akt unseres Volksdramas Faust mit zu den großartigsten Konzeptionen des poetischen Genies der Menschheit gehört, nicht der Deutschen bloß allein. Erschütternder wenigstens wird nichts gefunden werden, weder bei uns, noch bei den Engländern, noch bei den Spaniern, selbst nicht bei den Griechen. Was würde der größte Kenner des Tragischen, der wie kein anderer so tief in sein Wesen eingedrungen ist, was würde Aristoteles zu diesem tragischen Exempel gesagt haben! In der Tragödie weiß ich bei uns Deutschen nichts Gleiches, was diesem an die Seite gesetzt werden könnte, wohl aber im Epos, in unserm Volksepos, in den Nibelungen. Der Nibelungen Not, ihr Kampf (wonach das ganze Gedicht genannt ist), ihr furchtbarer Untergang mit all den Schrecken, die sich dabei entfalten, all den sittlichen Konflikten, die dabei spielen, diesen Untergang der Nibe-

lungen vergleiche ich in seinem gewaltig Erschütternden damit: und auch dieses Stück, dieses letzte zwanzigste Nibelungenlied hat nicht seinesgleichen in der Welt, nicht in der Ilias und nicht in der Odyssee, die in allem übrigen beide den Nibelungen weit überlegen sind.

Wenn aber ein deutscher Mann in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts etwas so gewaltig Dramatisches zu leisten imstande war, was sollen wir von der Entwickelung eines deutschen nationalen Dramas in damaliger Zeit sagen, was davon halten? Hat derselbe nicht noch mehreres geleistet, haben, wo einer solches leistete, nicht noch andere Leistungen stattgehabt? Und wenn sie statthatten, wie sind sie untergegangen oder erstickt worden? Wenn sie nicht statthatten, woran lag dieses Nichtaufkommen? Waren wir nicht befruchtet worden von England und den tragischen Werken seiner großen Dichter? Wie kam es, daß diese Befruchtung keine Frucht trieb? An unserm Faust haben wir solch eine Frucht und eine recht stattliche: warum haben wir nicht mehr, warum nicht eine allgemeine Ernte? An Genie hat es uns nicht gefehlt und an Kraft nimmermehr: aber die Ungunst der Zeiten hat die Entwicklung gehemmt: die Blüten und Knospen hat der Frost geknickt und ein böser Tau ist in sie gefallen. Damals war eben die unglücklichste Zeit, die je unser Vaterland erlebt hat: der Dreißigjährige Krieg mit seinem unsäglichen Jammer und Elend, seinen schrecklichen Folgen, die noch lange nach dem Frieden nicht verwunden werden konnten. Das Land verwüstet, das Volk verpestet und verhungert, die Nation ohne Ehre und Würde, sich selbst aufreibend, wo eine fremde wüste Soldateska sie nicht aufgerieben, die Menschen ohne Freude am Dasein, ohne Lust am Leben. Wie konnte da ein hoher Aufschwung der Poesie, der dramatischen namentlich, gedeihen, die des freudigen Zusammenstimmens aller, Liebe zu heiterem Lebensgenuß, Sicherheit und Behagen,

Ehre und Größe des Vaterlandes bedarf, dadurch dem Dichter erst die Flügel wachsen. Wie ganz anders war es doch ein halb Jahrhundert früher in England, wo neben der jungfräulichen Königin eine junge aufstrebende Nationalmacht sich erhob, Wohlstand im Innern, Größe nach außen: das war eine gesunde Luft, in der die Talente zur Zeitigung kamen; solch eine Luft braucht der dramatische Dichter. Die hatte freilich Deutschland nicht im siebzehnten Jahrhundert, darum auch die schönen Ansätze nicht vorwärts kamen, nicht zur Zeitigung, darum wir damals keine dramatische Ernte halten konnten. Es hat bei uns volle hundert Jahre noch gedauert, bis es zu einer großen, wirklich einzigen und originalen Leistung gekommen ist, mit der eine neue Ära beginnt, bis der heldenmütige Mann, der sie leistete, die Ausländerei, die Franzosen vor allen, aus unserer Literatur trieb, wie sein großer König, den er verherrlicht, die Armee der Franzosen bei Roßbach vor sich hertrieb; bis ein Lessing eine Minna von Barnhelm uns gab. Traurige Zustände Deutschlands im siebzehnten Jahrhundert, die es zu keinem geistigen Aufschwunge gelangen ließen! Doch wer kann wider die Macht der Verhältnisse? Es hat so sein sollen.

Die Laune des Schicksals, die auch bei Werken des Geistes ihre Macht übt, hat den Namen des deutschen Poeten, der den Faust schrieb, mit Vergessenheit bedeckt. Darauf hat das ganze Volk die Verlassenschaft mit einstimmiger Treue gehütet, bis nach 100 Jahren der größte deutsche Dichter als lachender Erbe eintrat und ein Kunstwerk schuf, das an Glanz und Reichtum seinesgleichen nicht hat. — —

Wir verfolgen das Puppenspiel Faust weiter auf dem Repertoir der Marionettenspieler, in bald besseren, bald schlechteren Texten, ein beim Volke nicht unbeliebtes Stück, wenngleich es mit seiner früheren Berühmtheit wohl nicht

mehr wetteifern kann. Ich hatte es selber noch (es war im Auguſt 1855) auf dem Vogelſchießen zu Weimar von einem Puppenſpieler aufführen ſehen, in einer recht wüſten und zerbrochenen Form, aus der aber immer noch das alte durchleuchtete und die ganz eigentümliche und intereſſante Varianten gab.

Überhaupt hat das Volksdrama Fauſt kurioſe Umänderungen zum Teil erfahren und iſt mit anderen Sagenſtoffen mannigfach kombiniert und verſetzt worden. So erzählt Heinrich Heine in ſeinem Tanzpoem Doktor Fauſt (Hamburg 1851) von einer höchſt merkwürdigen Umgeſtaltung des Stücks, die er einmal, etwa im Jahre 1826, von einer herumziehenden Komödiantentruppe in einem Winkeltheater auf dem ſogenannten Hamburger Berge, zwiſchen Hamburg und Altona, geſehen, alſo, was dabei noch merkwürdig iſt, von Schauſpielern, nicht auf dem Puppentheater. Was Heinen davon im Gedächtniſſe geblieben war, iſt dies.

Die zitierten Teufel erſchienen alle tief vermummt in grauen Laken. Auf die Anrede Fauſts „Seid ihr Männer oder Weiber?“ antworteten ſie „Wir haben kein Geſchlecht.“ Fauſt fragte ferner, wie ſie eigentlich ausſähen unter ihrer grauen Hülle; und ſie erwidern: „Wir haben keine Geſtalt, die uns eigen wäre; wir entlehnen nach deinem Belieben jede Geſtalt, worin du uns zu erblicken wünſcheſt: wir werden immer ausſehen wie deine Gedanken.“ Nach abgeſchloſſenem Vertrage, worin ihm Kenntnis und Genuß aller Dinge verſprochen wird, erkundigt ſich Fauſt zunächſt nach der Beſchaffenheit des Himmels und der Hölle, und hierüber belehrt, bemerkt er, daß es im Himmel zu kühl und in der Hölle zu heiß ſein müſſe; am leidlichſten ſei das Klima wohl auf unſerer lieben Erde. Die herrlichſten Frauen dieſer Erde gewinnt er durch den

magischen Ring, der ihm die blühendste Jugendgestalt, Schönheit und Anmut, auch die brillanteste Ritterkleidung verleiht. Nach vielen durchschlemmten und verluderten Jahren hat er noch ein Liebesverhältnis mit der Signora Lukrezia, der berühmtesten Kurtisane von Venedig: er verläßt sie aber verräterisch und schifft nach Athen, wo sich die Tochter des Herzogs in ihn verliebt und ihn heiraten will. Die verzweifelnde Lukrezia sucht Rat bei den Mächten der Unterwelt, um sich an dem Treulosen zu rächen; und der Teufel vertraut ihr, daß alle Herrlichkeit des Faust mit dem Ringe schwinde, den er am Zeigefinger trage. Signora Lukrezia reist nun in Pilgertracht nach Athen und gelangt dort an den Hof, als eben Faust, hochzeitlich geschmückt, der schönen Herzogstochter die Hand reichen will, um sie zum Altare zu führen. Aber der vermummte Pilger, das rachsüchtige Weib, reißt dem Bräutigam hastig den Ring vom Finger und plötzlich verwandeln sich die jugendlichen Gesichtszüge Fausts in ein runzlichtes Greisenantlitz mit zahnlosem Munde; statt der goldenen Lockenfülle umflattert nur noch spärliches Silberhaar den armen Schädel; die funkelnde purpurne Pracht fällt wie dürres Laub von dem gebückten schlottrigen Leibe, den jetzt nur noch schäbige Lumpen bedecken. Der entzauberte Zauberer merkt nicht, daß er sich solcherweise verändert, oder vielmehr, daß Körper und Kleider jetzt die wahre Zerstörnis offenbaren, die sie seit zwanzig Jahren erlitten, während hölliſches Blendwerk dieselbe unter erlogener Herrlichkeit den Augen der Menschen verbarg; er begreift nicht, warum das Hofgesinde mit Ekel von ihm zurückweicht, warum die Prinzessin ausruft: „Schafft mir den alten Bettler aus den Augen!“ Da hält ihm die vermummte Lukrezia schadenfroh einen Spiegel vor, er sieht darin mit Beschämung seine wirkliche Gestalt und wird

von der frechen Dienerschaft zur Tür hinausgetreten wie ein räudiger Hund.

Heinrich Heine erwähnt in seinem Tanzpoem Doktor Faust, S. 70ff. noch eine andere sonderbare Bearbeitung des Faustdramas, wie er es einmal zur Zeit eines Pferdemarktes in einem hannöverschen Flecken gesehen. Auf freier Wiese war ein kleines Theater aufgezimmert, und trotzdem daß am hellen lichten Tage gespielt wurde, wirkte die Beschwörungsszene hinlänglich schauervoll. Der Dämon, welcher erschien, nannte sich nicht Mephistopheles, sondern Astaroth. Faust beantwortet seine Beschwörung mit der Klage, er sei so arm, daß er immer zu Fuße laufen müsse und nicht einmal von der Kuhmagd geküßt werde; er wolle sich dem Teufel verschreiben, um ein Pferd und eine schöne Prinzessin zu bekommen. Der beschworene Teufel erscheint zuerst in der Gestalt verschiedener Tiere, eines Schweins, eines Ochsen, eines Affen; doch Faust weist ihn zurück mit dem Bedeuten: „Du mußt bösartiger aussehen, um mir Schrecken einzuflößen." Der Teufel erscheint alsdann wie ein Löwe, brüllend; auch jetzt ist er dem kecken Nekromanten noch nicht furchtbar genug: er muß sich mit eingekniffenem Schweife in die Kulissen zurückziehen und kehrt wieder als eine riesige Schlange. „Du bist noch nicht entsetzlich und grauenhaft genug", sagt Faust. Der Teufel muß nochmals beschämt davontrollen, und jetzt tritt er hervor in der Gestalt eines Menschen von schönster Leibesbildung, gehüllt in einen roten Mantel. Faust gibt ihm seine Verwunderung darüber zu erkennen, und der Rotmantel antwortet: „Es ist nichts Entsetzlicheres und Grauenhafteres als der Mensch: in ihm grunzt und brüllt und meckert und zischt die Natur aller andern Tiere: er ist so unflätig wie ein Schwein, so brutal wie ein Ochse, so lächerlich wie ein Affe, so zornig wie ein Löwe, so giftig wie eine Schlange, er ist ein Kompositum der ganzen Ani-

malität. Nachdem der Teufelsbund geschlossen, bringt Astaroth mehrere schöne Weiber in Vorschlag, die er dem Faust anpreist, z. B. die Judith. „Ich will keine Kopfabschneiderin", antwortet dieser. „Willst du die Kleopatra?" fragt alsdann der Geist. „Auch die nicht", erwidert Faust, „sie ist zu verschwenderisch, zu kostspielig und hat sogar den reichen Antonius ruinieren können; sie säuft Perlen." „So rekommandiere ich dir die schöne Helena von Sparta", spricht lächelnd der Geist und setzt ironisch hinzu: „mit dieser Person kannst du griechisch sprechen." Der gelehrte Doktor ist entzückt über diese Proposition und fordert jetzt, daß der Geist ihm körperliche Schönheit und ein prächtiges Kleid verleihe, damit er erfolgreich mit dem Ritter Paris wetteifern könne; außerdem verlangt er ein Pferd, um sogleich nach Troja zu reiten. Nach erlangter Zusage geht er ab mit dem Geiste und beide kommen alsbald außerhalb der Theaterbude zum Vorschein, auf zwei hohen Rossen. Sie werfen ihre Mäntel von sich und Faust sowohl als Astaroth machen nun im Staate englischer Reiter ihre Reiterkunststücke. Sie jagten miteinander um die Schaubühne herum, wo man jetzt die Stadt Troja und auf den Zinnen derselben die schöne Helena erblickte.

Das ist die andere der von H. Heine mitgeteilten Variationen des Faustdramas, an der auch wieder bemerkenswert war, daß sie von Schauspielern gegeben worden ist, noch mehr jedoch, daß sie gewissermaßen nur zur Einleitung von Kunstreiterstücken verwandt worden ist. Wahrscheinlich ist es auch mit dem Ritte um Troja nicht aus gewesen, wie Heine anzunehmen scheint, vielmehr dürfte eine equestrische Pantomime sich angeschlossen haben, über deren Inhalt man verschieden denken kann.

Wie wir hier Fausten in den Händen der Reitkünstler sehen, so war er schon viel früher, hundert Jahre früher, als pantomimisches Ballet, wie es scheint, zuerst auf dem

Wiener Theater vorgestellt worden. Wir haben eine alte Piece, die etwa ums Jahr 1730 zu Wien gedruckt worden, die den Inhalt dieses Faustballetts angibt, auch wieder merkwürdig wegen der Verbindung mit andern Sagenzügen. Die Piece ist abgedruckt im fünften Bande von Scheibles Kloster, S. 1020—1027. Ich gebe den Inhalt kurz an:

Actus I. Scena I. Faust in seinem Kabinet befindlich, macht seinen unruhigen und zweifelhaften Gedanken durch ein Rezitativ und eine Arie Luft. Ein höllischer Geist, Mephistophiles, findet sich ein, der ihm, gegen die Zusage, sich ihm zu verschreiben, alle irdische Glückseligkeit verspricht, auch die schönsten Weiber aus allen Weltteilen sehen lassen will. Faust will von der Verschreibung nichts wissen und Mephistophiles erläßt sie ihm auch, macht aber zur Bedingung, sobald er (Faust) sich wirklich verführen ließe, solle er seine Seele so gut wie verloren haben. Faust geht vorwitzig genug auf diesen Vorschlag ein, und Mephistophiles wird sein dienender Geist.

Scena II. In einem schönen Garten sitzen Männer verschiedener Nationen, zechen und schmausen, singen und machen sich mit Weibern, die sie dabei haben, lustig. Faust wird durch seinen dienstbaren Geist hierher gebracht und durch stumme Geberden ermahnt, sich mit darunter zu mengen und sich eine von den Weibern, die ihm am besten gefalle, auszusuchen. Das geschieht auch, sie setzen sich mit zu Tische, singen mit, und endlich beschließt ein Ballett die Szene.

Scena III. Zwei Scholaren Fausts, Pronomen und Adverbium mit Namen, erscheinen vor Fausts Hause und beklagen, daß sie ihren Meister nicht daheim getroffen. Zwei andere, Periodus und Apostrophe, sind über die Abwesenheit ihres Lehrers vielmehr erfreut, weil sie dadurch Zeit bekommen, sich lustig zu machen. Dem widersprechen

ſcheltend die erſten und es gibt Händel. Vier Geiſter in menſchlicher Geſtalt geſellen ſich zu den Streitenden, ſie auseinander zu bringen; und da das nicht gehen will, machen ſie ihnen den Vorſchlag, Fauſten ſelber hier richten zu laſſen und ſie zu ihm hin zu befördern; womit die Schüler zufrieden ſind und alle ſich durch die Luft hinweg-begeben.

Scena IV. Colombina tritt auf und fragt Hans Wurſten, Fauſts Diener, wo ſein Her ſei. Er antwortet ihr, daß er das ſelbſt nicht wiſſe, fragt aber weiter, warum ſie ihn ſuche und erfährt, daß ſie im Auftrage ihrer Herrin Angiola, die ihn herzlich liebe, ihn ſuche. Hans Wurſt bedeutet ihr, daß bei ſeinem Herrn, der nichts wie ſtudiere, an Gegenliebe nicht zu denken ſei. Nun entdeckt Colombine Hans Wurſten ihre Liebe, aber er bedauert, ebenfalls nicht dienen zu können, da er ſich auch ganz einem Studium, dem Küchenſtudium ergeben habe. Darüber iſt denn Colombine ganz entrüſtet und geht rachedrohend ab. Beelzebub tritt auf und fragt Hans Wurſten, warum er ſich ſo grauſam gegen das arme Frauenzimmer zeige. Hans Wurſt antwortet, er folge darin ſeinem Herrn; da ihm aber Beelzebub bedeutet, daß der ſich ſchon geändert, ſo will ſich Hans Wurſt nun auch, ſeinem Beiſpiele folgend, mit den Weibern einlaſſen. Als Colombine zurückkehrt, will er die Sache eben in Richtigkeit bringen: da ſpielt ihm Beelzebub einen argen Poſſen, verwandelt ſich in einen ſchönen Jüngling, lenkt Colombinens Liebe auf ſich und entführt ſie, ſo daß Hans Wurſten nun das bloße Nachſehen bleibt. In ſeiner Verwirrung bietet ihm eine Hexe ihre Liebe an; gegen das Verſprechen, ſich an Beelzebub zu rächen, geht er darauf ein und verſinkt mit ihr unter die Erde.

Scena V. Eine ländliche Hochzeit wird aufgeführt: ein Müller mit ſeiner Braut, Hirten im Gefolge mit einem

ländlichen Musikchore. Man tanzt ein Ballett. Faust und Mephistophiles kommen dazu, der erstere mischt sich unter die Tanzenden und führt die Müllerin hinweg. Der Müller wird des Raubes gewahr, sucht seine Braut, ohne zu finden und ist ganz untröstlich, was er pantomimisch auf die verschiedenste Weise zu erkennen gibt, indem er sich zu erstechen gedenkt und dergleichen, woran er aber immer durch die Bauern verhindert wird, bis man ihn bindet und hinwegträgt, womit der erste Akt endigt.

Actus II. Scena I. Das Theater zeigt eine Mühle. Faust wird an einem Fenster mit der Müllerin sichtbar, der er zur Gitarre von seiner Liebe vorsingt. Der Müller tritt auf und sieht die Bescherung: schnell macht er sich über die Stiegen in die Mühle, um Fausten zu erwischen. Dieser flieht vor ihm auf den Boden, dann aufs Dach, und als der Müller ihm auch dahin nachklettert, vom Dach aufs Mühlrad und so wieder herab auf die Erde. Der Müller, der ihm auch hier nachsetzt, wird plötzlich durch Fausts Verordnung auf dem Rade solange herumgedreht, bis dieser die Müllerin aus der Mühle geholt und sich, ein Ballett tanzend, mit ihr hinwegbegeben hat. Nun steht das Rad still und der Müller steigt herab. Er will dem Entführer nachsetzen, aber da kommen eine Menge Säcke aus der Mühle herausgetanzt, die ihn so umgeben, daß er nicht von der Stelle kann. Er öffnet die Säcke, aus jedem springt ein Teufel, daß er erschreckt in Ohnmacht fällt. Über den Tumult kommen die Müllerknechte herbei, denen er, sobald er sich wieder erholt hat, seinen Zufall pantomimisch erzählt, worauf sich alle weinend hinwegbegeben.

Scena II. Pronomen und Adverbium schlagen sich mit Periodus und Apostrophe infolge der früheren Begebenheit wieder herum. Eine Hexe erscheint, gebietet ihnen Ruhe, und da sie ihr Gebot nicht beachten, erhebt sie ihren

Stab, vier Teufel erscheinen, die die Widerspenstigen an vier Steine anschmieden. Nun geben sie der Hexe gute Worte. Sie verspricht auch, sie wieder loszumachen, wofern einer ihr Mann werden wolle. Aber dessen weigern sie sich standhaft. Hans Wurst, der hinzukommt, versucht sie zu bereden, um selber der Hexe ledig zu werden; diese merkt das aber und verzaubert den Hans Wurst ebenfalls und begibt sich unter vielen Drohungen hinweg.

Scena III. Faust hat gehört, wie es seinen Scholaren ergangen und kommt, sie zu befreien. Zur Entschädigung werden die vier Steine, an die sie geschmiedet waren, vier Nymphen, die um sie herum ein Ballett formieren. Während alle noch voller Verwunderung sind, fängt es an aus der Luft Flaschen mit Wein, Bratwürste und allerlei dergleichen zu regnen. Da lassen sie sich's alle zusammen wohl sein mit Essen und Trinken, auch Hans Wurst ist nicht untätig, und endlich begeben sie sich, berauscht wie sie geworden, mit den lächerlichsten Geberden hinweg.

Scena IV. Faust sitzt in einem schwarz möblierten Zimmer, er beginnt in sich zu gehen. Mephistophiles, dem die Sache bedenklich wird, läßt verschiedene Frauenzimmer auftreten, deren Lockungen Faust energisch widersteht. Endlich erscheint die Müllerin. Diese besingt seine Standhaftigkeit und nach einem lustigen Ballett geht er mit ihr ab. Nun treten von allen Seiten Hexen und Teufel auf, die in höllischer Freude über die neue Bestrickung Fausts einen teufelischen Siegestanz aufführen.

Actus III. Scena I. Hans Wurst flieht vor Colombinen, die ihm mit einem Dolche nachsetzt, da er ihrer Liebe sich weigert, weil sie ihm ungetreu geworden. Angiola sucht eine Versöhnung zu stiften, und Hans Wurst muß ihr versprechen, ihr hinsichtlich Fausts zu Diensten zu sein. Alle verfügen sich auf Fausts Zimmer.

Scena II. Fauſt und die Müllerin in einem ſchönen Zimmer ſchlafend. Mephiſtophiles bezeugt durch Springen und Tanzen ſeine Freude über den gelungenen Anſchlag. Angiola und Colombina werden von Hans Wurſt ins Zimmer geführt. Die erſtere, in der Hitze der Eiferſucht, will die Müllerin erſtechen. Dieſe erwacht und flieht; die andern ihr nach. Fauſt iſt allein, auch er ſchreckt aus dem Schlafe auf, auch er will fort, aber ſein Ende naht. Das Zimmer verwandelt ſich in einen hölliſchen Schlund mit Ungeheuern und Geſpenſtern auf allen Seiten, die ihn ſofort umgeben. Seine Wehklagen helfen ihm nichts, er wird gepackt und in die Flammen geſtürzt. Damit endet dieſes ſonderbare Stück, dieſe kurioſe Zuſammenſetzung aus Tragödie, Komödie, Pantomime, Ballett und Oper.

So buntſcheckig und albern das Ganze iſt, muß es doch ſeinerzeit in Wien und wohl auch anderswo Aufſehen genug gemacht haben. Ein Geſang daraus (denn aus dieſem Stücke wird er wohl geweſen ſein), der mit den Worten begann:

Fauſte, Fauſte, du mußt ſterben,
Fauſte, deine Zeit iſt aus —

war in Wien zu einer Art Volkslied geworden. Übrigens brauchen wir uns über den deutſchen Geſchmack nicht zu verwundern, da auch in England der Fauſt ſchon ſeit dem Ausgange des ſiebzehnten Jahrhunderts zu einer Farce herabgeſetzt und auch dort ſehr beliebt war. Wahrſcheinlich wieder eine andere, aber wohl jener Wiener ähnliche Pantomime war es, die, hinreichend mit Poſſen vermengt, von der Wäſerſchen Geſellſchaft im Jahre 1770 zu Leipzig gegeben wurde. Noch im Jahre 1809 führte ebendaſelbſt die Ruthſche Geſellſchaft dergleichen auf. In den ſiebziger Jahren des vorvergangenen Jahrhunderts war derſelbe

Stoff Gegenstand eines pantomimischen Kinderballetts in Wien, — und was dergleichen mehr ist. — —

Mit kurzen, mehr flüchtigen als eingehenden Bemerkungen über unser germanisches Heidentum und sein Fortleben in der christlichen Welt beginnend, suchten wir mit Hilfe jüdischer, ins Christentum aufgenommener Vorstellungen den Glauben an Teufel und Teufelsbünde wissenschaftlich zu erkennen und zu verfolgen; wir gingen, andere minder wichtige und minder ausgebildete vorbeilassend, zur bedeutendsten mittelalterlichen Teufelsbundsage, der von Theophilus, und ihren Bearbeitungen, besonders in Deutschland über, wir sahen ihre große Verbreitung mit verschiedenen Abzweigungen die ganze mittelalterliche Zeit entlang, mit deren Ausgang auch sie, die spezifisch katholische, verschwand; wir gingen dann über zu der sie ablösenden großen Sage, der Faustsage, die wir als deutsches, näher noch als protestantisches Eigentum durchaus beanspruchen mußten; wir lernten den Träger derselben kennen als einen in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts berühmten und berüchtigten Fahrenden, der bald nach seinem Tode zum Typus eines Zauberers sagenhaft umgestaltet, der Held einer Reihe von Volksbüchern wurde in verschiedenen Fassungen und Bearbeitungen, deren ältestes von 1587 unmittelbar nach seinem Erscheinen nach England kam, wo es ebenso rasch Marlowe zu einer Tragödie umschuf. Wir betrachteten dann diesen genialen Vorgänger Shakespeares und sein Werk näher, das, eines der Lieblingsstücke des englischen Publikums, durch die englischen Komödiantentruppen nach Deutschland gekommen sein muß, wo es einem deutschen Dichter wohl noch vor der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts der Impuls zu einem selbständigen Drama ward, das die ungemeinste Popularität errang und bewahrte. Wir suchten dieses Volksdrama seiner ursprünglichen Gestalt nach vermutungs-

weise uns zu vergegenwärtigen und in seiner Bedeutung, seiner Eigentümlichkeit und seiner Abhängigkeit vom englischen Stücke zu erkennen, nicht ohne zuletzt noch auf ein paar sonderbare Fassungen und Degradationen desselben einen Blick zu werfen. Mit einem Worte, ich habe gesucht, eine möglichst genaue Geschichte der volksmäßigen Faustdichtungen zu geben. Ich hoffe, mich keiner historischen Untreue schuldig gemacht und nicht mehr gesagt zu haben als der Historiker sagen kann und darf.

Höre man nun, was ein weit renommierter, freilich nicht als Historiker renommierter Mann über diesen Gegenstand sagt, der aber hier als Historiker sich geberdet: Heinrich Heine in den einleitenden Bemerkungen zu seinem Tanzpoem Doktor Faust. Ich führe seine Rede nicht bloß als Kuriosität an, sondern um daran zu lernen, um sich hüten zu lernen.

„Ich kann nicht umhin", sagt Heine, „in bezug auf die Entstehung und Entwicklung des Faustes der Sage, der Faustfabel, hier das Resultat meiner Forschungen mit wenigen Worten zu resumieren. Es ist nicht eigentlich die Legende vom Theophilus, Seneschal des Bischofs von Adama in Sizilien, sondern eine alte angelsächsische dramatische Behandlung derselben, welche als die Grundlage der Faustfabel zu betrachten ist. In dem noch vorhandenen plattdeutschen Gedichte von Theophilus sind altsächsische und angelsächsische Archaismen, gleichsam Wortversteinerungen, fossile Redensarten enthalten, welche darauf hinweisen, daß dieses Gedicht nur eine Nachbildung eines ältern Originals ist, das im Laufe der Zeit verloren gegangen. Kurz nach der Invasion Englands durch die Normannen muß jenes angelsächsische Gedicht noch existiert haben, denn augenscheinlich ward dasselbe von einem französischen Poeten, dem Troubadour Ruteboeuf, fast wörtlich nachgeahmt und als ein Mystère in Frankreich aufs

Theater gebracht. Dieses Mysterium vom Troubadour Ruteboeuf benutzte nun der englische Dichter Marlowe, als er seinen Faust schrieb, indem er die analoge Sage vom deutschen Zauberer Faust nach dem ältern Faustbuche, wovon es bereits eine englische Übersetzung gab, in die dramatische Form kleidete, die ihm das französische, auch in England bekannte Mysterium bot. Das Mysterium vom Theophilus und das ältere Volksbuch vom Faust sind also die beiden Faktoren, aus welchen das Marlowesche Drama hervorgegangen. Die Puppenspieltheater, die zur Shakespeareschen Zeit in London florierten und sich eines jeden Stücks, das auf den großen Bühnen Glück machte, gleich bemächtigten, haben gewiß auch nach dem Marloweschen Vorbilde einen Faust zu geben gewußt, indem sie das Originaldrama mehr oder minder ernsthaft parodierten, oder ihren Lokalbedürfnissen gemäß zustutzten, oder auch, wie oft geschah, von dem Verfasser selbst für den Standpunkt ihres Publikums umarbeiten ließen. Es ist nun jener Puppenspielfaust, der von England herüber nach dem Festland kam, durch die Niederlande reisend, auch die Marktbuden unserer Heimat besuchte, und in derb deutscher Maulart übersetzt und mit deutschen Hanswurstiaden verballhornt, die unteren Schichten des deutschen Volkes ergötzte."

Doch genug. Bei solcher Forschung wird einem schlimm. Schaurig! Fast soviel Unwahrheiten als Worte. Es ist als ob man einen Träumenden oder die Phantasie eines Fieberkranken hörte. Und das hat Heine bei gesunden Sinnen geschrieben, der gescheite Heine! Was doch ein gescheiter Mann auch ungescheit sein kann, und wie er sich blamieren kann, wenn er nichts lernen will. Aber eine Dreistigkeit gehört dazu, das für Forschung auszugeben, die ans Unglaubliche grenzt, die Dreistigkeit der Ignoranz.

Wir wollen doch noch einen Augenblick bei Heine

verweilen und mit anhören, was er über die Bedeutung der Helena in der Faustsage vorbringt: a. a. O. S. 74 ff.

„Unendlich bedeutungsvoll", sagt er, „ist die Erscheigung der schönen Helena in der Sage vom Doktor Faust. Sie charakterisiert zunächst die Epoche, in welcher dieselbe entstanden und gibt uns wohl den geheimsten Aufschluß über die Sage selbst. Jenes ewig blühende Ideal von Anmut und Schönheit, jene Helena von Griechenland, die eines Morgens zu Wittenberg als Frau Doktorin Faust ihre Aufwartung macht, ist eben Griechenland und das Helenentum selbst, welches plötzlich im Herzen Deutschlands emportaucht, wie beschworen durch Zauberssprüche. Das magische Buch aber, welches die stärksten jener Zauberssprüche enthielt, hieß Homeros und dieses war der wahre große Höllenzwang, welcher den Faust und so viele seiner Zeitgenossen köderte und verführte. Faust, sowohl der historische als der sagenhafte, war einer jener Humanisten, welche das Griechentum, griechische Wissenschaft und Kunst, in Deutschland mit Enthusiasmus verbreiteten. Der Sitz jener Propaganda war damals Rom, wo die vornehmsten Prälaten dem Kultus der alten Götter anhingen, und sogar der Papst, wie einst sein Reichsvorgänger Constantinus, das Amt eines Pontifex Maximus des Heidentums mit der Würde eines Oberhauptes der christlichen Kirche kumulierte. Es war die sogenannte Zeit der Wiederauferstehung, oder besser gesagt der Wiedergeburt der antiken Weltanschauung, wie sie auch ganz richtig mit dem Namen Renaissance bezeichnet wird. In Italien konnte sie leichter zur Blüte und Herrschaft gelangen als in Deutschland, wo ihr durch die gleichzeitige neue Bibelübersetzung auch die Wiedergeburt des judäischen Geistes, die wir die evangelische Renaissance nennen möchten, so bilderstürmend fanatisch entgegentrat. Sonderbar! Die beiden großen Bücher der Menschheit, die sich vor einem Jahrtausend

so friedlich befehdet und wie kampfmüde während dem ganzen Mittelalter vom Schauplatz zurückgezogen hatten, der Homer und die Bibel, treten zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts wieder öffentlich in die Schranken. Die Revolte der realistischen sensualistischen Lebenslust gegen die spiritualistisch altkatholische Askese ist die eigentliche Idee der Faustsage. Jene sensualistische, realistische Lebenslust selbst ist aber im Gemüte der Denker zunächst dadurch entstanden, daß dieselben plötzlich mit den Denkmalen griechischer Kunst und Wissenschaft bekannt wurden, daß sie den Homer lasen, sowie auch die Originalwerke von Plato und Aristoteles. In diese beiden hat Faust, wie die Tradition ausdrücklich erzählt, sich so sehr vertieft, daß er sich einst vermaß: gingen jene Werke verloren, so würde er sie aus dem Gedächtnisse wieder herstellen können, wie weiland Esra mit dem Alten Testamente getan. Wie tief Faust in den Homer eingedrungen, merken wir durch die Sage, daß er den Studenten, die bei ihm ein Kollegium über diesen Dichter hörten, die Helden des trojanischen Kriegs in Person vorzuzaubern wußte. In derselben Weise beschwor er ein andermal, zur Unterhaltung seiner Gäste, eben die schöne Helena, die er für sich selber vom Teufel begehrte und bis zu seinem unseligen Ende besaß, wie das ältere Faustbuch berichtet. Da die meisten Volksbücher über Faust aus dem Widmannschen Werke entstanden, so geschieht darin von der schönen Helena nur kärgliche Erwähnung und ihre Bedeutsamkeit konnte leicht übersehen werden. Auch Goethe übersah sie anfänglich, wenn er überhaupt, als er den ersten Teil des Faust schrieb, jene Volksbücher kannte und nicht bloß in den Puppenspielen schöpfte. Erst vier Dezennien später, als er den zweiten Teil zum Faust dichtete, läßt er darin auch die Helena auftreten, und in der Tat, er behandelte sie con amore. Es ist das beste, oder vielmehr das einzig Gute in besagtem zweiten Teile,

in dieser allegorischen und labyrinthischen Wildnis, wo jedoch plötzlich auf erhabenem Postamente ein wunderbar vollendetes griechisches Marmorbild sich erhebt und uns mit den weißen Augen so heidengöttlich liebreizend anblickt, daß uns fast wehmütig zu Sinn wird. Es ist die kostbarste Statue, welche jemals das Goethesche Atelier verlassen, und man sollte kaum glauben, daß eine Greisenhand sie gemeißelt. Sie ist aber auch vielmehr ein Werk des ruhigen, besonnenen Bildens als eine Geburt der begeisterten Phantasie, welche letztere bei Goethe nie mit besonderer Stärke hervorbrach, bei ihm ebensowenig wie bei seinen Lehrmeistern und Wahlverwandten, ich möchte fast sagen bei seinen Landsleuten, den Griechen. Auch diese besaßen mehr harmonischen Formensinn als überschwellende Schöpfungsfülle, mehr gestaltende Begabnis als Einbildungskraft, ja, ich will die Ketzerei aussprechen, mehr Kunst als Poesie."

So weit Heine. Es liegt in diesen Worten, namentlich in den letzten, recht viel Feines, wie es nur ein bedeutender Dichter, der ja Heine war, herausfühlen konnte. Um der letzten feinen Bemerkungen willen aber habe ich die Stelle nicht ausgehoben, sondern um deswillen was er zuerst über die Idee der Faustsage und namentlich über die Helena sagt. Aus dem letzteren ergibt sich, daß er auf das erstere durch Goethe gekommen ist. Goethe stellt im zweiten Teile des Faust in der Helena die Verkörperung der idealen Schönheit, des griechischen Kunstideals dar, nach welchem Faust unablässig ringt, das er endlich erreicht. Goethe nahm die in der Sage gegebene Helena und gestaltete sie zu einem solchen Ideale aus. Aber Goethe hat nie geglaubt, daß die Sage schon unter der Helena das gemeint, was er in sie gelegt. Und in der Tat weiß die Sage von einer solchen Goetheschen Helena durchaus nichts. Überhaupt kommt das Griechentum bei ihr gar nicht in Frage. Die

Beispiele, die sie aus ihm entlehnt, sind bloß entlehnt rein beispielsweise, weil Platon und Aristoteles und Homer damals beim Wiederaufleben der Wissenschaften viel galten, weil man sie wieder in der Ursprache lesen konnte. Die Helena, die Faust zum Weibe hat, ist nicht die griechische Helena als solche, sondern das schönste Weib: man wußte von keiner schöneren, sie galt allgemein dafür. Wenn Heine in der Sage ein Losreißen von der mittelalterlichen Askese und ein Ringen nach dem heitern Helenentume finden will, so ist das durchaus falsch. Die Sage zeigt vielmehr einen über das Maß des Menschlichen in unersättlichem Wissensdrange verstiegenen Geist, der der Religion absagt, die gewisse feste Grenzen verlangt, darum auch in Unsittlichkeit gerät, mit der Sitte, mit den sittlichen Ordnungen brechen muß und schließlich doch unbefriedigt, in Sehnsucht nach dem verlorenen Paradiese, schmachvoll untergeht. Dieser Gedanke ist konkret gefaßt in den Zauberglauben der damaligen Zeit und abgeschlossen durch die Strenge des protestantischen Dogmas. So steht es mit der Faustsage in Wahrheit und nicht anders. Aber dabei bleibt es den Dichtern unbenommen, die Sage anders zu fassen und zu deuten, d. h. für sich zu deuten, zu dichterischen Produktionen: nur sollen sie uns dann nicht weismachen wollen, ihre Sage sei die alte Sage. Der Dichter ist kein Historiker und braucht so wenig der Geschichte überhaupt zu folgen, als der Sage in ihrer eigentlichen Bedeutung. Wenn sie ihm für seinen Zweck genügt, dann ist es gut; dann nimmt er sie, wie sie da ist. Genügt sie ihm nicht, so kann er sie verändern: er hat vollständig freie Hand. Das haben auch die alten griechischen Dichter gedurft, sie haben die Sagen verändern gedurft, je nach der Idee, die sie durch dieselbe zum Ausdrucke, zur Darstellung bringen wollten. Es hatte also Goethe volles Recht, bei seinem neuen Faust, den er gestaltete, die Helena der Sage, die

nichts wie ein Name ist, in den Vordergrund zu rücken und sie zur Trägerin einer Idee zu machen; nur darf dann ein Späterer nicht kommen und uns weismachen wollen, das habe schon in der alten Sage gelegen. Das hieße ein Unrecht am modernen Dichter begehen, ihm die Ehre einer neuen Erfindung rauben. Den Faust der Sage, oder wohl gar noch den wirklichen Faust, zu einem bewußten Humanisten zu machen, wie dies Heine tut, ist also durchaus falsch und unstatthaft.

Regiſter

Aelfric, Erzbiſchof 21.
Agrippa v. Nettesheim 43. 45. 50. 109. 116. 125.
Ahasja 14.
Ahriman 13. 18.
Albertus Magnus 31. 50. 76. 125.
Alexander der Große 67 fg. 74. 91. 110. 125. 155 fg. 200.
Alexander VI., Papſt 206.
Alexandriner (Verſe) 195 ff.
Apokalypſe 14. 17 fg.
Ariſtoteles 39. 99. 207. 225.
Arnim, Achim von 148. 198.
Asmodus 178.
Aſtaroth 212 fg.
Auerbachs Keller 48 fg. 86—88 (vgl. 116. 122). 100. 132.
Auerhahn (Geiſt) 93. 97. 113. 178.

Balder 8.
Beelzebub **14.** 18. 63 fg. 151. 215.
Begardus, Philipp 40.
Belial 63. 151.
Bonaventura 21.
Boneſchky, Puppenſpieler 171.
Böſe, das 12 ff. 37.
Böttger, Adolf 148.
Brücken bauen (Fauſt I, Hexenküche) 118 fg. (109 fg.) 136 fg.
Bruns 29.
Bühne, altengliſche (Shakeſpearebühne) 146 fg.

Camerarius, Joachim 48.
— Philipp 47 ff. 90.
Campegius 110.
Cäſarius v. Heiſterbach 32. 65. 112.
Canet, Petrus Victor Palma 102.
Charon 174.
Creſcentio 109.

Dämonen 14. 17 fg. 107. 173.
Dämonologie, jüdiſche 14.
Dardaniæ artes 60.
Darius 156.
Daſent 26.
David 185.
Dekretalien 153.*)
Delila 185.
Donar 17.
Don Juan-Sage 170.
Drama, Weſen desſelben **204** ff. Vgl. 224 ff.

*) Sammlung reſp. Kodifizierung des kanoniſchen Rechts in früherer Zeit. Neuerdings hat Pius X. eine neue Kodifizierung vornehmen und den erſten Band ſämtlichen Biſchöfen zur Begutachtung vor einigen Tagen zugehen laſſen.

Drama, Entwicklung eines deutschen nationalen 208 fg.
Dualismus 13 fg.
Düntzer 52.
Dürr, Konrad 167.
Dyce, Alexander 143 ff. 148.

Edda 11. 18. 109 ff. 119.
Elfen (Elbe), **Elfenmythen** 36. 57. 80 fg. 88. 91. 107 fg.
Ettmüller, Ludw. 29.
Eusebius 15.
Eutychianos 19.

Fahrende Schüler, Faust als solcher 45. 49 ff.
Fakultäten, vier (Faust I, Monolog 1) 148. 175. 199.
Farnese, Alessandro 201.
Faustballett 214 ff.
Faust der jüngere 38 ff. — Georg 41 (Georgius Sabellicus 39. 41. 99). — Johannes 45 fg. 48. 53. 167.
Faustus senior 41. — Vgl. Faust I, Osterspaziergang.
— Justus, Sohn Fausts und Helenas 90. 97. 124.
Faustsage 30 fg. 35 ff. 115 ff. 146 fg. 166. 198. 224 ff.
1. ältestes Faustbuch 43 ff. 53 ff. 115. 126. 146 ff. 165. — In Versen 101. — Faustbuch von 1591 99 ff. — Widmansches Faustbuch 102 ff. — Pfitzer 113 ff. — Der Christlich Meinende 114 fg. — Das neuere Volksbuch 115.
2. dramatische Gestaltung: Marlowe 58. 138 ff. 171. 179. 197 ff. — Farce 144. 218.
3. deutsches Volksdrama Faust (Puppenspiel) 166 ff. — Auf dem Winkeltheater 210 ff. — Kunstreiterstück 212 fg. — Pantominisches Ballet 214 ff.
4. Lessings Faust 59. 172 ff.
5. Goethes Faust
6. weitere Perspektive 37.
Fausts Hund 42—44. 87. 108 fg. Vgl. 17 fg.
Fliegengott (Faust I, Mephistopheles' erstes Auftreten) 18.
Freija, Göttin der Liebe 18.
Friedrich der Große 9. 209.
Fro, Gott 17.
Furien 173. 193.
Fust 41.

Gast, Johannes 42 ff. 108. 110. 115.
Geißelbrecht, Marionettenspieler 170. 205.
Geister Verstorbener zitieren, Verbreitung und Ursprung des Glaubens 75 fg. Vgl. 67 ff. u. ö.
Gerbert (Silvester II.) 31. 50. 109. 121. 206.
Geßner, Conrad 45.
Godofredus Thenensis s. Gottfried von Thienen.
Goethe 16. 37. 43. 48. 58. 100. 141. 166 ff. 172. 194. 199. 204. 209. 223 ff.
Goliat 185.
Gottfried von Thienen 32.
Gottsched 168.
Green, Robert 141.
Gregor VII., Papst 206.
Grimm, J. 100.
Günther, Joh. Chr. 141.

Hagen, von der 169fg.
Haillinger, Chriſtof 104.
Hanner, Thomas 104.
Hanswurſt 176ff. 182ff. 191ff. 200. **206**fg. 215. 217fg. Vgl. 150. 152ff.
Hartman 21.
Hausgeiſt; Teufel 18. 43. 47. 59. 85. 123. Vgl. Spiritus familiaris.
Heidentum 7ff. **36**fg. **49.** 194. Vgl. Elfen, Wuotan uſw.
Heine, Heinrich 170fg. 210ff. 220ff.
Heinzelmann 85.
Hektor 68. 70ff.
Helena 55. 68. 70. 72. 74fg. **90**fg. 97. 104. 114. **159**fg. 185. 189fg. 200. 207. 213. **222**ff.
Helmitheus Hedebergenſis 41.
Herkules 116.
Hexen, Geſtalt 10—12.
— Berge 10.
— Bündniſſe (Teufelsbuhlſchaft) 9fg. 19.
— Fahrt u. Verſammlung 10—12. 15. 17.
— Prozeſſe 9. 15. 19. 50. 52.
— Zaubereien 100. 111.
Hieronymus, der Kirchenvater 15.
Hiob 13. 173.
Hoffmann von Fallersleben 22. 26. 29. 171.
Holda, Frau 12.
Hollenfahrt 12.
Hölle, Beſchreibung 64. 162. — Fauſt II, Grablegung.
Höllenfahrten 64fg. 103.
Höllenzwang 126ff.
Holofernes 185.
Homer 75. 99. 116. 208. 225.
Horn, Franz 168fg.
Hroswitha von Gandersheim 21.

Idiſi 11.
Innocens VIII. 9.

Jacobus a Voragine 21.
Johann VIII., Papſt 125.
Judith 185. 213.

Karl V., Kaiſer 44. 67fg. 74. 79. 89. 154ff.
Katholizismus 7ff. 35fg. 54. 110. 225.
Kirche, anatoliſche (kleinaſiatiſche) 19fg.
Kleopatra 213.
Klinge, Doktor 100.
Kobold — Teufel — Fauſt 19. 58. 84ff.
Komödianten, engliſche 166. 201.
Krato, Joh., von Kraftheim 45.
Kryſtallſehen (Fauſt I, Vor dem Tor) 104.

Lachmann 64.
Lavater, Ludwig 45.
Lercheimer, Auguſtin 51ff. 55. 98. 101. 115.
Leſſing 59. 141. 168. 172ff. 194. 209.
Loki 13. 17fg.
Lügenmären 88fg.
Lukretia, die Römerin 185.
Lukrezia von Venedig 211.
Luther 8. 35. 51fg.
Luxemburg, Marſchall; **ein franzöſiſcher Fauſt** 115. 118. **129**ff.
Luzifer **14**fg. 24. 27fg. 30. 63. 107. 149ff. u. ö.

Magie 38. 43. 45. 48. 56. 104. 125. 148 fg. **199** (Fauſt I, Monolog 1).
Maireiten 10.
Manlius, Joh. 43 ff. 51 fg. 108. 117.
Marbod, Biſchof von Rennes 21.
Margaretha von Parma 201.
Maria von Burgund 68. 70. 72 fg.
Marienkult 8. 35.
Marionettentheater 168 ff. 209.
Marlowe 138 ff. Vgl. Fauſtſage 2.
Marperger 58. 114. 128.
Maximilian I., Kaiſer 68 ff. 110 fg.
Meerminne 91.
Melanchthon 43. 45. 51 fg.
Militarius, lateiniſches Gedicht 32 ff.
Mephiſtopheles, Formen des Namens 58. 115.
Mone 29.
Mudt (Conradus Mutianus Rufus), Humaniſt 40 fg.
Müller, Wilh. 148. 198.

Neck 107 fg.
Nerthus, Göttin 12.
Neſtelknüpfen 112.
Nibelungen 8. 207 fg.
Nornen 11.
Nuthſche Geſellſchaft 218.

Odhin 17 fg. 77. Vgl. Wuotan.
Odhr 18.
Odyſſeus 75.
Opitz, Martin 196.
Ormuzd 13.
Ovelgönne 23 fg.

Padamera 200 fg.
Papismus 9.
Paracelſus 50. 125.
Paradies 67.
Parzival 8.
Paulus, Diakon zu Neapel 21.
Pfitzer, Joh. Nicol. 113 ff.
Pico von Mirandola 91.
Piſcinarius ſ. Wier.
Plato 39. 99. 225.
Plautus 99.
Pluto 174. 178. 180.
Poltergeiſter 43. 90. 110.
Polyphem 75. 99.
Prolog im Himmel 172 ff.
Puppenſpieler und -Theater 168 ff. 194 fg. 199 fg. 210.
Pythagoras 164.

Rauſch, Bruder 17. 85.
Rieſen 18. 77.
Rieſenweiber 11. 13.
Roſenkranz, K. 170.
Ruteboeuf 22.

Sabellicus, Georgius ſ. Fauſt.
Sachs, Hans 68 ff. 110.
Sage, Weſen derſelben 31 fg. 204.
— dichteriſche Geſtaltung 224 ff.
Sagenbildung 49 ff. 124. 136.
Salomo 185.
Satan 13 ff. 20. 24. 27 fg. 30.
Schuch, Franz 168.
Schütz-Dreherſche Geſellſchaft 169 fg.
Schwarzelbe 13.
Scotto, Geronimo 201.
Seelenwanderung 78 fg. 164.
Shakespear 10 fg. 58. **138—143.** 166. 173.
Sickingen, Franz von 39 fg.
Sigurd 8. 111.
Silveſter II. ſ. Gerbert.

Simon Magus 44. 50. 91. 109.
Simrock, Karl 115. 169 fg.
Simſon 185.
Skuld 11.
Sommer, Emil 29. 47. 124 ff. 169 fg. 198.
Sororius 47.
Spener, Philipp Jacob 168.
Spiritus familiaris 106. Vgl. Hausgeiſt.
Staufenberg, Ritter 91.
Sukkubä (Teufel in Weibesgeſtalt) **60. 90** fg. 104.
Suckling 58.

Tacitus 11.
Terenz 99.
Teufel, Urſprung 12 ff.
— Namen 16. 47.
— Geſtalt, Kleidung (lahmes Bein, Pferdefuß, rote Farbe uſw.) **16—18.** 46 fg. 105 fg. 132. 134. 149. 180. 210. 212.
— Bündniſſe **9—14.** 19 ff. 31. 38. 102. 104. 130 ff. 161. 180 ff. 190 (vgl. 205 fg.).
— Beſchwörung 33. 47. **57.** 104 fg. 149. 178. 212.
— Verſchreibung 20 fg. 23 fg. 27 ff. 51. 53. **58** fg. 95. **105** fg. **150. 181.** 212. 214.
Theophilusſage 19 ff.
— dramatiſche Bearbeitungen 22 ff.
Thomas v. Aquino 125 fg.
Thomaſius, Chriſtian 9.
Tieck, Ludwig 198.
Triſtan und Iſolde 78.
Trittenheim, Johann von (Trithemius) 38 ff. 50.
Tundal 64 fg.

Urdhr 11.

vâlant 16.*)
Venusbild 120.
Verdhandi 11.
Vincentius Bellovacenſis 21. 65.
Vintler, Hans 100.
Virgil 76.
Voland (Fauſt I, Walpurgisnacht) 16.

Wagner, Chriſtoph 55. 59. 91 ff. 97 fg. 113 fg. 126. 148. 150. 157. 161. 176 fg. 200. **204** fg. Vgl. Wäiger.
— Sage 93. 97. **128 fg.**: Wagnerbuch (58. 114).
Wäiger, Johann 103. 113. Vgl. Wagner.
Waldfrau 91.
Walküren 11 fg.
Walpurgisnacht 10.
Wâlrîderske 12.
Wäſerſche Geſellſchaft 218.
Waſſer, Heiligkeit desſelben 82.

*) Ein gleichlautendes althochdeutſches Wort ſcheint dieſem Namen des Teufels nicht zur Seite zu ſtehen, obwohl man es kaum in Zweifel ziehen ſollte, da die Partizipialbildung in ant, wie bei viant, wigant, heilant auf eine frühere Zeit zurückweiſt. Es gibt ein ſehr ſeltenes mhd. Verbum vâlen in der Bedeutung fehlen, irren; agſ. iſt fæljan oder fælan verführen. Jac. Grimm erinnert auch an das altnord. fâla gigas fæmina und das Verbum fæla terrere, ſogar den Namen des Gottes Phol zieht er mit herein.

Waſſergeiſter 18. 57. 107 fg.
Wettermachen 111.
Widman, Georg 102.
— Georg Rudolf 102 ff.
Wier, Johann (Weier) 44 ff. 55. 90. 98. 101. 126.
Wilde Jagd 12. **110.**
Wilder Jäger 57. 110.
Wirdung, Joh. 38 fg.
Wittekind ſ. Lercheimer.
Wittenberg als **Fauſtſtadt** 35. **51** ff. **92.** 155. 157. 160. 175. 187.
Wuotan 57. 110. 113. Vgl. Odhin.
Wurzel des Lebens 77 ff.

Zauberbücher 60. 104 fg. **125** ff. 151 ff. 176. 178.
Zauberfrauen 10 fg.
Zaubergärten 76. 110 fg. 185.
Zaubermantel (Fauſt I, Oſterſpaziergang u. ö.) 77. 127. 182.
Zauberpferd 42 fg. 99 fg. 153. 183 fg.
Zauberſchlöſſer 76. 83.

LG.
F2678
.Ys
222748
Faust
Author Schade, Oskar
Title Faust vom Ursprung bis zur Verklärung durch Goethe

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 22 25 06 006 6